This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 4275.114

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Monographien
zur
Weltgeschichte
XV

Friedrich der Große

von

Wilhelm Wiegand

Ger. 4275.114

Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858

Liebhaber-Ausgaben

Monographien zur Weltgeschichte.

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck

XV

Friedrich der Große.

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1902

Friedrich der Große

Von

Professor Dr. Wilhelm Wiegand.

Mit 2 Kunstbeilagen, 3 Faksimiles und 138 Abbildungen.

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1902

Ger 4275.111

Subscription fund.

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 50 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—50) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Friedrich der Große.
Gemälde von Antoine Pesne im Museum zu Berlin.

I.

Keine der großen Gestalten der Weltgeschichte hat im Urteil der Nachwelt so den Wechsel der Stimmung erfahren wie Friedrich der Große. Nicht daß sein Charakterbild wesentlich geschwankt hätte, von der Parteien Haß und Gunst verzerrt, nein, auf eine Periode, in der sein Andenken verblichen schien wie die feurige Pracht des Kometen, ist eine Zeit gefolgt, in der sein Stern in immer lebhafterem Glanze emporsteigt.

Einst, in den Tagen seiner Siege, war Friedrich der nationale Held des deutschen Volkes, dem selbst seine politischen Gegner ihre Bewunderung nicht versagten, und die geistige Welt Europas sah auf ihn als einen ihrer berufenen Führer. Aber schon die letzte Stimme, die zu seinen Lebzeiten aus jener Welt erklang, das Urteil Mirabeaus über die preußische Monarchie, erhob schneidenden Widerspruch gegen Friedrichs System und kündete die neu anbrechende Zeit an, die Sturmflut der Revolution, die auch über Friedrichs Schöpfung verheerend hinwegbrauste und aus ihren Tiefen einen neuen Helden, einen Abgott der Massen emporhob. Selbst in Deutschland trat Napoleon vielfach an die Stelle, wo einst Friedrich gethront hatte. Die Katastrophe des Jahres 1806 schien unwiderleglich darzuthun, daß dem preußischen Staat die natürliche Lebenskraft mangle, daß die Erfolge und Ruhmesthaten seines großen Königs eine dauernde Bedeutung nicht beanspruchen durften.

An dem Glauben an ihn hielten nur noch wenige fest. Getreuer zu ihm hat sich niemand bekannt als die Königin Luise in ihrer stolzen Antwort an den korsischen Imperator: „Dem Ruhme Friedrichs war es gestattet, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“ Im allgemeinen aber vergaß man seiner völlig unter den erschütternden Eindrücken der gewaltigen napoleonischen Zeit. Durch deren Ereignisse und Erfahrungen erschien sein System politisch, militärisch, volkswirtschaftlich, eigentlich auf allen Gebieten des Lebens gerichtet und verurteilt. Mit gleicher Schärfe wandten sich dagegen die Stimmführer des erwachenden deutschen Nationalgefühls wie die leitenden Männer beim Neuaufbau des preußischen Staates: Freiherr von Stein geißelte die maßlose Centralisation und den irreligiösen Charakter des Fridericianischen Regiments; mit flammenden Worten griff Ernst Moritz Arndt in seinem „Geist der Zeit“ und in seinen „Ansichten und Aus-

Abb. 1. Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden zu Berlin. Von Chr. Dan. Rauch.

sichten der teutschen Geschichte“ die undeutsche Art des Königs und der preußischen Monarchie an. Der grimmige Haß gegen die Fremdherrschaft und ihren Tyrannen traf nun auch die französische Bildung Friedrichs. Nur wenige wahrten in dieser allgemeinen Strömung ein eigenes besonnen wägendes Urteil wie Goethe und Niebuhr, wie Boyen und Süvern in Königsberg. Und doch erwies der Verlauf und Ausgang der Freiheitskriege, welch elementare Kräfte in dem preußischen Volke schlummerten, auf welch unzerstörbaren Grundvesten das preußische Staatswesen gebaut war. Mochten auch von dem Gepräge, das ihm Friedrich gegeben, sich wesentliche Linien ohne Schaden verwischen lassen, das Werk, das seine Vorfahren und vor allem sein Vater geschaffen, er selbst weiter geformt und in die Höhe geführt hatte, blieb im Kerne unberührt. Und schließlich war es doch die Nachwirkung seiner Thaten, die Preußen wieder die Rangstellung unter den europäischen Mächten zuwies, die er ihm einst erobert hatte.

Aber trotz dieses glänzenden Auf-

Abb. 2. Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci.
Gemälde von Adolf Menzel.
(Verlag von Gustav Schauer in Berlin.)

schwunges preußischer Kraft blieb sein Bild im Schatten. Die Periode der Romantik, die in dem neuen Funde des Volkstums und seiner Schöpfungen schwelgte, die sich mit inbrünstiger Andacht in den Geist des Mittelalters versenkte, hatte keine Empfindung für die weltgeschichtliche Größe und die hohe nationale Bedeutung Friedrichs. Für die Belebung seines Andenkens, für die Förderung seiner Geschichte ist keine Zeit so unfruchtbar gewesen wie eben jene ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts.

Erst von den dreißiger Jahren ab begann sich eine Wandlung entschieden bemerkbar zu machen, sichtlich unter dem Impulse des erstarkten politischen Liberalismus, der wieder an die Aufklärung des vergangenen Jahrhunderts anknüpfte, dessen Wurzeln in die Voltaire-Rousseausche Gedankenwelt hinabreichten und sich hier mit den Ideenkreisen Friedrichs mannigfach berührten. Seitdem ist das allgemeine Interesse an seinem Leben und Wirken rege geblieben, ja es ist durch die großen politischen Ereignisse der sechziger und siebziger Jahre nur noch lebhafter gesteigert worden.

Abb. 3. Denkmal Friedrichs des Großen in der Siegesallee zu Berlin. Von Joseph Uphues.

In Frankreich hat man von Anfang an den Ton bewundernden Verständnisses festgehalten. Namentlich die geistige Bildung Friedrichs, seine schriftstellerische Thätigkeit, aber auch seine Regentengröße übten hier immer eine besondere Anziehungskraft. Vielleicht nirgends ist seine Individualität so fein und so scharf analysiert worden wie eben hier. Die Katastrophe von 1870 rief allerdings eine Trübung des geschichtlichen Urteils hervor. Man fand in der preußischen und deutschen Politik, sei sie von Friedrich oder Bismarck geleitet, die gleiche Mischung von Treulosigkeit und Gewaltthätigkeit, den gleichen Charakter satanischer Größe. Die bisherige Sympathie für den König verwandelte sich in Abneigung. Aber die jüngsten Arbeiten eines Sorel, Lavisse, Waddington zeigen bereits eine unverkennbare Wendung. Zwar tritt auch bei ihnen das politische Interesse noch in den Vordergrund, aber sie suchen wieder den Ausdruck gerecht abwägender Anerkennung und sie entziehen sich nicht mehr dem zauberhaften Banne des Gentus.

In England ringen zwei Strömungen miteinander. Die eine spiegelt sich am klarsten in dem bekannten Zerrbild Macaulays und entspricht offenbar der Auffassung weiter Kreise. Sehr verschiedene Elemente: whigistischer Parteibann, hannoversche Überlieferung, methodistischer Religionseifer, vor allem aber der entschiedene Widerwille des Engländers gegen eine straff centralisierte Staatsverwaltung fließen darin zusammen. Erst neuerdings hat auch jenseits des Oceans eine amerikanische Stimme einen ähnlichen, wenn schon sanfteren Ton wie Macaulay angeschlagen. Schroff gegenüber steht die Heldenverehrung Carlyles, der in Friedrich den Mann der entschlossenen That, der rücksichtslosen Wahrheit in einem Zeitalter der nichtigen Lüge, den Vertreter echter königlicher Größe in einer Epoche geschichtlichen Niedergangs feierte.

Auf deutschem Boden ist man naturgemäß in Preußen vor allem bemüht gewesen, das Andenken des größten preußischen Herrschers zu Ehren zu bringen. Geschichtliche Forschung und Darstellung

wie künſtleriſche Schöpferthätigkeit haben ſich dabei die Hand gereicht. In der äußeren Erſcheinung, die ihm Rauch auf ſeinem die ganze Fridericianiſche Epoche verkörpernden Reiterdenkmal und Menzel in ſeinen mit unerreichter hiſtoriſcher Nachempfindung gezeichneten Bildern gegeben, ſteht Friedrich heute lebendig vor unſern Augen. Seine litterariſche Hinterlaſſenſchaft, ſeine private wie politiſche Korreſpondenz iſt oder wird noch in angemeſſener Weiſe veröffentlicht. Von allen Seiten trägt man das Material zur Erkenntnis ſeiner Arbeit auf dem geſamten Gebiete ſtaatlichen Lebens herbei. In geſchichtlicher Einzeluntersuchung wie im großen Zuge biographiſcher Darſtellung haben die erſten unſerer Hiſtoriker es verſucht, dem Bilde des Königs immer feſtere Umriſſe, eine immer lebendigere Farbe zu geben.

Die großen politiſchen Strömungen und Wandlungen unſerer Zeit haben freilich auch hierbei ihre ſichtbaren Spuren hinterlaſſen: der Kampf der beiden deutſchen Großmächte um die Vorherrſchaft ſowohl, wie der gewaltige nationale Aufſchwung ſeit der Errichtung des deutſchen Kaiſertums. Um die ragende Geſtalt Friedrichs reihten ſich die Vorkämpfer der preußiſchen Hegemonie. Sie ſchien ihnen mit dem prophetiſchen Blick des Genies Preußen den Weg zur Führung Deutſchlands gezeigt und gezeichnet zu haben, an ihr richteten ſich in den Jahren der Reaktion ihr Mut und ihre Zuverſicht immer von neuem wieder auf. Um ſo leidenſchaftlicher griff man von der großdeutſchen Seite her ſein Andenken an, ſuchte ihn als den gewiſſenloſen Erbfeind Öſterreichs, als den egoiſtiſchen Zertrümmerer alter deutſcher Reichsherrlichkeit zu brandmarken. Raſcher und energiſcher, als es ruhige, gewiſſenhafte, hiſtoriſche Forſchung hätte thun können, richtete dieſen Streit der Schlachtenentſcheid von Königgrätz und Sedan. So begreiflich und gerechtfertigt nun auch der Dank und die Anerkennung waren, die man in der Stunde des Triumphs der grundlegenden Arbeit und den großen vorbereitenden Thaten Friedrichs zollte, um ſo bedrohlicher wurde die Gefahr, daß ſie in eine falſche geſchichtliche Beleuchtung gerückt wurden, daß man hier ſchon Plan und Ziel einer Neugeſtaltung Deutſchlands finden wollte, die erſt hundert Jahre ſpäter zu lebendigem Ausdruck kamen.

Gegen dieſen patriotiſchen Übereifer und dieſe bedenkliche Beimiſchung politiſcher Stimmung ſchuf die eben ſeit 1870 auf allen Gebieten mit erneutem Eifer einſetzende Fridericianiſche Forſchung das allmählich wirkende Gegengewicht. Immer klarer trat in ihrem hellen Licht das ausſchließlich preußiſche Machtbewußtſein des Königs hervor, zugleich aber auch immer reicher ſein vielſeitiges Verdienſt um die kraftvolle Hebung ſeines Staats. Unabläſſig iſt ſeitdem die Geſtalt Friedrichs gewachſen: als Staatsmann, als Feldherr, als Regent, immer anziehender hat ſich auch ſein inneres Leben uns aufgeſchloſſen. Für ſeine litterariſche Thätigkeit wie ſein poetiſches und muſikaliſches Schaffen iſt unſer Verſtändnis wiedergewonnen worden. Man mag heute nach ſeiner perſönlichen Neigung, ſeiner ſubjektiven Stimmung zu Friedrich ſich ſtellen, wie man will, man mag die dämoniſche Verwegenheit ſeines Genies nach Belieben einſchätzen, ſeiner weltgeſchichtlichen Größe kann niemand mehr die Anerkennung verſagen, und getroſt darf die Geſchichtsſchreibung es heute wagen, ſein Bild entwerfen zu wollen.

Abb. 4. Friedrich Wilhelm I., Vater Friedrichs des Großen.
Gemälde im Hohenzollern-Museum.

II.

Wenn irgendwo das Wort Rankes zutrifft, daß sich die Biographie zur Geschichte erweitert, so ist es hier der Fall. Mit dem Leben Friedrichs rollt sich uns zugleich die europäische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts auf, das Zeitalter vom Utrechter Frieden bis zum Ausbruch der französischen Revolution.

In den Ausgang des spanischen Erbfolgekrieges, in jene Zeit, da das Übergewicht Frankreichs, das auf Europa im siebzehnten Jahrhundert gelastet hatte, gebrochen erschien und das neue Princip des europäischen Gleichgewichts zum erstenmal in Geltung trat, fällt die Geburtsstunde Friedrichs. Preußen hatte in jenem gewaltigen Kampfe, wie in dem gleichzeitig lodernden Kriege, der im Osten und Norden Europas Rußland statt Schweden an die führende Stelle brachte, seine Stellung falsch gewählt und seine Interessen schlecht gewahrt. Die Unthätigkeit und das schwankende Verhalten, zu dem es in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts verurteilt war, waren wesentlich Folgeerscheinungen jener unglücklichen Politik in den Tagen der großen Entscheidungen. Weder Friedrichs Großvater, der erste preußische König, noch sein Vater Friedrich Wilhelm (Abb. 4), der freilich schärfer sah, besaßen Anlage und Befähigung für eine umsichtige und zielbewußte Führung der politischen Geschäfte. Aber gleichzeitig wurde das Mißverhältnis zwischen der unter Friedrich Wilhelm I. von Jahr zu Jahr immer mehr erstarkenden Kraft wie innern Gesundheit des preußischen Staatswesens und der Geringschätzung und Unwirksamkeit

seiner äußeren Machtstellung so empfindlich und schließlich so unerträglich, daß die Entwickelung Friedrichs und sein ganzes späteres Leben davon in entscheidender Weise beeinflußt und bestimmt worden sind. Schon auf seine frühe Jugend fielen verdüsternd die Schatten jener drückenden, unhaltbaren Zustände, so hell sie auch anfangs zu erstrahlen schien.

Mit besonderer Freude war der Thronerbe bei seiner Geburt am 24. Januar 1712 vom Großvater und den Eltern begrüßt worden, nachdem vorher zwei männlichen Sprößlingen nur eine kurze Spanne Lebenszeit beschieden gewesen war. Zu seinem Ebenbilde wollte der Vater den Sohn formen, deshalb gab er ihm zum Teil die gleichen Erzieher, die er gehabt hatte. Es waren indes sehr verschieden geartete Persönlichkeiten, welche den jungen Prinzen umgaben: auf der einen Seite französische Refugiés, die ihrem Glauben ihr Vaterland geopfert hatten, aber in Sprache und Kultur ihm treu geblieben waren, wie die alte Gouvernante Madame de Rocoulles und der junge Informator Duhan de Jandun;

Abb. 5. Sophie Dorothea, Mutter Friedrichs des Großen.
Gemälde im Hohenzollern-Museum.

auf der andern Seite die Gouverneure Graf Finckenstein und von Kalkstein, beide Ostpreußen und hervorragende, in den Kriegen gegen Frankreich bewährte preußische Offiziere. Jene fremden Elemente übten auf Friedrichs Geist und Gemüt mit seiner eigentümlichen, schwer zu scheidenden Mischung elterlicher und großelterlicher Erbschaft den ungleich nachhaltigeren Einfluß aus. Anregungen und Einwirkungen, die an dem Vater einst völlig spurlos abgeglitten waren, zogen bei dem Sohne unverwischbare Furchen.

In strengem, wörtlichem Anschluß an die einst für seine Erziehung gegebene Instruktion hatte Friedrich Wilhelm die Vorschriften entworfen, nach denen sich die Charakter- und Geistesbildung des Kronprinzen regeln sollte, indes in kleinen bezeichnenden Zuthaten und Abstrichen seinen ausschließlich auf das Praktische gerichteten Sinn bewiesen. Den Unterricht in der alten Geschichte wie in der lateinischen Sprache strich er, um dafür Volkswirtschaft und Völkerrecht an die Stelle zu setzen, auf das genaueste wurden die Zeiteinteilung und der Stundenplan des Tages festgelegt. Drei Kardinaltugenden wollte der König bei seinem Sohne entwickeln: ein wahrhaft frommes Christentum, die Sparsamkeit eines guten Hauswirts und die Liebe zum Soldatenstand, es waren eben die Eigenschaften, die seinem Wesen das Gepräge gaben. Er übersah bei alledem ganz, daß für die zarte und feine Natur des jungen Prinzen sich nicht eignen mochte, was für seine robuste Beschaffenheit angemessen gewesen war, und daß eben seine Anordnungen grundverschiedene geistige Richtungen bei dessen Erziehung gegeneinander arbeiten ließen. Von Duhan de Jandun wissen wir, daß er sich an die Instruktionen des Königs nicht band und gegen dessen ausgesprochenen Befehl seinem Zögling sehr zu Gefallen den ersten Einblick in das Zauberland der schönen Litteratur und Poesie öffnete.

In dem Widerspiel zweier Kulturen, in einer Welt von Gegensätzen wuchs Friedrich auf.

Scharf in die Augen springt sofort die Verschiedenheit seiner beiden Eltern. Friedrich Wilhelm, den die Zeitgenossen wie die Nachwelt lange und schwer verkannt haben, bis erst die neuere preußische Geschichtsforschung ihm gerecht geworden ist, vertrat in gewissermaßen verdichtetem und vergröbertem Grade die gesunden Eigenschaften des deutschen Volksgeistes, welche der furchtbare dreißigjährige Krieg, der alle Blüten deutscher Kultur abgestreift hatte, nicht hatte vernichten können: eine Einfachheit und Geradheit der Sitten, die sich bis zur schroffen Rauheit und abschreckender Roheit steigern konnte, eine Schlichtheit des Sinns, die sich gegen fremde geistige Interessen in ablehnender Beschränktheit abzuschließen vermochte, eine unerschütterliche Wahrhaftigkeit, die sich oft in verletzender Schärfe und plumper Form äußerte, eine Derbheit der Lebensart, die zuweilen in grotesker Weise zu Tage trat. Es war die Lebensauffassung des niederdeutschen Bürgertums seiner Zeit, die der König bei jeder Gelegenheit bekannte. Aber in dem stämmigen Körper lebte zugleich ein unbezwinglicher, alles mit sich fortreißender und niederbeugender Wille, eine Energie der Arbeit, die keine Ermüdung kannte, ein unvergleichlicher Sinn für alle praktischen Fragen des Lebens. Seine gesamte geistige Kraft, sein gewaltiges Temperament, das sich bald in Ungeduld verzehrte, bald im jähzornigen Ausbruch sich austobte, die ganze Ruhelosigkeit seiner nervösen und reizbaren Natur waren nur auf das eine Ziel gerichtet: seinen Staat stark und gesund zu machen. Er war nicht bloß der Drillfeldwebel seines Volkes, wie ihn Carlyle genannt hat, er wurde der Schöpfer des preußischen Militär- und Beamtenstaats.

Ihm gegenüber vertrat Sophie Dorothea (Abb. 5), die Prinzessin aus welfischem Blut, die Kultur der Zeit, die ein wesentlich französisches Gepräge trug. Sie war vom hannoverschen Hofe her an Glanz und Pracht, an Feinheit der Formen gewöhnt. Sie hatte Freude an den gefälligen, heitern Außenseiten des Lebens, am Schönen in der Kunst, sie hatte Geschmack für Musik und Litteratur. Diesen ihren Idealen blieb sie auch an der Seite ihres Gatten treu, so wenig Verständnis er dafür zeigen mochte. Vortrefflich eignete sich zu königlicher Repräsentation ihre würdevolle äußere Erscheinung, die ihr bei den Hofleuten den Beinamen Olympia eintrug. Doch darauf beschränkte sich ihr Ehrgeiz nicht; gleich ihrer Ahne, der ersten preußischen Königin, wollte ihre Hand auch im Gewebe der Politik die Einschlagsfäden führen, und sie

Abb. 6. Friedrich und seine Schwester Wilhelmine als Kinder.
Stich von E. Eichens nach Antoine Pesne.

kämpfte für ihre Ziele mit allen guten und schlimmen Waffen ihres Geschlechts. Sehr bald geriet sie auf diesem Gebiet in den schroffsten Gegensatz zu ihrem Gatten, mit dem sie sonst ein häuslich und treu geführtes Familienleben verband. Der ganze Hof spaltete sich in zwei feindliche Lager: in dem einen die Umgebung Friedrich Wilhelms, meist Offiziere, die abends im Tabakskollegium um den König geschart mit ihm an den Ereignissen des Tages und den Fragen der Zeit ihren derben Witz übten, in dem andern die höfischen Vertrauten Sophie Dorotheas, die mit ihr in ohnmächtigem Groll gegen die unseligen Ratgeber des Königs, den alten Fürsten von Dessau, den General Grumbkow, den Feldmarschall Seckendorff sich ergingen.

Diesen Gegensätzen und diesen Kämpfen konnte keiner am Hofe fremd bleiben, am wenigsten der junge Thronerbe, in dem beide Parteien die Zukunft verkörpert sahen. Friedrich Wilhelm war trotz seiner rauhen Außenseite keineswegs zärtlichen Gemütsregungen verschlossen, und namentlich für seine Kinder schlug in ihm ein warmes Herz voll Vaterliebe. Es ist rührend, wie er den Erziehern seines Sohnes einschärft, daß sie diesen nie mit ihm schrecken sollten, eher mit dem Zorne der Mutter, er wollte und ersehnte von ihm brüderliche Zuneigung. Aber gerade das Gegenteil erreichte er mit der von ihm gewählten Methode. Wie Friedrich sich den französischen Persönlichkeiten seiner Umgebung willig anschloß, so geriet er auch mit seiner wenig älteren, ihm gleichgearteten Schwester Wilhelmine (Abb. 6 u. 9) ganz unter den Einfluß seiner Mutter. Es waren eben wahlverwandte Elemente, die sich hier zusammenfanden und eine Atmosphäre schufen, in welcher Friedrich seinem Vater immer fremder wurde und beide schließlich das gegenseitige Verständnis und Vertrauen völlig verloren.

Wenn alle Berichte aus der frühesten Kinderzeit die lebhafte Munterkeit und die Liebenswürdigkeit des jungen Prinzen rühmen und ein Abglanz davon auch auf den bekannten Bildern des Hofmalers Pesne liegt, auf denen Friedrich einmal neben seiner ihm Blumen bietenden Schwester wacker die Trommel schlägt (Abb. 6), ein andermal mit dem Sponton den Vater grüßt (Abb. 7), so traten doch schon sehr bald die ersten Anzeichen des Konfliktes auf, der auch das Aussehen und das Auftreten des Kronprinzen verwandelte. Schon bei dem Zwölfjährigen argwöhnte der König, daß er nicht so denke wie er und daß es Leute gäbe, die ihm andre Gesinnungen beibrächten, ihn veranlaßten, alles zu tadeln; gar zu gern möchte er wissen, was in dem kleinen Kopfe vorgehe. Ein Jahr darauf meldet Seckendorff, daß der Prinz durch das Frühaufstehen und die Strapazen so überanstrengt werde, daß er ältlich und steif auszusehen beginne, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte. Zwar entzückt sein „aimables Gesicht mit den strahlenden Augen" noch den Schweizer Haller, aber bald breiten sich darüber schwere Schatten trauriger Melancholie. Den beiden Leitern des Halleschen Waisenhauses, Francke und Freylinghausen, die Gelegenheit hatten, in der königlichen Familie tagelang in Wusterhausen zu verkehren, erscheint der fünfzehnjährige Prinz still und bleich. Mit dessen kleinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, spielt der König recht wie ein zärtlicher Vater, für seinen Fritz hat er nur Worte herben Tadels, der um so schärfer lautet, als er vor seiner Konfirmation im Religionsunterricht nicht genügende Fortschritte zeigt.

Immer breiter und tiefer wurde allmählich die Kluft zwischen Vater und Sohn, und schon ließ sich Friedrich Wilhelm zu Schlägen und Mißhandlungen hinreißen, die am wenigsten geeignet waren, das edle Reis nach seinem Sinne zu biegen. Den Prinzen reizten nach einem ewigen Gesetze menschlicher Seelenkunde gerade die verbotenen Früchte am meisten, heimlich wußte er sich Bücher zu verschaffen, zunächst französische Romane, die er in nächtlicher Stille und in verborgenen Ecken las. Dagegen hatte er für alle die Dinge, die dem König besonders am Herzen lagen, für eine einfache, sparsame Lebenshaltung und körperliche Uebungen, nur widerwillige Abneigung. Seine militärische Uniform, das preußische Ehrenkleid, nannte er mit unverhohlener Verachtung seinen Sterbekittel. Wohl hat es an einzelnen Versuchen nicht gefehlt, der unnatürlichen Entfremdung ein Ende zu machen; aber sie scheiterten nicht bloß an dem grundsätzlichen Gegensatz der beiden Charaktere, auch an dem Mangel Friedrichs, in aufrichtiger Ergebenheit sich dem Willen

des Vaters zu fügen, sowie an verschiedenartigen fremden Einflüssen, die ihn in seiner verstockten Haltung bestärkten. Als vollends der Prinz Gelegenheit hatte, den reichen Glanz, die verschwenderische Pracht und den raffinierten Lebensgenuß des Dresdener Hofes kennen zu lernen, dessen verführerischen Verlockungen ihn umschmeichelt hatten, dünkte ihm die häusliche Existenz als eine unerträgliche Qual. Allerdings hatte er sich aus geliehenen Geldern allmählich eine schöne, reichhaltige Bibliothek von 4000 Bänden angeschafft, welche namentlich die französische Litteratur in bester Auswahl von Rabelais bis auf Voltaire, darunter die Klassiker, historische wie theologische Werke in großer Zahl umfaßte und, in einem Versteck aufgestellt, dem Prinzen vereinzelte Stunden des Genusses und der Belehrung bot, auch gab ihm Quanz, der Meister des Flötenspieles, heimlicherweise den lang ersehnten musikalischen Unterricht; aber seine persönliche Umgebung war ausschließlich soldatisch gestaltet worden. Duhan de Jandun war entlassen, die beiden Gouverneure wurden verabschiedet, und an ihre Stelle traten als militärische Gesellschafter des Kronprinzen der Oberstleutnant von Rochow und der Leutnant von Keyserlingk mit dem ausdrücklichen Auftrag des Königs, aus Friedrich wenn möglich noch „einen braven Kerl und honetten Offizier“ zu machen, jedenfalls ihn auf Schritt und Tritt im Auge zu behalten und ihn zu überwachen. Denn immer schärfer hatte sich der Familienkonflikt zugespitzt, nachdem politische Gegensätze und diplomatische Intriguen ihn zu vergiften begonnen hatten.

Abb. 7. Kronprinz Friedrich. Gemälde von A. Pesne.

III.

Lange zitterten die Wellen jener kriegerischen Sturmflut nach, die in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts über Europa gebraust war. In unruhigen Bewegungen schob sich die Politik der Mächte hin und her, bis endlich der alte Gegensatz zwischen Frankreich und Österreich wieder die diplomatische Lage beherrschte. Während Spanien wie Österreich wiederholte Frontwechsel vollzogen, bildeten Frankreich und die beiden Seemächte, England und Holland, eine geschlossene Gruppe, die zunächst dem maßlosen Ehrgeiz Spaniens, dann den ausschweifenden Plänen der kaiserlichen Politik entgegentrat.

Preußen hatte zunächst auf der Seite der Seemächte gestanden, war aber dann allmählich ins kaiserliche Lager übergetreten. Wie für Kaiser Karl VI. die Anerkennung seiner pragmatischen Sanktion, der weiblichen Erbfolge im Hause Österreich, die Magnetnadel seiner Politik wurde, der er, die wichtigsten Interessen opfernd, blind folgte, so leitete Friedrich Wilhelm der Gedanke an den Erwerb jener niederrheinischen Erbschaft von Jülich-Berg, die seinem Hause seit den Tagen des Großen Kurfürsten beim Erlöschen der Pfalz-Neuburgischen Linie zugesagt war. Freilich wurde es ihm unendlich schwieriger als dem Kaiser, die Stimmung der europäischen Mächte für seine Pläne zu gewinnen. Während eine jede ihn mit inhaltlosen oder zweideutig geformten Versprechungen hinhielt, waren sie alle in dem Interesse einig, diese bedrohliche Machtverstärkung Preußens zu verhindern. Friedrich Wilhelm hatte die lebhafte und peinigende Empfindung für diesen auf allen Seiten ihm entgegentretenden stillen Widerstand, zugleich das niederdrückende Gefühl seines diplomatischen Ungeschicks, denselben zu überwinden. Mit dem ganzen Trotz seines königlichen und preußischen Machtbewußtseins bäumte er sich andererseits dagegen auf, im Kreise der Mächte nicht als gleichberechtigt zu gelten, nur als eine Schachfigur auf dem Brette der europäischen Politik hin- und hergeschoben zu werden. Mit der vollen Ehrlichkeit seiner deutschen Seele, der alles französische Wesen im Grunde verhaßt war, hatte er sich nun dem Kaiser angeschlossen, hatte ihm die pragmatische Sanktion gewährleistet und dafür die Anerkennung seiner Anwartschaft auf das Herzogtum Berg erhalten. Der österreichische Gesandte, Feldmarschall Seckendorff, ein alter Kriegskamerad des Königs, und der von ihm mit österreichischem Gelde gewonnene General von Grumbkow, der einflußreichste Mann des preußischen Hofes, zugleich eine hervorragende Kraft auf allen Gebieten der Staatsverwaltung, wußten mit außerordentlichem Geschick Friedrich Wilhelm im Fahrwasser der kaiserlichen Politik festzuhalten, seine Stimmung gegen die Westmächte, namentlich England, derart zu reizen und zu verbittern, daß einmal der Ausbruch des Krieges unmittelbar bevorstand. Aber im letzten Augenblick trug er wie immer Scheu, zu den Waffen zu greifen, nicht aus Schwäche oder Furcht, sondern in dem dunklen Bewußtsein, daß im diplomatischen Spiel er sicher um die Früchte des Sieges betrogen werde.

Übrigens keineswegs mit einem Schlage hatten sich beim König die Umkehr und die Abwendung von England vollzogen. Seit Jahren war der Tradition seiner Familie gemäß eine Verschwägerung mit dem hannoverschen Hause in Aussicht genommen, und vor allem die Königin Sophie Dorothea verfolgte mit hartnäckigem Feuereifer den Plan einer Doppelheirat, die dem Prinzen von Wales die Hand ihrer Tochter Wilhelmine geben und den Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin verbinden sollte. England hatte dabei unverrückt das Ziel im Auge, Preußen von der österreichischen Seite abzuziehen, während Friedrich Wilhelm von irgend einem politischen Preis jener Familienallianz nichts wissen wollte. Eben um jene Frage der englischen Heiraten entspann sich nun am preußischen Hofe ein gefährliches Ränkespiel, in dem die Königin mit ihren Kindern, unterstützt vom englischen und französischen Gesandten, einen leidenschaftlichen Kampf gegen die österreichische Partei führte. Friedrich ist damals zuerst mit den Schleichwegen der diplomatischen Intrigue bekannt geworden, mit allen ihren feinen Künsten umspann sie schon den vierzehnjährigen Prinzen und verstrickte ihn immer tiefer in ihre Kreise. Es war für seinen Charakter eine Schule bedenklichster Art, der er ohne

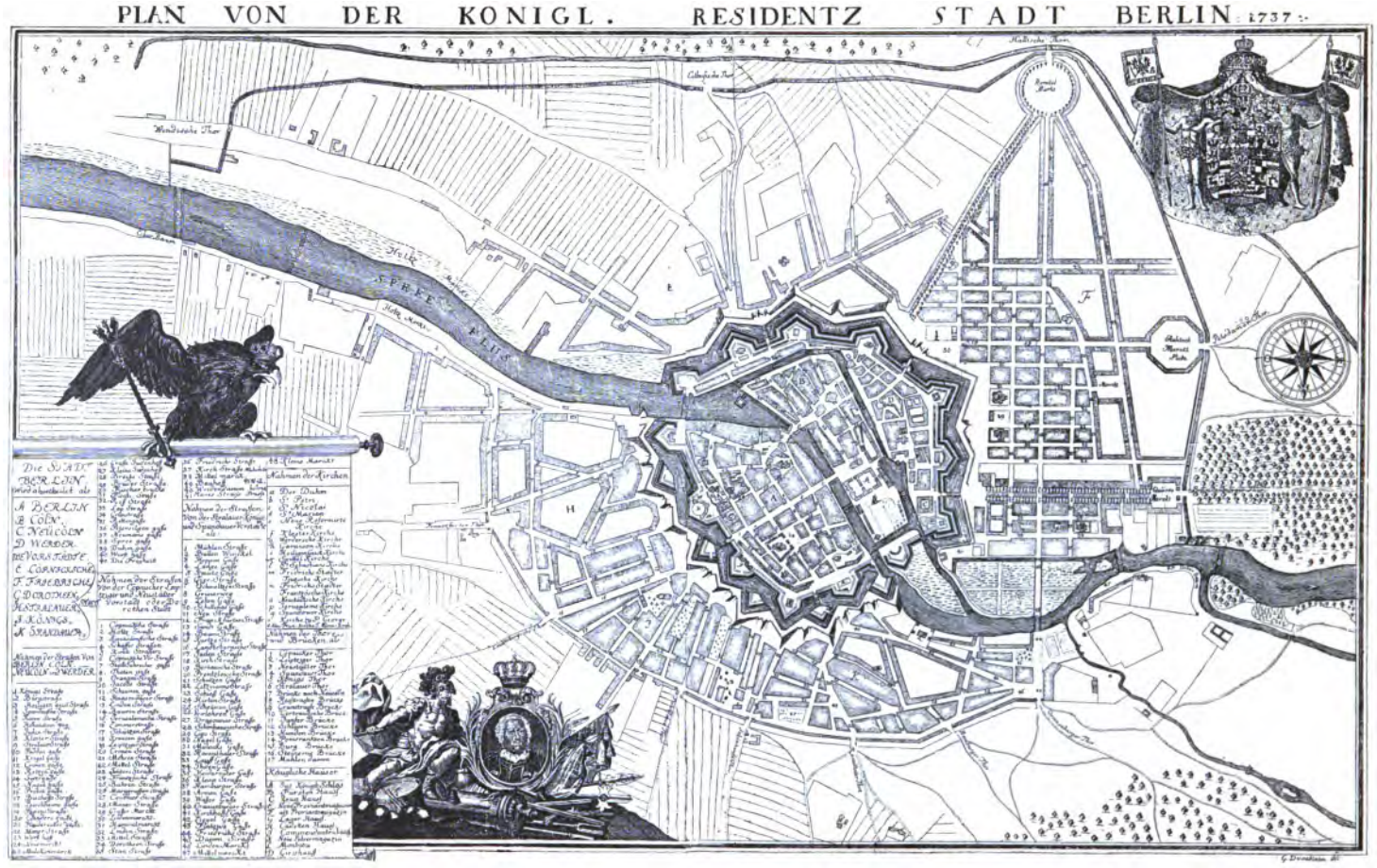


Abb. 8. Plan von Berlin aus dem Jahre 1737.

schwere Schädigung kaum entgangen wäre, wenn nicht die energische Faust des Königs in jene unheilvollen Wirrungen eingegriffen und ein furchtbares Ungewitter seiner zornigen Ungnade die unerträglich gewordene Spannung gelöst hätte.

Friedrich Wilhelm war trotz der Zerwürfnisse mit England, die ihn fast zum kriegerischen Einbruch in Hannover verleitet hätten, nach wie vor bereit, wenigstens einer Heirat, der Verbindung seiner Tochter Wilhelmine mit dem englischen Prinzen seine Zustimmung zu geben, während er für seinen Sohn eine Entscheidung noch so lange als möglich hinausschieben wollte. Noch einmal wurden auf seinen Wunsch durch einen Brief der Königin Verhandlungen eingeleitet, die zur Mission eines englischen außerordentlichen Gesandten, des Sir Charles Hotham, an den preußischen Hof führten. Wie nun auch seine geheimen Aufträge gelautet haben mögen, ob sie wirklich den Sturz des Generals Grumbkow und die Entfernung des ihm gleichgesinnten preußischen Vertreters in England, also den Sieg der englischen Politik über die österreichische, vor allem ins Auge faßten, jedenfalls war Hotham angewiesen, sich mit dem Zugeständnis der einen Heiratsverbindung nicht zufrieden zu geben, sondern auch die andere, die Vermählung des Kronprinzen Friedrich, mit allen Mitteln, wie dem Angebot der Statthalterschaft von Hannover, in die Wege zu leiten. Es war das letzte, fieberhafte Ringen der beiden feindlichen Parteien um die Entscheidung, das in den Frühlingsmonaten des Jahres 1730 die preußische Hofgesellschaft in alle Tiefen aufwühlte, eine Zeit furchtbarer, angstvoller Spannung für Friedrich selbst.

Abb. 9. Friederike Sophie Wilhelmine, Friedrichs Schwester. Stich von F. Reclam.

Immer breiter war die Kluft zwischen ihm und dem König zuletzt unter der Wucht des politischen Gegensatzes und Argwohns gerissen, immer häufiger entlud sich der väterliche Groll in schrankenlosen und schimpflichen Mißhandlungen des Prinzen, die um so erbitternder wirken mußten, wenn sie von stachelnden Hohnreden begleitet waren. Aus der Aussichtslosigkeit auf eine Änderung seiner Lage erwuchsen Friedrich die verzweifelten Gedanken, ihr durch die Flucht zu entrinnen, im heimlichen Verkehr mit den fremden Diplomaten suchte er für ihre Ausführung Form und Gestalt zu gewinnen, auch einige junge Offiziere, Keith und vor allem seinen besten Freund Katte, weihte er in seine Absichten ein. Freilich war er viel zu scharf bewacht und selbst in seinem jugendlichen Sinn zu wenig vorsichtig, als daß seine Pläne ernsthafte Aussicht hatten, zu gelingen. Als noch einmal bei einem Besuch des sächsischen Lustlagers von Radewitz, in einer Welt voll höfischer Pracht und glänzenden Scheins, der König ihn in der kränkendsten Weise hatte fühlen lassen, daß er in ihm nicht den Kronprinzen, sondern den zuchtlosen Sohn sehe, als die letzte Hoffnung durch den Affront Hothams, dem Friedrich Wilhelm das Beweisstück für die Verräterei Grumbkows vor die Füße geworfen hatte, gescheitert schien, beschloß Friedrich auf einer Reise des Königs durch Süddeutschland, der er sich anschließen sollte, zu entweichen, nach Frankreich und von dort nach England zu gehen. Ohne sich der gastfreundlichen Aufnahme dort vergewissert, ohne irgend genügende Vorbereitungen für die Sicherung seines Fluchtplanes getroffen zu haben, versuchte er ihn im Morgengrauen eines Augusttages zwischen Heilbronn und Heidelberg in Scene zu setzen. Wie er mißlang und wie er dem König entdeckt wurde, alles zeigt aufs deutlichste, mit wie wenig Vorbedacht, mit welch jugendlichem, unerfahrenem Leichtsinn der Prinz

Friedrich. August Ferdinand. August Wilhelm. Heinrich.

Abb. 10. Kronprinz Friedrich und seine Brüder. Gemälde im Hohenzollern-Museum.

zu Werke gegangen war. Auch sein Verhalten während des Transportes auf dem Rhein und bei dem ersten Verhöre in Wesel, später in Mittenwalde und Küstrin verriet, daß er sich der vollen Tragweite seines Unternehmens, des Ernstes seiner Lage nicht recht bewußt war.

Um so tiefer war Friedrich Wilhelm durch den Streich seines Sohnes verwundet, nicht nur sein väterliches Herz, auch sein königlicher Stolz, sein preußischer Sinn, sein soldatisches Ehrgefühl. Friedrich erschien ihm nicht bloß als der verlorene Sohn, auch als ein Verräter des Vaterlandes und als ein ehrloser Offizier, der zu desertieren versucht hatte. Der lang aufgespeicherte Groll, die nervöse Überreizung seiner für düstere Vorstellungen und traurige Bilder besonders empfänglichen Gemütsart entluden sich in entsetzenerregender Weise. Wie viel auch immer seine Tochter Wilhelmine, die spätere Markgräfin von Bayreuth, in ihren Aufzeichnungen die Schrecken jener Tage für die königliche Familie aus einer hysterischen Phantasie übertrieben haben mag, auch der Furchtloseste durfte vor dem Berserkerzorn des Königs erzittern. Der Kronprinz wurde in strengstem Gewahrsam gehalten, in der peinlichsten Form des Rechtes sollte dem Deserteur der Prozeß gemacht werden. Man hat wohl angenommen, daß Friedrich Wilhelm das Vergehen seines Sohnes mit dem Tode sühnen wollte, daran mag er vielleicht in der Aufwallung des

Hasses einmal gedacht haben, sicher aber ist, daß er ihn mit dem Ausschluß von der Thronfolge bestrafen wollte.

Wie jugendlich unbedacht Friedrich bei den Entwürfen und der Ausführung seines Fluchtplanes sich auch gezeigt haben mochte, jetzt in der Krisis verriet er eine erstaunliche Geistesgegenwart. Auf die verfänglichsten Fragen, die ihm gestellt wurden, um ihn selber das Urteil über sich sprechen zu lassen, gab er klug und vorsichtig gefaßte Antworten, die freilich von neuem bewiesen, daß er sich noch immer weder der Bedeutung seines Vergehens recht bewußt, noch eines schlimmen Ausganges seines Prozesses gewärtig war. An seine Schwester schrieb er, wenn sie ihm nur treu bleibe, kümmere er sich nicht um alle Bannsprüche, dann werde ihm sein Gefängnis sogar ein Ort des Glückes und der Zufriedenheit. Chi ha tempo, ha vita, damit wollten sie sich trösten.

Inzwischen war zu Köpenick ein aus höheren Offizieren gebildetes Kriegsgericht zusammengetreten und hatte auf Grund der Akten sein Urteil gefällt, nicht über den Kronprinzen, dem gegenüber es sich als unzuständig erklärte, wohl aber über dessen Vertrauten, die Leutnants Katte, Keith u. a. Für den charaktervollen Geist, der das preußische Offizierkorps beseelte, wird die klare, ruhige Fassung und die Aufrechthaltung dieses Urteils trotz der Ungnade des Königs immer ein glänzendes Zeugnis bilden. Aber hier hielt Friedrich Wilhelm es für seine heilige Pflicht, unerbittlich durchzugreifen, nicht die erbarmende Milde, sondern die rächende Strenge walten zu lassen. Da Keith entronnen war, sollte an Katte die Todesstrafe vollstreckt werden. Friedrich aber wurde gezwungen, von dem Fenster seiner Gefängniszelle aus es mit anzusehen, wie der geliebte Freund mit edlem Anstand unter dem Schwerte des Henkers fiel. Vor der grausigen Majestät dieses Todes brach der zuversichtliche Mut des Prinzen zusammen. Düstere Ahnungen eines ähnlichen Endes zogen durch seine erschütterte Seele, bis die Trostesworte des Predigers, der ihm zugleich die königliche Begnadigung ankündigte, ihm wieder Halt und Fassung gaben.

Nach den Vorschlägen Seckendorffs, der sich nunmehr des vollständigen Sieges der österreichischen Politik am preußischen Hofe rühmen durfte, jedenfalls ganz im Sinn und nach den Wünschen Friedrich Wilhelms, wurde das künftige Leben Friedrichs geregelt. Nach seiner Entlassung aus der strengen Haft hatte er feierlich zu beschwören, daß er fortan nur nach dem Willen und Befehl des Königs treu und gehorsam sich richten werde, widrigenfalls er seines Rechtes auf die Krone verlustig gehe. Bei der Küstriner Regierung sollte er fortan in täglicher Beschäftigung mit den Akten der Verwaltung sich selber überzeugen, daß „kein Staat ohne Wirtschaft und gute Verfassung bestehen könne und daß das Wohl des Landes davon dependiere, ob der Landesherr alles selbst verstehe". Aber nicht von dieser nützlichen Vorbereitung eines Thronfolgers erwartete Friedrich Wilhelm die Besserung und Umkehr seines Sohnes, nur eine That kriegerischen Mutes mitten im feindlichen Feuer würde ihn davon überzeugen und ihn völlig aussöhnen. Wenn sich auch erst später hierzu die Gelegenheit bot, es hatte doch klärend und heilsam gewirkt, daß der Konflikt zwischen den beiden gegensätzlichen Naturen in vollster Schärfe zum Ausbruch gekommen war.

In dieser erschütternden Familientragödie die Schuld gerecht verteilen zu wollen, steht dem Historiker ebensowenig an wie das unbillige Urteil, daß Vater und Sohn dabei ein übermenschlich kaltes Blut bewahrt hätten und Mitleid nicht verdienten. Man wird nicht vergessen dürfen, daß bei Friedrich Wilhelms Widerwillen gegen die Leichtlebigkeit und die französische Art des Prinzen neben dem Kummer des Vaters die schwere Sorge des Königs gleichen Anteil hatte, das große Werk seines Lebens, den preußischen Staat dereinst den Händen eines geistreich tändelnden Genußmenschen und nicht der unbeugsamen Thatkraft eines Mannes anvertrauen zu sollen, daß Friedrich aber andererseits mit dem unbekümmerten Sinn der Jugend es für sein Recht nahm, seinen Neigungen folgen, seine Anlagen ausbilden zu dürfen. Beiden hatte die Katastrophe das Maß und die Grenze ihrer Kraft und ihres Willens gelehrt, beiden zugleich das Bewußtsein geweckt, daß man fortan den ernsthaften Versuch machen müsse, sich gegenseitig zu ertragen und zu verstehen.

Copenh. d.

Aller Gnädigste

Ich bin Meines
gemeß heüte nach
viellen trauer ge
Vatter unpas sei,
hier bei dem Regi
habe ich 3 Schöne O
gekrigt, welche alle
bereits mit einigen
Inventario gesprochen
anschlach darvon mach

Brief des Kronprinze

der feldsch
werde mi
Krigen.
das der
Vatters
Möge, u
glaubei
treüen li

Rupin

ir so bei mir ward ist würklich gestorben, und
ihr anjetzo erkundigen um einen wieder zu
übrigens wünsche von Grundt meines Hertzens
liebe Gott es mit Meines Allergnädigsten
podagra baldt wieder zur besserung leiten
und Ehr mir stets die Gnade thue zu
- das Kein mensch mit mehrerer devotion
ebe und respect gegen Ihm ist als wie
Meines Allergnädigsten Königs
und Vatters

treu gehorsamster
Diner und Sohn
Friderich

den 11 Dec: 1733

Abb. 11. Das Schloß zu Küstrin mit dem Katteturm.

IV.

Freilich nur langsam und allmählich konnte sich ein natürlicheres Verhältnis zwischen den beiden bilden. Lange noch keimte bei Friedrich Wilhelm Argwohn und Mißtrauen gegen den Kronprinzen, auch nachdem er ihm öffentlich Verzeihung gewährt und ihn zur Hochzeit seiner Schwester in den Kreis der königlichen Familie auf einige Tage zurückgeführt hatte. Es fehlte nicht an böswilligen Zwischenträgern und oft reichte ein kleiner Anlaß hin, eine anscheinend unwesentliche Meinungsverschiedenheit, wie etwa über die calvinistische Lehre von der Prädestination, um einen Wetterstrahl der königlichen Ungnade zu entzünden, vor dem Friedrich und seine Küstriner Umgebung erzitterten. Man war auf das eifrigste bedacht und bemüht, sich in allen Stücken nach dem Willen und Gebot des Königs zu richten, und Friedrich hatte die kluge, verständige Instruktion, die ihm Grumbkow gegeben hatte, um das Wohlwollen und das Herz seines Vaters zu gewinnen, stets vor Augen; das Entscheidende indes war doch, daß beide vorerst getrennt lebten und nicht täglich mehr aneinander Anstoß nahmen. Procul a Jove procul a fulmine, so bezeichnet der Kronprinz selbst einmal seine Lage.

Waren anfangs seine tägliche Beschäftigung und der Zuschnitt seines Lebens in Küstrin (Abb. 11) peinlich und genau geregelt worden, wie einst sein Kinderunterricht, so fiel doch allmählich eine Fessel nach der anderen ab, je eifriger er bestrebt schien, diese Lehrzeit wirklich auszunützen. Von der Teilnahme an den Kollegialberatungen der Kammer und der Aktenarbeit am grünen Tisch wurde er in stufenweisem Übergang zu den großen Aufgaben praktischer Verwaltungsthätigkeit in Wald und Flur geführt. Er bereiste die Domänen, Vorwerke, Glashütten, um die Schwierigkeiten und Nöte der Landwirtschaft kennen zu lernen, er mußte Pachtanschläge und Entwürfe für eine bessere Bodenausnutzung selber ausarbeiten. Den theoretischen Unterricht in der Volkswirtschaft gab ihm Kammerdirektor Hille, ein gründlich geschulter Verwaltungsbeamter, der neben einer soliden allgemeinen Bildung zugleich einen scharfen Blick für die großen wirtschaftlichen Erscheinungen, die Handelsformen und -Wege seiner Zeit, sowie die seltene Gabe eindringender psychologischer Analyse besaß. Aus Hilles Munde hat Friedrich zuerst die fundamentale Bedeutung Schlesiens für die Entwickelung der Oderschiffahrt und des preußischen Handels überhaupt kennen gelernt, von diesem Lehrmeister hat er die Elemente der merkantilistischen Theorie und Praxis, die er dereinst als König nach allen Seiten ausbauen sollte, empfangen. Dabei verstand es der Kammerdirektor, in geschickter Weise auf die Liebhabereien und Neigungen Friedrichs einzugehen, ohne ihn darin zu bestärken, in liebenswürdiger Form an seinem Reimeschmieden und seiner Überschätzung des französischen Esprit Kritik zu

üben, ohne ihm ein anderes Mal eine empfindliche Belehrung über seine Verachtung bürgerlicher Abstammung und Arbeit zu ersparen. Daß der zwanzigjährige Prinz diesen kameralistischen Lehrgang nicht nach seinem vollen Werte würdigte, daß er über den Kleinbetrieb der Verwaltung noch geringschätzig urteilte, ist wohl begreiflich. Je freier sein Geist die Schwingen entfalten durfte, um so sehnsuchtsvoller drängte er nach den ihm immer noch verschlossenen Schätzen litterarischer Bildung.

Aus den Berichten Hilles und des prinzlichen Hofmarschalls Wolden gewinnen wir ein eindrucksvolles Bild jener Tage. Mit der wunderbaren elastischen Spannkraft einer jugendlichen freiheitsdürstenden Seele hat Friedrich die furchtbaren Eindrücke und Erinnerungen der letzten Jahre abzuschütteln gesucht: „lustig wie ein Buchfink“ beginnt er in einem neuen Leben sich einzurichten, strebt er in ihm trotz aller Beschränkungen heitere Seiten, ungewohnte Freuden zu entdecken. Über die zahlreichen Stunden der Langeweile helfen ihm seine französischen Verse hinweg, die er mit spielender Leichtigkeit hinwirft, oder politische Träumereien, in denen er sich mit seinem Freunde Natzmer über die zukünftige Größe Preußens ergeht. In der Idylle von Tamsel entspinnen sich mit der jugendfrischen, lieblichen Schloßherrin, der Frau von Wreech, zarte Bande, die das Herz des Prinzen fesseln, ein Frühlingshauch erster Jugendliebe umschwebt die unschuldige Tändelei. Im Verkehr sucht er geistreiche Anregung, bevorzugt er den witzigen Ton, schon regen sich bei ihm die Geister losen Spottes und scharfer Ironie, die seine steten Begleiter werden sollen. Und auch im Aussehen und Auftreten verwandelt er sich: das flattrige, gezierte „air de marquis“, das seinem Vater von Grund aus verhaßt war, streift er ab, die Schwester erkennt den breit und stark gewordenen Bruder kaum mehr. Schon gewinnt die Umgebung den Eindruck, daß er fühlt, was er ist; die Offiziere eines Regiments, die ihm vorgestellt werden, empfängt er wie ein König.

Und doch stand noch eine schwere Wetterwolke am Horizont. Düstere Schatten lagerten sich von neuem über das Gemüt des Prinzen, in dem es eben lichter zu werden begonnen hatte. Wiederum griff die Politik mit unseliger Hand in seinen Lebensgang ein. Österreich fühlte sich seines Sieges am preußischen Hofe nicht völlig sicher, wenn es nicht auch den Thronfolger unbedingt an seine Interessen gekettet hatte. Die Wiederaufnahme des englischen Heiratsplanes mußte für immer unmöglich gemacht, Friedrich durch eine andere, der kaiserlichen Politik genehme Verbindung gefesselt werden. Ohne Schwierigkeiten gelang es den österreichischen Diplomaten, den König, der in der Begründung eines Hausstandes die Bürgschaft für ein ruhiges, solides Leben seines Sohnes sah, für ihre Pläne zu gewinnen. Auf Friedrich aber, der kaum den ersten Vorgeschmack freier Regung genossen hatte, konnte diese Aussicht nur abschreckend wirken. Er war von geheimer Unruhe und Sorge erfüllt, wer ihm wohl als Lebensgefährtin bestimmt werde, er hoffte bei ihrer Wahl wenigstens gehört zu werden, bis endlich in mitternächtiger Stunde ein Eilbote des Königs ihm die Kunde brachte, daß die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern (Abb. 13), Nichte der Kaiserin von Österreich, die Auserkorene sei. Sie sei „nicht häßlich, auch nicht schön, aber ein gottesfürchtiges Mensch, wohl aufgezogen, modeste und eingezogen, so müßten die Frauen sein“. Noch einmal mutete der Vater dem Sohne zu, seinem Willen und seinem Geschmack blindlings zu folgen und zu vertrauen, bei einem der entscheidendsten und folgenschwersten Entschlüsse im Leben, für den jeder Mensch sein eigenes Herrenrecht geltend machen darf und muß. Und noch einmal beugte sich der Prinz, der keinen anderen Ausweg sah, „von der Küstriner Galeere zu kommen“, in der Furcht vor der königlichen Ungnade. In seinen Briefen aber an Grumbkow schäumt die Erregung wild und schrankenlos auf: wer so die Zwangsmittel hasse wie er, den treibe die Siedehitze des Blutes zum Äußersten, noch könne ein Pistolenschuß ihn von seinem Kummer und seinem Leben zugleich befreien. Und dann, als diese Drohung an der glatten Kühle des Hofmannes abgleitet, ergeht er sich in cynischem Ton über die Frauen, die Liebe und seine zukünftige Ehe; aber mit prophetischem Wort zugleich zeichnet er schon die innere Scheidung, die ihn von seiner Gattin für immer trennen wird.

Gewiß verrät seine Aufwallung noch jugendliche Unreife der Empfindung und nichts von der Kraft eines unerschütterlichen Willens; aber verständnisvollem Mitgefühl wird sich niemand verschließen vor dem traurigen Verhängnis dieser beiden Fürstenkinder, die auch ein langes schweres Leben niemals zusammenführen sollte. Die Prinzessin war durchaus geeignet, den ihr bestimmten Platz in Ehren auszufüllen: eine würdevolle Königin, eine gute Hausfrau, eine liebevolle Gattin zu werden, und hart hat sie ohne laute Klage an ihrem Schicksal getragen; aber an die Seite Friedrichs gehörte sie nicht, wohl überhaupt keine Frau. Seinem ungeduldig sich verzehrenden und rastlos in die Weite stürmenden Sinn, seiner nach imperativer Selbständigkeit ringenden Natur konnte die Ehe nur als Fessel erscheinen. Die zärtlichen Regungen seines Gemütes befriedigte das Gefühl der Freundschaft und beschwichtigte die Pflege der Musik. Niemals hat seine Seele nach den stillen beglückenden Freuden der Familie ernsthaft verlangt. Er war dazu geschaffen, in königlicher Einsamkeit durchs Leben zu schreiten.

Von den Eindrücken der Küstriner Lehrjahre aber hat dies Ereignis, die ihm aufgedrängte Verlobung, immerhin den nachhaltigsten Einfluß auf Friedrichs Charakter geübt. Stetig unter dem Druck strenger Beobachtung und unter dem Zwange ihm auferlegter unsympathischer Beschäftigung, immer in Sorge und Furcht vor des Königs Ungnade, hat er es früh gelernt, seine Gedanken und Gefühle in sich zu verschließen, auch der nächsten Umgebung kaum zu verraten, was ihn im Innersten bewegte. In Küstrin waren alle Verhältnisse dazu angethan, ihn in dieser Haltung zu bestärken, mochte ihn auch zuweilen sein lebhaftes Temperament über die Schranken hinausreißen. Diese letzte Erfahrung aber hat ihn vollends zum Meister in der Kunst gemacht, eine höfliche Tarnkappe zu jeder Zeit zu tragen, wie es Carlyle treffend nennt. Für den künftigen Politiker und Staatsmann war dies eine vortreffliche Mitgabe, für den Menschen aber eine traurige Belastung. Wer Friedrichs Charakter gerecht werden will, wird immer dieser schweren Bitternisse und erschütternden Kämpfe seiner Jugend, die ihn aus

Abb. 12. Die Vermählung des Kronprinzen Friedrich mit Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Bevern am 12. Januar 1733. Zeitgenössischer Stich.

Abb. 13. Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen. Gemälde im Hohenzollern-Museum.

den Bahnen einer einfachen, natürlichen Empfindung herausgerissen haben, eingedenk bleiben müssen.

Mit Gelassenheit, ohne sichtliche Erregung, ließ er die Verlobungsfeier und das ein Jahr später folgende Hochzeitsfest über sich ergehen. Sie hatten ihm den Weg aus Küstrin geöffnet und wieder in die Reihen der Armee zurückgeführt. Der König stellte ihn als Obersten an die Spitze des Golzischen Infanterie-Regimentes, das in Ruppin und Nauen seine Garnison hatte. Hier gewann Friedrich zum erstenmale einen tieferen Einblick in den peinlich genauen Dienstbetrieb des preußischen Heeres, und bald war er selbst, halb widerwillig zunächst, in das Räderwerk desselben verstrickt.

Wohl scherzt er zunächst über das unaufhörliche, den Tag tötende Exerzieren und den ewigen Soldatendrill, klagt er über die Werbenöte eines Regimentschefs, der ohne reichliche Geldmittel seine Truppe vollzählig erhalten soll, aber bald geht ihm das Verständnis dafür auf, welche Bedeutung alle diese Kleinigkeiten des täglichen Dienstes für die Schlagfertigkeit der Armee haben. Nicht nur, um die Zufriedenheit seines Vaters zu erwerben, sondern aus wirklichem Interesse an der Sache versieht er seinen Dienst mit unablässigem Eifer. Um die Vorschriften des Exerzier-Reglements, wie sie zu handhaben und zu bessern seien, kümmert er sich ebenso wie um die Ausrüstungsstücke des einzelnen Soldaten bis auf die Tragezeit seiner Schuhe. Für die Wichtigkeit eines tüchtigen Unteroffizier-Ersatzes hat er denselben klaren Blick wie für die Fragen der Taktik. Anders und tiefer als die Geschäfte der Verwaltung fesseln ihn diese militärischen Dinge. Es ist eine bisher verborgene Ader seiner Natur, die sich nun öffnet und reichlich strömt.

Bald hatte er auch das Soldatenglück, den Krieg aus nächster Nähe, aus eigener Anschauung kennen lernen zu dürfen. Ueber die Thronfolge in Polen waren die alten

gegnerischen Mächte, Frankreich und Österreich, in offenen Streit geraten. Vor Philippsburg am Oberrhein standen sich die feindlichen Heere gegenüber, an der Spitze der österreichischen Armee der Siegesheld so vieler Schlachten, der greise Prinz Eugen. Das preußische Hilfskorps, das zu ihr stieß, durfte Friedrich als Freiwilliger begleiten, um nach der Instruktion seines Vaters mit dem Kriegs- und Lagerleben, mit dem Felddienst in allen Einzelheiten vertraut zu werden. Freilich die nervenstählende Entscheidung einer großen Schlacht hat er hier nicht erprobt, wohl aber Gelegenheit gehabt, im feindlichen Feuer sein ruhiges Blut zu zeigen. Und indem er Zeuge der ruhmlosen Unthätigkeit der Österreicher wurde, war dieser Feldzug von 1734 zugleich eine lehrreiche Schule für ihn, in der er die Verwirrung und Unordnung der kaiserlichen Regimenter kennen lernte. Die militärische Schwäche Österreichs trat ihm hier zum erstenmale greifbar vor die Augen, es war dies eine Erfahrung, die er nicht vergessen sollte. Zugleich aber genoß er mit vollen Zügen den freien erfrischenden Hauch dieser kriegerischen Tage, und mit Behagen stimmte er in den ausgelassenen Ton der Lagergenossen ein. Die immer niedergehaltene Lebenslust der Jugend schäumte einmal in ihm auf, wie sie auch in der Einförmigkeit des Ruppiner Garnisondienstes in manchem übermütigen Streich sich Luft zu machen gesucht hat.

Denn noch immer war der Prinz der Aufsicht unterworfen, im Felde wie daheim war ihm ein militärischer Mentor beigegeben. Trotzdem er dem König ein vortrefflich ausgebildetes Regiment vorstellte und jeden Anlaß zur Unzufriedenheit mied, tauchten doch zuweilen die alten düsteren Schatten des Mißtrauens und der Abneigung zwischen Vater und Sohn auf. Ein unbedachtes Wort, ein böswilliges Gerücht genügten, um sie wach zu rufen. Harte, bittere Worte fielen auf beiden Seiten, nur daß Friedrich Wilhelm sie öffentlich aussprach, während der Prinz sie höchstens den Briefen an seine Schwester und seine nächsten Freunde anvertraute. Nur langsam und schwer, seiner ganzen Natur widerstrebend, rang sich in dem König gegen immer wiederkehrende Zweifel die Vorstellung empor, daß in der ihm fremden Art seines Sohnes ein tüchtiger, brauchbarer Kern stecke, daß dieser auf anderen Wegen das Wohl des Staates nicht minder eifrig als er selber fördern werde. Und ebenso gewann Friedrich erst nach und nach, wie bei seinen Reisen durch Ostpreußen und Litauen, einen Begriff von der unermeßlichen Arbeitsleistung seines Vaters und spät, fast zu spät, erschloß sich ihre segensreiche Bedeutung seiner vollen Wertschätzung. Aus dem friedlichen Glück der Tage von Rheinsberg fiel der erste versöhnliche Schimmer und entwickelten sich allmählich die Ansätze verständnisvollen Vertrauens.

Abb. 14. Schloß zu Schönhausen.
Späterer Wohnsitz der Gemahlin Friedrichs des Großen.

Abb. 15. Rheinsberg. Zeitgenössischer Stich.

V.

Schloß Rheinsberg, unweit Ruppin, war vom König gekauft worden, um dem Prinzen die Führung einer eigenen Haus- und Hofhaltung zu ermöglichen, denn bisher hatte er von seiner Gattin getrennt leben müssen. Zum erstenmale eröffnete sich Friedrich hier die Gelegenheit, wenn auch mit einigen gebotenen Beschränkungen, sich seine Gesellschaft nach seiner Wahl suchen, sein Leben nach seinem Geschmack gestalten zu dürfen. Wie er dies verstanden, wie er die vier Rheinsberger Jahre bis auf die letzte Stunde auszukosten, für seine Bildung und Selbsterziehung auszunutzen gewußt hat, hat in der Fürstengeschichte aller Zeiten kein Beispiel.

Für ein stilles, dem Dienst der Musen geweihtes Leben war Rheinsberg wie geschaffen. Im märkischen Sande eine Wald- und Wasser-Oase, dicht an dem von waldigen Höhen umkränzten klaren Seespiegel ein altes Schloß mit zwei vorspringenden Ecktürmen. Eine offene korinthische Säulenhalle, die sie verband, gab dem Bauwerk einen freien lichten Ton, der an einen südlichen Himmel erinnerte (Abb. 15, 16). Das Innere hatte die dekorative Kunst Pesnes verschönt, von den in hellen Farben gehaltenen Decken und Pfeilern grüßten seine zierlichen Gestalten und seine heiteren Bilder. Vor allem in seinem großen Deckengemälde des Konzertsaales, in dem vor der aufgehenden Sonne die Schatten der Nacht entflohen, kam die hoffnungsfreudige, genußfrohe Stimmung, welche Rheinsberg und seine Gesellschaft beherrschte, zum glänzenden Ausdruck.

Es war ein kleiner, aber ausgesuchter Kreis, der diese Räume belebte. Personen, die nur für materielle Genüsse Sinn zu haben schienen, waren davon ausgeschlossen, sie galten dem Prinzen als „inconversabel". Für die geselligen Freuden gaben die Damen den Ton an, voran die Prinzessin mit ihren Hoffräuleins, und Friedrich pries selbst den unsagbaren Reiz, das verfeinernde Element, das die Frauen jeder Unterhaltung zu geben wußten. Nur hier hat er dem holden Zauber

der Weiblichkeit auf kurze Zeit gehuldigt, und immer hat seine Gattin diese Tage stillen Glückes in wehmütig dankbarer Erinnerung festgehalten. Allein beim Mahl und abends beim Konzert oder Theater vereinigte sich die Gesellschaft, sonst stand es jedem frei, die Tagesstunden auszunutzen, wie er wollte. Wie lebensprühend diese Vereinigungen waren, hat uns der junge Hamburger von Bielfeld anschaulich geschildert. Wir sehen Friedrich, wie er mit unerschöpflichem Geist und unversiegbarem Witz das allgemeine Gespräch bei Tische belebt und lenkt, wie er im seidenen Hofkleid mit graziöser Leichtigkeit das Menuett tanzt, wie er mit virtuoser Vollendung und seelenvollem Ton die Flöte bläst. Eine kleine Schar ausgezeichneter Musiker hat er um sich versammelt, vor allen seinen alten Lehrer Quanz, die Gebrüder Benda, die Gebrüder Graun. Ihre kleinen heftigen Künstlerzwistigkeiten muß er zuweilen mit den Argumenten des Menenius Agrippa beschwichtigen.

Und wie verschiedenartig sind die Freunde, die er um sich vereint hat. Seinem Herzen am nächsten steht, in fast zärtlicher Neigung verbunden, Keyserlingk, sein „Cäsarion“, der kleine brünette kurländische Edelmann, den er schon von den Küstriner Tagen her kennt, das Bild des hochgebildeten Kavaliers, der in allen Sätteln gerecht sechs Sprachen in einem Atem spricht, von brausendem Temperament und wirbelnder Beweglichkeit. Dann Jordan, der französische Refugié und ehemalige Uckermärker Prediger (Abb. 17), der mit allen Gelehrten Europas Verbindungen hat, der mit einem ausgebreiteten und immer ergiebigen Wissen, mit einem unermüdlichen Benediktinerfleiß eine ausgelassene Munterkeit zu verbinden weiß. Neben ihm als Originalfranzose der Normanne Chasot, der in einem bewegten Soldatenleben sein nationales Gepräge stempelfrisch bewahrt hat. Ihnen gegenüber die ernsten Gestalten der älteren Freunde, zumeist Offiziere: der zuverlässige de la Motte Fouqué, der Großmeister des in romantischer Laune gestifteten Rheinsberger Bayardordens wird, Stille, der mit dem Wagemut des Reiters den Hang zur Gelehrsamkeit vereint, der alte stelzbeinige Senning, der Lehrer des Prinzen in der Mathematik und Ingenieurkunst, endlich der hochgewachsene, künstlerisch veranlagte Knobelsdorff (Abb. 18), voll Eigenwillen und Wahrheitsdrang, einer freigewachsenen Eiche gleich, der sich an dem Studium der antiken Bauten in Italien gebildet hat und sie unter dem nordischen Himmel heimisch zu machen sucht. Das waren nicht glatte Höflinge, sondern wahrhafte Freunde, die Friedrich umgaben, und aus ihrem Verkehr klingt zuweilen ein Ton stürmischer Neigung, der an die Wertherempfindsamkeit späterer Zeiten erinnert. Um so härter war das Geschick, das gerade diese Jugendfreundschaft zerriß und binnen weniger Jahre Friedrich gerade die nächsten Vertrauten, einen Keyserlingk und Jordan, durch den Tod raubte. An den Banden seiner Vereinsamung hat das Schicksal nicht minder eifrig geschmiedet als sein eigener Sinn.

Neben diesem abwechselungsvollen und anregungsreichen Verkehr unterhielt der Prinz noch einen ausgedehnten Briefwechsel: mit Grumbkow, der ihn über den Lauf der

Abb. 16. Vorderansicht des Rheinsberger Schlosses mit der nach dem See gelegenen Wandelhalle.

Abb. 17. C. E. Jordan in jungen Jahren.
Gemälde in Schloß Sanssouci zu Potsdam.

Politik und den Stand der Dinge am Hofe unterrichtete, mit dem Obersten Camas über die Bedürfnisse des Tages und die Stimmungen des Augenblicks, mit den sächsischen Diplomaten Manteuffel und Suhm, einer anziehenden Gestalt mit einem leisen Hauch von Schwermut, über wissenschaftliche Fragen, vor allem aus dem Gebiete der Geschichte, der Religion und der Philosophie.

Eben diese geistigen Interessen schienen Friedrich nun völlig zu beherrschen. Mit unermüdlichem Eifer und unersättlicher Wißbegier, als wolle er alle die versäumte kostbare Zeit wieder einholen, suchte er durch Lektüre seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Früh von vier Uhr an bis Mittag saß er an den Büchern, und oft dehnte er sein Studium noch bis nach Mitternacht aus; man erzählt, daß er im Überschwang jugendlichen Eifers es sogar versucht habe, sich eine Zeit lang die Nachtruhe zu entziehen. Seine Lektüre war zugleich eine geistige Verarbeitung des Stoffes, den er aufnahm, denn immer las er mit der Feder in der Hand und mit dem Bewußtsein, daß Lesen zugleich Denken sein müsse. Sein Arbeitszimmer im rechten Eckturm des Schlosses war sein Heiligtum, hier flogen ihm im Verkehr mit den erleuchtetsten Geistern der Menschheit die Stunden dahin. Gleichmäßig auf die schöne Litteratur des Altertums wie der Neuzeit, auf die Hauptwerke aus dem Gebiete der Geschichte und Philosophie wie der Naturwissenschaften dehnte er seine Lektüre aus, ganz ein Kind seiner Zeit, die mit siegesgewisser Entdeckerfreude alle Probleme menschlichen Wissens zugleich ergriff. Von den antiken Schriftstellern, die er in französischen Übersetzungen las, waren es neben den Historikern namentlich Cicero und Horaz, die Stoiker und Lucrez, die ihn besonders anzogen. Aus der neueren Litteratur waren es vor allem die Schöpfungen französischen Geistes und Geschmackes, die ihn fesselten, denn noch hatte Frankreich unbestritten die Führerrolle Europas. Seine Neigungen, seine Jugendeindrücke, alles wirkte zusammen, um ihn in den französischen Geisteshorizont zu bannen.

Abb. 18. G. W. von Knobelsdorff.
Gemälde von A. de Manyoki vom Jahre 1732.

VI.

Es war eine wunderbar glückliche Fügung, daß Friedrich auf diesem seinen Wege, zu den Höhen der Bildung emporzusteigen, sich den berufensten Führer gewann, den ersten französischen Schriftsteller seiner Zeit. Es ist der Prinz, der durch einen Brief im August 1736 den Verkehr mit Voltaire eröffnete, welcher dann über 40 Jahre lang mit einigen Unterbrechungen bis zu Voltaires Tode gewährt hat. Ihr Briefwechsel, nahezu sechshundert Schreiben umfassend, ist nicht bloß ein getreues Spiegelbild der wichtigsten geistigen Interessen und Bestrebungen ihrer Zeit, wertvoller noch ist er als Zeugnis für die komplizierte Feinheit und Beweglichkeit dieser beiden Naturen, sowie für die Unzerstörbarkeit ihrer geistigen Wahlverwandtschaft. Mit Tönen überschwenglicher Bewunderung und feinster Schmeichelei setzt er ein, ruhig gemessen, aber harmonisch klingt er nach mancher schrillen Dissonanz aus.

Abb. 19. Voltaire. Nach E. Ficquet.

Man mag Voltaire (Abb. 19) in seiner Bedeutung für das geistige Leben seiner Nation einschätzen wie man will — merkwürdigerweise sind wir Deutschen geneigt, ihn höher zu stellen als seine eigenen Landsleute —, darüber kann kein Zweifel sein, daß er für sein Jahrhundert der vollendetste Ausdruck französischen Lebens war und daß er zugleich der reinste Typus des Aufklärungszeitalters bleibt. Nach diesen beiden Richtungen hin wurde der Ideenaustausch, der sich zwischen den beiden Freunden vollzog, für Friedrich von höchster Bedeutung.

Gewiß ging sein Streben auch darauf hinaus, von dem Meister der Sprache sich in die Feinheiten des französischen Stils einweihen zu lassen und in der That hat er, wenn er auch niemals grammatisch zu schreiben gelernt hat, bald die rückständigen Reste der von der Kindheit her ihm vertrauten Ausdrucksweise der Refugiés abgestreift. Es gelangen ihm dichterische und rhetorische Ergüsse, politische und historische Auseinandersetzungen, die fast in keiner sprachlichen Wendung mehr den Fremden verrieten. Noch wertvoller war die Bekanntschaft, die Voltaire ihm mit dem Besten aus der Litteratur und mit den neuen Schöpfungen seines eigenen Geistes vermittelte. Friedrichs Urteil und Geschmack in litterarischen Fragen, wie etwa seine Unterschätzung Corneilles, sind wesentlich durch Voltaire bestimmt worden. Andererseits läßt sich klar nachweisen, wie die Henriade den Antimacchiavell, wie das Leben Karls XII., das Jahrhundert Ludwig XIV. und der Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen die geschichtliche Darstellung Friedrichs tief beeinflußt haben. Freilich lag gerade auch hier eine Quelle zu gegenseitigem Mißverständnis, denn Voltaire sah in Friedrich doch vorzugsweise nur den Prinzen, den künftigen König, während dieser mit aufrichtigem

Ehrgeiz über die Schranken der Geburt hinweg danach strebte, kraft seines Talents als Schriftsteller neben Voltaire zu stehen.

Die folgenreichste Einwirkung aber, die von Voltaire ausging, war seine Einführung Friedrichs in den Ideenkreis der Aufklärungsphilosophie. Voltaire und Bayle, der große kritische Denker von Rotterdam, sind seine philosophischen Lehrer geworden.

Zunächst hatte der Prinz, den von früh an religiöse Zweifel bewegt hatten und dem die Fesseln des Dogmenglaubens sehr bald abgefallen waren, sich der Cartesianischen Philosophie angeschlossen, und die Bekanntschaft, die ihm dann Suhm mit der Metaphysik Wolffs (Abb. 20), des Systematikers der Leibnizischen spiritualistischen Lehre, vermittelte, hatte ihn in der ursprünglich eingeschlagenen Richtung seines philosophischen Denkens festgehalten. Die Klarheit und Sicherheit des durch Friedrich Wilhelm von seinem Hallenser Lehrstuhl vertriebenen Marburger Professors, der aus den Gesetzen der Logik, vor allem aus dem Aristotelischen Satze des Widerspruchs alle philosophischen Wahrheiten ableiten, aus dem Satz vom zureichenden Grunde und der Lehre von den einfachen Wesen den ganzen Weltenzusammenhang erklären wollte, entzückte ihn. Jeden Tag schien ihm ein neues Licht aufzugehen und wieder eine Schuppe von seinen Augen zu fallen. Für die Hauptfragen der sogenannten natürlichen Theologie, nach dem Dasein Gottes und seiner Einwirkung auf die Welt, nach der Unsterblichkeit der Seele und der Willensfreiheit des Menschen, fand er hier, wie er glaubte, die endgültige, befriedigende und beruhigende Antwort.

Abb. 20. Christian Wolff. Stich von J. G. Wille.

Da brachte nun Voltaire, dem er im Überschwang seiner Freude Wolffs „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" in der Suhmschen Übersetzung sandte, sein ganzes philosophisches System in allmähliches Schwanken und schließlich zu Fall. Voltaire hatte bei seinem Aufenthalt in England mit seiner unvergleichlichen Rezeptivität es verstanden, den ganzen Ideenkreis der englischen Freidenker, die mechanische Naturphilosophie Newtons, den erkenntnistheoretischen Empirismus Lockes und die Moralphilosophie Shaftesburys sich anzueignen. In dieser gewaltigen geistigen Rüstung, deren Schild der Glaube an das allmächtige Recht der Vernunft war, trat er dem Prinzen gegenüber. In der eifrigen, mit wissenschaftlichem Ernste geführten Diskussion mit Voltaire, im Studium der Lockeschen Werke selbst und vor allem des Dictionnaire von Bayle hat Friedrich seinen alten Standpunkt aufgegeben und sich dem Deismus Voltaires angeschlossen. Nicht ohne Kampf und mit voller Wahrung seiner geistigen Selbständigkeit hat er diese Wandlung vollzogen, die Krisis überstanden. So hat er sich immer gegen Newtons Prinzipien, den leeren Raum und die allgemeine Anziehung der Körper, ablehnend verhalten, so hat er den Determinismus gegen Voltaires Annahme von der menschlichen Willensfreiheit verfochten, so hat er sich schließlich mit dem Skepticismus Bayles viel tiefer durchtränkt, als dies bei Voltaire der Fall ist.

Immer hat er sich einen Schüler Bayles genannt, wiederholt hat er seine Werke ausgezogen, sie waren ihm das Brevier des gesunden Menschenverstandes. Der große Kritiker mit seiner außerordentlichen Kunst der Dialektik, der für die neue Orientierung des französischen Geistes nach den Tagen Ludwig XIV. mehr gethan hat als irgend ein anderer, bei dem alle Wortführer der neuen Zeit, von Montesquieu und Voltaire bis auf Rousseau und Helvetius, in die Schule gegangen sind, lesen

und denken gelernt haben, hat auch auf Friedrich einen tiefgehenden, noch nicht genügend gewürdigten Einfluß geübt. Es iſt z. B. bezeichnend, daß die Schwächen des Bayleſchen Dictionnaire, die auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geſchichte und Litteratur, beſonders aber der exakten Wiſſenſchaften liegen, ſich mit den Lücken in der Bildung Friedrichs genau decken. Allerdings in dem inneren Widerſpruch einer alles zerſetzenden, alle Offenbarung verwerfenden Vernunfterkenntnis und eines gläubigen religiöſen Gemütes, mit dem Bayle ſich zurechtzufinden wußte, blieb er nicht verſtrickt.

Gewiß kann man auch jetzt bei Friedrich von einer völlig geſchloſſenen, philoſophiſchen Weltanſchauung nicht ſprechen, immerhin wird man das Inkonſequente des Denkens und das Schillern der Überzeugung, das Voltaire eigentümlich iſt, bei ihm vergeblich ſuchen. Und während jener erſt in ſeinen alten Jahren, in ſeinem Patriarchat von Ferney, die Summe ſeiner philoſophiſchen Ideen gezogen hat, formuliert Friedrich ſchon in der Rheinsberger Zeit ſeinen philoſophiſchen Katechismus, den er ſpäter nur in einigen wenigen Punkten noch korrigiert hat.

Die Metaphyſik hat er völlig preisgegeben, gegen alle ihre Annahmen und Gebilde verhält er ſich ſkeptiſch, allein auf die Erfahrung beſchränkt ſich ſein Wiſſen. An dem Glauben an Gott hält er aus teleologiſcher Anſchauung der Welt feſt und verteidigt ihn ſpäter gegen die Freigeiſterei der Encyklopädiſten und Materialiſten; niemals aber hat er ſich die polizeilichen Zweckmäßigkeitsgründe Voltaires angeeignet, der meinte Gott erfinden zu müſſen, wenn er nicht exiſtierte. Er verzichtet darauf, ſein Daſein ſtrikt zu beweiſen und ſich von ſeinem Weſen eine genaue Vorſtellung zu bilden. Er ſieht in ihm das intelligente Prinzip alles Lebens in der Natur, aber er bindet dieſe Intelligenz in den Weltenorganismus ſelbſt, der von Ewigkeit her ſelbſtändig funktioniert. So operiert er ſchließlich mit einem unklaren Begriff, der von dem Pantheismus des von ihm mißkannten Spinoza ebenſo weit abliegt wie von der Schöpfungslehre der Religion. An eine göttliche Vorſehung, ſofern ſie das Geſchick des einzelnen Menſchen überwachen ſoll, glaubt er nicht. Sie reguliert nur

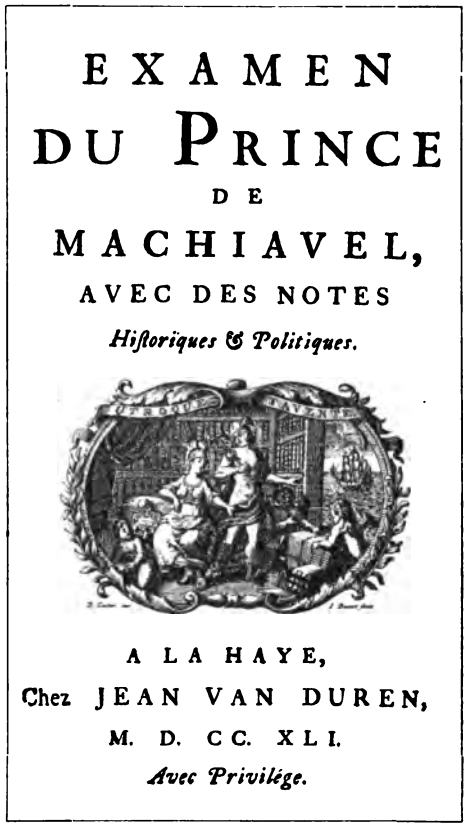

EXAMEN
DU PRINCE
DE
MACHIAVEL,
AVEC DES NOTES
Hiſtoriques & Politiques.
A LA HAYE,
Chez JEAN VAN DUREN,
M. D. CC. XLI.
Avec Privilége.

Abb. 21. Titelblatt des Antimachiavell.

die Vollkommenheit des Weltganzen, während der Menſch dem unabänderlichen Naturzuſammenhang und ſeinen ewigen Geſetzen unterworfen iſt. Seine Majeſtät der Zufall, wie Friedrich mit ſcherzender Reſignation ihn nennt, die vom Menſchen nicht gekannte und nicht vorherzuſehende Verkettung natürlicher Kräfte, der Einzelurſachen, lenkt ſein Schickſal. Der Menſch beſitzt demgemäß auch nicht die Freiheit der Willensentſcheidung, ſondern er unterliegt einem dunklen Zwange, einer von außen ihm auferlegten Notwendigkeit des Handelns. Hier in dieſem Punkte hat Friedrich ſeine urſprünglich theologiſche Auffaſſung, ſeinen jugendlichen Prädeſtinationsglauben philoſophiſch weiter ausgebildet. Erſt in ſpäterer Zeit, in den Jahren des ſiebenjährigen Krieges, hat er weſentlich aus praktiſchen Intereſſen, aus der Forderung einer ſittlichen und rechtlichen Verantwortung, ſich zum Zugeſtändnis einer beſchränkten menſchlichen

Willensfreiheit verstanden. Unter der direkten Einwirkung von Voltaire hat er schließlich die materialistische Erklärung der Seele und des geistigen Lebens angenommen, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele verworfen.

Der ohnmächtige Gott in einer keineswegs vollkommenen Welt, der gebundene Mensch mit seiner eingewurzelten Schlechtigkeit, die sterbliche Seele, der skeptische Zweifel an aller Erkenntnis: das waren freilich keine Elemente einer erhebenden, tröstlichen Weltanschauung. Andererseits wird man nicht bezweifeln dürfen, daß der innere thatkräftige Antrieb, der in der richtig verstandenen fatalistischen Lehre liegt und der z. B. in der Entwickelung, welche die calvinistischen Nationen genommen haben, offensichtlich zu Tage tritt, auch in Friedrich lebendig geworden ist. Seine Ethik ist sicherlich hiervon wie unbewußt auch von der protestantischen Sphäre, in der er aufwuchs, das Vorbild seines pflichteifrigen Vaters vor Augen, beeinflußt worden. Die Philosophie aber ist für Friedrich nicht die Führerin zum Wissen, sondern zum Handeln, eben darin liegt die Bestimmung des Menschen. Auf dem Grund seiner vernunftmäßigen Erkenntnis, die ihn vor falschen Schlüssen bewahrt, soll der Mensch sein Leben einrichten, vor allem die ihm obliegenden Pflichten erfüllen. Diese unbedingte Voranstellung der Pflichterfüllung, das ist der Kernsatz der praktischen Philosophie, den Friedrich zum Teil gewiß von den Stoikern übernommen, aber in seiner vollen Ausdehnung und ganzen Schärfe, Kants kategorischem Imperativ vorgreifend, selber formuliert hat. Gerade mit dieser strengen Fassung des Pflichtbegriffs erhebt er sich weit über die Aufklärungsphilosophie seiner Zeit, während er in anderen verwandten Fragen, wie der selbständigen Abgrenzung der Moral von der Religion und der Philosophie, ihrer Begründung auf der Selbstliebe, der Proklamierung der Toleranz sich durchaus von Bayle und Voltaire abhängig zeigt. Aber überhaupt nicht Entdeckerzüge in das Reich der philosophischen Spekulation will er machen, die dem Manne der That wohl immer versagt sind, aus ihren Gedanken will er Kraft für das Leben schöpfen, die Normen für dessen bewußte Führung entnehmen. Aus diesen Anschauungen heraus gewinnt er sein inneres Gleichgewicht und erwächst jene Vereinigung einer skeptischen, pessimistischen Weltansicht mit der Überzeugungstreue eines pflichtmäßigen Handelns und der unerschütterlichen Gelassenheit einer großen Seele, die Friedrichs eigenstes Wesen bildet, wird er der Philosoph auf dem Thron in einem viel umfassenderen und höheren Sinne als der von ihm bewunderte Marc Aurel.

So schuf er sich hier in Rheinsberg seine neue Welt, im Verkehr mit den ersten Geistern Europas, im Anschluß an die großen Ideenströmungen seines Jahrhunderts.

VII.

Daß ein Mensch auch von höchster Begabung an einem Leben von solchem inneren Reichtum nicht völlig Genügen haben sollte, dünkt fast unglaublich. Und wirklich scheint es so. So manche Stelle seiner Briefe, so manche Herzensergießung spricht dafür, daß Friedrich damit zufrieden war. Die meisten seiner Zeitgenossen haben es angenommen. Wer allein nach dem Augenschein urteilte, wie die Dinge sich bisher entwickelt hatten, der konnte wohl meinen, daß Friedrich im Gegensatz zu seinem Vater einen Mediceischen Hof einrichten, daß er sich bemühen werde, ein leibhaftiger Telemach nach dem Muster Fénelons zu sein. Nur sehr wenige, wie der französische Geschäftsträger am preußischen Hofe, sahen schärfer und erkannten, daß ein glühender politischer Ehrgeiz die Brust des Kronprinzen beseelte, daß seine Wünsche und Gedanken nach dem Ruhm eines Helden flogen. Der Verlauf der Thatsachen gab ihnen allein Recht. Kaum hatte Friedrich den Thron bestiegen,

so zeigte er vom ersten Tage an, daß er die frühere Passivität der preußischen Politik aufgegeben habe, daß er gewillt sei, rasch und energisch nach allen Seiten hin einzugreifen, überall sich und das Gewicht seines Staates fühlbar zu machen. Man erstaunt, mit welch unbedingter Sicherheit, mit wie eindringender Kenntnis aller Verhältnisse er alle diplomatischen Fäden aufnimmt und sofort sie zu neuen Geweben einschlägt. Große Politik ist von nun an wie in den Tagen

Abb. 22. Vor dem Stadtschlosse zu Potsdam. Kolorierter Stich von J. G. K. Liebezeit nach J. F. Nagel.

des Großen Kurfürsten die Seele des preußischen Staates, so lange Friedrich am Ruder ist; aber von dem lähmenden Druck, der jenen oft in unwürdiger Form noch band, hat er sie frei und los gemacht. Eben sie wird das Feld für die glänzendsten Leistungen, die höchsten Offenbarungen seines Genius. Aber mit einem Schlage ist er nicht der politische Meister geworden, in den Rheinsberger Jahren ist er langsam dazu herangereift, hat er sich bewußt in aller Stille darauf vorbereitet.

Es war nicht anders. So warm Friedrich auch in seinen Gedichten den ruhigen Lebensgenuß preisen mochte, so oft er auch in seinen Briefen versicherte, daß er sich um Geschäfte gar nicht kümmere, daß ihm alle Politik verleidet sei und daß die Lektüre von Voltaires Ludwig XIV. ihm viel mehr Vergnügen bereite, als die merkwürdigsten Tagesereignisse, so stillte doch der zauberische Reiz der Rheinsberger Idylle und der Kultus der Künste und Wissenschaften nicht sein innerstes Verlangen. Keiner seiner Freunde ahnte, mit welch gespannter Aufmerksamkeit Friedrich allen Vorgängen und Wandlungen der Politik folgte, wie schmerzlich er jeden Schlag empfand, den die behutsame Zurückhaltung Preußens, das vorsichtige Lavieren seiner Diplomatie vor den Nachbarmächten erhielt, wie ängstlich er die Geschicke des Vaterlandes erwog und wie stolz und selbstvertrauend er auf die Kraft Preußens war, wenn sie nur einmal sich regen wolle. Die eigenwillige, selbständige Natur Friedrich Wilhelms schloß den Sohn von jeder Teilnahme an den politischen Geschäften aus, aber dank Grumbkows (Abb. 24) Briefen war er doch von ihrem Gange bis aufs Detail unterrichtet, er kannte selbst die diplomatischen Instruktionen und Berichte der einzelnen preußischen Gesandten.

Gerade in dieser Zeit hatte die Jülich-

Bergsche Erbfrage, der Leitstern der preußischen Politik, eine neue bedenkliche Wendung genommen. Österreich hatte nach dem Friedensschluß mit Frankreich kein Interesse mehr an der Unterstützung Preußens, es wollte im Gegenteil sich Frankreich und dessen deutsche Schützlinge verpflichten. So leitete es jene diplomatische Aktion ein, die zur Überreichung einer gleichmäßigen Note Frankreichs, Österreichs und der beiden Seemächte, England und Holland, am preußischen Hofe führte und die darauf hinauslief, beim Absterben des pfälzischen Kurfürsten die Prüfung der preußischen Ansprüche auf die Erbschaft dem Schiedsspruch der vier Mächte zu überweisen, während die Pfalz sofort in den einstweiligen Besitz des Landes treten sollte. Die ausweichende Antwort, welche der König auf dies verletzende Ansinnen gab, war, so politisch klug sie auch sein mochte, gar nicht nach dem Geschmack des Kronprinzen. Er vermißte darin Klarheit und Energie, ein König von Preußen müsse dem edlen Palmbaum gleichen: „will man ihn ausreißen, so hebt er höher seinen stolzen Wipfel". Nach seiner Ansicht gebe es nur zwei Wege: entweder mit stolzer Würde abzulehnen oder aber sich unter das schimpfliche Joch zu beugen. Unter Drohungen seine Unterwerfung zu vollziehen, stehe ihm nicht an. Er sei jung und würde vielleicht dem Ungestüm seines Temperaments folgen, sicher aber würde er nichts halb thun. Wie er sich selbst die Ausnützung des kritischen Moments beim Tode des Kurfürsten dachte, hatte er früher schon in einem Briefe an Grumbkow entworfen: im Einverständnis mit dem Kaiser und unter Hinhaltung der Holländer sei sofort das ganze Land mit Kavallerie zu überschwemmen, in der Mark aber die gesamte preußische Streitmacht zusammenzuziehen, um jedem, der Miene mache, Einspruch zu erheben, sogleich auf den Leib zu gehen. Das Entscheidende sei zunächst die Besitznahme des streitigen Objekts und dann erst die diplomatische Verhandlung. Mit sicherem Vorausahnen zeichnet er hier sein späteres Verhalten bei seinem Anspruch auf Schlesien, und ebenso prophetisch klingt es, wenn er damals von sich selber schreibt, er fürchte, daß man ihm dereinst ein Übermaß von Verwegenheit und Lebhaftigkeit werde vorwerfen können. Es scheine, daß der Himmel den König dafür ausersehen habe, alle Vorbereitungen zu treffen, welche Vorsicht und Klugheit vor dem Beginn eines Krieges erfordern. „Wer weiß, ob die Vorsehung nicht mich dafür bereit hält, diese Vorkehrungen zu unserem Ruhme auszunutzen."

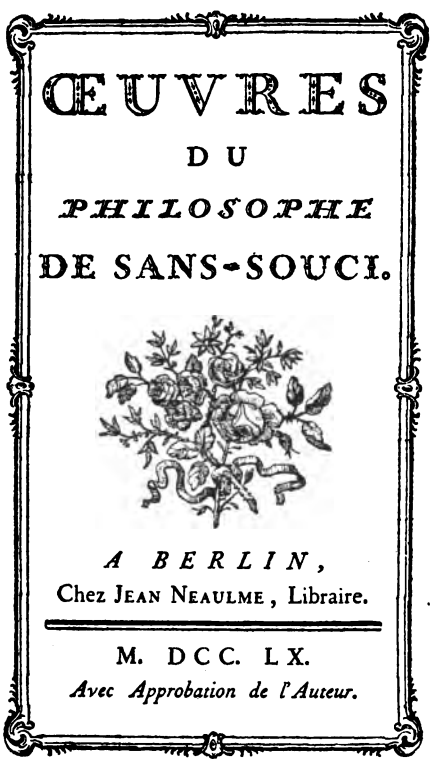


Abb. 23. Titelblatt der „Œuvres du Philosophe de Sans-souci".

Es ist nicht zweifelhaft, daß Friedrich gerade im Verlauf dieser diplomatischen Campagne um Jülich-Berg, die er so lebhaft verfolgte, eine klare Vorstellung von den ungemeinen Schwierigkeiten gewann, auf welche die preußische Politik hier immer stoßen mußte, und daß er sich zugleich mit der Überzeugung durchdrang, daß Preußen vom kaiserlichen Hofe niemals eine Förderung seiner Pläne, sondern nur Widerstreben und Hindernisse zu erwarten habe. Und ebensowenig wird man bezweifeln dürfen, daß eben diese Überzeugung und Einsicht ihn später bewogen hat, von den alten Ziel-

punkten der brandenburgischen Politik abzusehen und mit den Ansprüchen auf Schlesien ihr ein neues großartigeres Feld zu eröffnen. Hier in den Rheinsberger Jahren liegen bereits die Anfänge zu dem großen Konflikt Preußens und Österreichs, der Friedrichs ganzes Leben erfüllen sollte und von dem aus eine vollständig neue Wendung der deutschen Geschichte überhaupt datiert. Mit instinktiver Sicherheit sah der Kronprinz voraus, daß seines Vaters Tod, daß vor allem das Hinscheiden Kaiser Karl VI. eine neue politische Ära eröffnen werde. Er hatte eine bestimmte Ahnung von dem Sturm, den das Jahr 1740 heraufführen sollte, wenn er kurz vorher an den Grafen von Schaumburg-Lippe schreibt: „Wenn das Jahr 26 der Zeitpunkt ist, da Europa toll geworden ist, so fürchte ich, daß im Jahre 1740 man es ins Tollhaus wird bringen müssen."

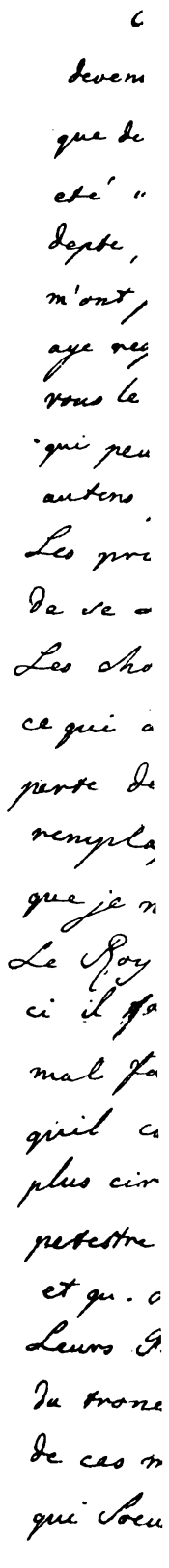
Abb. 24. Friedrich Wilhelm von Grumbkow. Zeitgenössischer Stich.

Er blieb indes nicht bloß der Zuschauer, der mit fieberhafter Ungeduld und höchster Spannung dem Verlauf der Ereignisse folgte, er versuchte selbst einzugreifen. Er entwarf eine Flugschrift, Betrachtungen über den gegenwärtigen politischen Zustand Europas, die darauf berechnet war, die öffentliche Meinung in England und Holland gegen die Fahrlässigkeit ihrer politischen Leiter in der Jülich-Bergschen Frage in Harnisch zu bringen. Unter der Maske eines Engländers, der mit unparteiischen Augen die Sachlage überblickt und freimütig seine Ansicht äußert, zeichnete er mit beißender Ironie und schonungsloser Offenheit die Schleichwege der österreichischen, vor allem aber der französischen Diplomatie, die er mit der Politik Philipps von Macedonien gegen die Griechen und mit den welterobernden Plänen Roms in Parallele stellte. Das Ziel, das Kardinal Fleury mit unnachahmlicher Verschlagenheit und unbestreitbarem Glück verfolge, sei geradezu der Umsturz des europäischen Staatensystems. Österreich und Spanien wisse er an sich zu ketten zu einer Koalition der katholischen Mächte, immer weiter schiebe er die Grenzen Frankreichs nach Osten vor, immer mehr dränge er die Seemächte, die keine Ahnung haben von der Gefahr, die ihnen drohe, und von dem Spiel, das man mit ihnen treibe, von den Wegen des Welthandels ab. In jede politische Frage, die auftauche, stecke er seine Hand und jede verstehe er zum Vorteil Frankreichs zu wenden. Mit einem nicht ganz motivierten Appell an die Fürsten, deren hohe Stellung nicht von Gott gegeben, sondern von den Völkern ihnen anvertraut sei, mit ihrer Warnung vor maßlosem Ehrgeiz und schlaffer Amtsführung, die am sichersten den Ruin der Staaten herbeiführen, schließen

die Betrachtungen, deren Druck übrigens unterblieb, weil sich inzwischen die politische Konstellation nicht unerheblich verändert, eine Annäherung Frankreichs an Preußen sich vollzogen hatte.

Sie klingen in Tönen aus, die kurz darauf Friedrich in seinem Antimacchiavell von neuem, aber ungleich machtvoller und eindringlicher anschlug (Abb. 21). Die rätselhafte Schrift des großen Florentiner Staatsmannes, Macchiavells Principe, die das Wesen der politischen Macht ergründen will und die mit einer von moralischen Skrupeln völlig freien wissenschaftlichen Ruhe die Maximen festlegen will, nach denen die Fürsten Staaten erwerben und erworbene Länder festhalten sollen, hatte Friedrichs Aufmerksamkeit und Unwillen im höchsten Grade erregt. Macchiavell erschien ihm als ein vollendeter politischer Schurke, dessen gemeingefährlichen Lehren offen entgegenzutreten moralische Pflicht sei. Im engsten Anschluß an den Traktat seines Gegners, der sich bis auf die Kapiteleinteilung erstreckt, bekämpft er dessen Ausführungen weniger durch eine direkte Widerlegung in geschlossenem logischen Aufbau als durch die Hervorkehrung seiner entgegengesetzten Auffassung, oft mehr durch rhetorischen Schwung als durch eindringende Dialektik. Für die eigentümlichen Bedingungen, unter denen der Principe entstand, zeigt Friedrich kein Verständnis, ganz im Geiste der Aufklärungslitteratur, der es an historischer Unbefangenheit völlig gebrach. Wer indes die unverminderte Anziehungskraft jenes wunderbaren Büchleins kennt, dessen Tiefsinn bis heute noch Historiker und Politiker zu immer neuen Erklärungsversuchen stachelt, wird auch die Kritik des Antimacchiavell nicht unterschätzen, so sehr immerhin seine wahre Bedeutung in dem Fürstenspiegel liegt, den Friedrich hier gewissermaßen zugleich als Entwurf seines Regierungsprogramms aufgestellt hat. Es ist auf dem Grunde des Naturrechtes eine völlig neue, großartige Auffassung des Fürstenamtes, die er uns hier entgegenhält, für die ihm das Königtum Heinrich IV. von Frankreich in der Idealisierung Voltaires und das Wesen der preußischen Monarchie selbst das Vorbild gegeben haben. Es ist zugleich ein bedeutsamer Fortschritt in der Auffassung des vielumstrittenen Souveränetätsbegriffs, der zum erstenmale den Gedanken der Staatspersönlichkeit und des untrennbaren Zusammenhanges zwischen Fürst und Volk scharf hervorhebt. Der Fürst als oberster Richter und Hüter der Gerechtigkeit, als Feldherr, der sein in den Waffen stehendes Volk in den Krieg führt, als sparsamer Verwalter der Mittel des Staates, der Fürst, der sich nicht Gott, sondern seinen Unterthanen gegenüber verantwortlich fühlt, der sich ganz mit dem Staatsgedanken zu verkörpern weiß und sich als den ersten Diener seines Staates betrachtet, das ist der Herrscher nach dem Willen und nach dem Herzen Friedrichs.

Rascher, als er glaubte, wurde er berufen, dies Programm in die That umzusetzen, noch ehe sein Antimacchiavell, dessen Korrektur und Drucklegung er Voltaires Händen anvertraut hatte, erschienen war. Die Krankheit seines Vaters, der in seinen letzten Jahren überhaupt nur durch die Kunst der Ärzte lebte, nahm plötzlich eine rasche Entwickelung zum Ende. Mit Sehnsucht erwartete Friedrich Wilhelm seinen von Rheinsberg herbeigerufenen Sohn, völlig versöhnt schlossen sie sich in die Arme. Mit heldenmütiger Festigkeit starb der König, nachdem er vorher noch den Kronprinzen eingehend über die Lage und Ziele der preußischen Politik unterrichtet, ihn vor der „invariablen Maxime des Hauses Österreich, Brandenburg niederzuhalten", gewarnt und ihm die Regierung selber übertragen hatte. „Da steht einer, der mich rächen wird!" hatte Friedrich Wilhelm einmal im Unmut über den Undank der kaiserlichen Politik gerufen. Eine neue Ära, den Anbruch einer großen Epoche, eines goldenen Zeitalters erwarteten Friedrichs Vertrauten und litterarische Freunde. In welche Bahnen der freigewordene Adler seinen Flug richten werde, war die allgemeine Frage.



Mein sehr verehr
worden ist, denn ich be
mein Herr, weswegen e
jetzt dieser Schuld, ind
gnügen bereitet haben.
das nicht eine Hofintri
was seinen Hof veranla
über urteilen kann, mit
leiten lassen und wenn
prüfen, ob die Dinge,
dies alle Tage und ger
daß er tüchtige Männe
der Höflinge ersetzte.
den König von Dänem
Unglück hat, einem re
wäre es, wenn die Für
gestraft würden! Ich
auf das Vergehen folgt
flüchtig sehen und übe
So viel ist sicher, daß
mantel listiger Umschwe
verhüllt, die allein ih
haben, der alles selber
niemand sich rühmen k

Ich nehme das u
mir geben, nämlich fü
äußerster Trivialität sin
die Blattern überstande
hat. Ich weiß, wie's
boshaft sein, wenn ma
zu urteilen, steht übrige
in der Welt finden sich
zu dürfen, das Verhalte
die andere. Ich würde
die Lage kämen, sich
wobei ich mit wahrer

b zu
pon-
richs
dsten
tächst
rage,
Jah-
eden
ilich-
afür
über
ge-
hung
hres
gen-
iden
ried-
ndes
die
mit
An-
urch
auf
zu
Bett-
elen.
die
mit
ein-
als
den
nas:
inen
nnen
ften,
Sie
diese
das
im
ter-
igen
enge
Sie
tur-
mich
für

Ruppin, den 7. Oktober 1736.

ter General! Ich glaube, daß die Migräne eine ansteckende Krankheit ge-
kam sie einen Augenblick, bevor ich Ihren Brief erhielt. Das ist der Grund,
s mir unmöglich gewesen ist, Ihnen gestern zu antworten; ich entledige mich
em ich Ihnen für Ihren Brief und die Einlagen danke, die mir viel Ver-
Ich bin sehr überrascht, daß Prätorius seine Abberufung erhalten hat; wenn
ue ist, wie Sie mit Recht argwöhnen, so würde ich nicht begreifen können,
ßt haben kann, ihn von einem Posten zu entfernen, den er, soweit ich dar-
vieler Würde ausfüllte. Muß man nicht die Fürsten beklagen, wenn sie sich
sie die Schwäche haben, sich gegen ihre Diener einnehmen zu lassen, ohne zu
deren man jene anklagt, begründet sind oder nicht? Und doch geschieht eben
ade dies hat Ludwig XIV. den Verlust von mehr als einer Schlacht gekostet,
t von ihrem Posten entfernte und sie nach Gunst oder nach den Umtrieben
Obschon ich nicht meine, daß der vorliegende Fall derart beschaffen ist, für
ark Folgen von solcher Tragweite zu haben, hat er trotzdem, wenn er das
chtschaffenen Manne Unrecht zu thun, weniger schlecht gehandelt? Wie gut
sten bei jeder Ungerechtigkeit, die sie verüben, durch den Verlust einer Schlacht
glaube, daß sie dann vorsichtiger werden würden. Eine Strafe, die so dicht
e, würde sie vielleicht eher schrecken, als jene Hölle, die sie nur in der Ferne
r die, wie ihre schlaffen Höflinge ihnen versichern, ihre Größe erhaben ist.
die zagende Wahrheit sich dem Throne nur unter dem entstellenden Deck-
ise und einstudierter Rücksichten zu nahen wagt, indem sie ihre nackte Blöße
r eigenstes Wesen ausmacht. Dem Himmel sei Dank, daß wir einen Herrn
thut und alles mit seinen Augen sieht, der den Verleumder haßt und dem
nn jemals etwas vorgemacht zu haben.
ntergeschobene Schriftstück des Herrn von Brandt für das, als was Sie es
r einen ziemlich gewöhnlichen Scherz, bei dem die schönsten Gedanken von
d. Ich danke dem Himmel dafür, daß mein Bruder außer Gefahr ist und
hat, das ist ein gefährliches Ding und es ist gut, wenn man es hinter sich
damit steht, denn ich habe sie zweimal gehabt, danach darf man nicht mehr
sich eine so bösartige Ausgabe doppelt geleistet hat. Ob ich es bin, darüber
ns nicht bei mir, die Sorge überlasse ich anderen. Sie wissen ja, mein Herr,
immer Richter; jeder glaubt ganz besonders das Recht in Anspruch nehmen
n seines Nächsten zu zergliedern, und so richtet die eine Hälfte der Welt über
übrigens wünschen, daß Sie mein Richter wären und daß Sie dabei in
elber von der wirklichen Hochachtung zu überzeugen, die ich für Sie hege,
ochschätzung verharre,

Mein sehr verehrter General

als Ihr wohlgewogener

Freund Friedrich.

nous a
par Ses
ne peut
Je ~~pas~~ neso
me La
Les plus
grasses
et de c
denjenes
ce que
n'est pl
depence
Le Suis,
que Le
avoir Le
de cette
je Souh
bien en
L'estime
considere

d zu
spon=
richs
dsten

nächst
rage,
Jah=
jeden
ülich=
dafür
über
g ge=
chung
ihres
egen=
eiden
Fried=
andes

n die
e mit
e An=
durch
auf
je zu
Wett=
ielen.
r die
mit
ein=
s als
den
mas:
einen
Ihnen
aften,
Sie
diese
das
es im
unter=
ungen
Menge
Sie
natur=
mich
ht für

die
unte
Kon
eine
sich

dar
von
eind
haft
ma
Wes
und
völl
Ma
Für
Län
Aus
Gro
ein
gen
zut
An
der
stre
wer
ges
die
Au
Sc
Für
den
kein
klä
Un
die
wu
sin
tike
sta
ma
im
Fü
wis
Re
ist
völ
Fü
hä

VIII.

Schon die ersten Erlasse und Maßnahmen in jenen Junitagen des Jahres 1740 verkündeten in einer für jedermann verständlichen Weise, daß ein neuer Geist, daß die Gedanken der Aufklärung in der Person des jungen Königs vom Throne Preußens Besitz ergriffen hatten. Die Aufhebung der Folter, die geplante Neuorganisation der Akademie, die Berufung verschiedener Gelehrten von europäischem Ruf, die Wiedergewinnung des Philosophen Wolff, die Friedrich einer „Conquête im Lande der Wahrheit" gleich erachtete, die Begründung einer neuen Behörde für Handel und Gewerbe, sie sprachen nicht minder deutlich als jene klassischen Randentscheide, welche die Popularität Friedrichs begründet haben: „Gazetten, wenn sie interessieren sollen, müssen nicht geniert werden" und „die Religionen müssen alle toleriert werden, hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden". Aber sogleich zeigte sich auch, daß von einem umwälzenden Systemwechsel in der Verwaltung, von einer durchgreifenden Personalveränderung, mit denen Friedrich Wilhelm einst sein Regiment eröffnet hatte, keine Rede war. Der Sohn kannte die vortreffliche Verfassung, in die der Vater die gesamte Staatsmaschine gebracht hatte, aus dem Grunde und wußte sie ihrem vollen Werte nach zu schätzen. Allein das kostspielige Leibregiment, die Potsdamer Riesengarde, löste er auf, dafür aber vermehrte er die Armee um 17 Bataillone und brachte sie auf die Stärke von 90 000 Mann.

Nur auf einem Gebiete regte sich sofort nach allen Seiten hin der mächtige Flügelschlag eines neuen, ungestüm vorwärts dringenden Geistes: in der Führung der auswärtigen Politik. Die Vertreter Preußens an den fremden Höfen begannen mit einem Male eine völlig ungewohnte Sprache zu führen, die in jedem Worte verriet, daß dieser Staat sich jetzt seiner Stärke, seiner lange aufgespeicherten Kraft voll bewußt geworden, daß er gewillt sei, sie auf das nachdrücklichste für seine Lebensinteressen und nur für diese geltend zu machen. In seiner politischen Korrespondenz offenbart sich der Genius Friedrichs vom ersten Tage an in der glänzendsten Weise.

Naturgemäß versuchte er sich zunächst an der Lösung der dringlichsten Frage, deren kritische Wendung bei den hohen Jahren des Kurfürsten von der Pfalz jeden Augenblick eintreten konnte, des Jülich-Bergschen Erbfalles. Der Zeitpunkt dafür war günstiger denn je, da England über seinen Handel mit Spanien in Krieg geraten war und Frankreichs Einmischung in den Kampf, der volle Aufbruch ihres seit dreißig Jahren künstlich verdeckten Gegensatzes unvermeidlich schien. Eine der beiden großen Mächte mußte doch, so dachte Friedrich, Wert darauf legen, sich des Beistandes Preußens zu versichern.

Zwei seiner Vertrauten gingen an die Höfe von London und Versailles, beide mit dem Auftrage, die Stimmung für eine Annäherung Preußens zu erkunden und durch geschickte geheimnisvolle Anspielungen auf die beiderseitige Mission in die Höhe zu treiben, dadurch gewissermaßen ein Wettangebot politischer Vorteile zu erzielen. Für die neue selbstbewußte Art, für die bisher nie gehörte stolze Sprache, mit der sich die Diplomatie Friedrichs einführte, gibt es nichts Bezeichnenderes als jene Stelle aus der Instruktion für den Pariser Gesandten, den Obersten Camas: „Die Vermehrung, die sich bei meinen Truppen vollziehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner lebhaften, stürmischen Sinnesart zu sprechen. Sie können sagen, es sei zu fürchten, daß diese Augmentation ein Feuer anzünde, das ganz Europa in Brand stecke, daß es im Charakter der jungen Leute liege, unternehmend zu sein, und daß die Vorstellungen vom Heldentum die Ruhe einer Menge Völker in der Welt gestört hätten. Sie können erklären, daß ich Frankreich naturgemäß liebe, aber daß, wenn man mich jetzt vernachlässige, man mich vielleicht für

Abb. 25. Maria Thereſia. Stich von Ph. A. Kilian nach M. van Mytens.

immer und ohne Wiederkehr verlöre, daß aber im Gegenteil, wenn man mich gewönne, ich im stande sein dürfte, der französischen Monarchie wichtigere Dienste zu leisten, als sie ihr Gustav Adolph je geleistet hat. Sie werden dem Kardinal tausend Liebenswürdigkeiten und Verbindlichkeiten erweisen, Sie werden Honigworte mit Honigworten und Realitäten mit Realitäten bezahlen."

Der diplomatische Waffengang mit dem steinalten Kardinal Fleury, dem „Macchiavell im Bischofshute" (Abb. 27), hatte für den jungen König einen besonderen Reiz, durch persönliche Briefe voll ausgesuchter feinster Schmeichelei suchte er ihn zu ködern. Aber nur zu bald mußte er die Erfahrung machen, daß seinen Worten, trotz ihrer blendenden Originalität, nicht die Kraft innewohnte, die alte Mißachtung Preußens, die gewohnte Vorstellung von seiner Passivität zu bannen. Weder Frankreich noch England verstanden sich zu bestimmten Anerbietungen.

Abb. 26. Kaiser Franz I. Stich von Jacob M. Schmutzer nach J. E. Liotard.

Die erste diplomatische Campagne Friedrichs endete mit einem entschiedenen Mißerfolg. Die Lehre daraus zog er mit überraschender Sicherheit, und auf der Stelle gab er die praktische Nutzanwendung. Die Hartnäckigkeit des Bischofs von Lüttich, der im Vertrauen auf den Rückhalt der Großmächte seit langen Jahren sich in einer Territorialfrage den Forderungen Preußens widersetzte, suchte er nicht durch lange Verhandlungen zu erschüttern, sondern er brach sie kurzweg durch militärische Exekution. In einem selbstgeschriebenen Manifest, das die diplomatischen Cirkel an die Sprache Ludwigs XIV. erinnerte, proklamierte er sein souveränes Recht. Eben schickte er sich an, für seine Politik andere, weiter greifende Richtungslinien zu ziehen, da wurde er plötzlich vor die große Entscheidung seines Lebens gestellt, welche die Geschicke Preußens, die nationale Zukunft Deutschlands dauernd bestimmen sollte. Kaiser Karl VI. war unvermutet rasch gestorben. Jetzt stand, nach dem Erlöschen des habsburgischen Mannesstammes, zur Frage, ob sich sein mit so teuren Opfern besiegeltes Lebenswerk bewähren, ob sich der Uebergang der gesamten untrennbaren österreichischen Erblande in die Hand seiner Tochter Maria Theresia (Abb. 25) ohne den Widerspruch der Mächte vollziehen würde. In der That ließ es sich so an. Im Reich erhob nur eine Macht Erbansprüche, Bayern, aber geringer noch als ihre Begründung war die Kraft, sie durchzusetzen. Der Seemächte und Rußlands fühlte sich Österreich sicher. Von ausschlaggebender Bedeutung erschien allein die Haltung Frankreichs, dessen deutsche

Politik seit Jahrzehnten den Ehrgeiz der Wittelsbacher begünstigt hatte. Von Versailles kam zwar keine Anerkennung der neuen Rechtslage, aber auch kein Einspruch. Da erhob Preußen seine Stimme und verlangte die Abtretung Schlesiens.

Jahrhunderte alt waren seine auf Erbverbrüderung und ehemaligen Hausbesitz begründeten Ansprüche auf einen Teil Schlesiens, die vier Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, aber niemals war ihre Berechtigung von Österreich anerkannt worden. In den letzten Lebensjahren des Großen Kurfürsten war dann jener nicht eben feine Handel geschlossen worden, in dem Brandenburg für die Aufgabe seiner Ansprüche den schlesischen Kreis Schwiebus erhielt, der Kurprinz aber heimlich hinter dem Rücken seines Vaters die Rückgabe dieser Abtretung an Österreich versprach. Seitdem hatte man am preußischen Hofe die lebhafte Empfindung, daß man in dieser Frage von Wien hintergangen und übervorteilt worden sei, und immer behielt man sich vor, bei gelegener Zeit noch einmal darauf zurückzukommen. Wenn jetzt Friedrich auf die alten Forderungen seines Hauses zurückgriff, sie freilich weit überbietend, so sprach unzweifelhaft der Buchstabe der Verträge dagegen. Er dachte auch gar nicht daran, sich in die lehns- und reichsrechtlichen Schwierigkeiten dieses verwickelten Streitfalles zu vertiefen, das überließ er seinen Juristen und Ministern. Wie er aber auch immer glauben mochte, den Boden des Rechts unter seinen Füßen zu haben, sicherer noch war seine Überzeugung, daß Österreich durch sein unzuverlässiges Verhalten in der Jülich-Bergschen Erbfrage, durch die wiederholte Verletzung der mit seinem Vater geschlossenen Verträge die preußische Garantie für die pragmatische Sanktion verscherzt, daß er ihm gegenüber völlig freie Hand habe. Die Empfindung aller Unbill, welche Preußen seit einem Jahrhundert und er selber in seiner Jugend durch die Ränke der österreichischen Politik erfahren hatte, verschmolz mit der Erinnerung an die Warnung seines sterbenden Vaters. Mit scharfem, hellem Auge hatte er die Schwächen Österreichs, den Verfall des Kaisertums, die Nichtigkeit der deutschen Reichsverfassung durchschaut, von jedem Pietätsgefühl für sie wußte er sich frei. Ihrer Autorität gegenüber war er gewillt, mit dem Trotze der Kraft seinem Staate die gebührende Stellung zu verschaffen. Er kannte die Fülle der gebundenen Energie, die in Volk und Heer aufgespeichert war, die nur gelöst zu werden brauchte, um dem mißachteten Preußen endlich seinen Platz an der Sonne zu gewinnen. Er fühlte sich Manns genug, diese Kraft zu entfesseln und zu leiten, er glühte im jugendlichen Feuer, durch diese befreiende That sich den Ruhmeslorbeer zu erringen. Jetzt winkte sein Kranz verlockend vor den Augen, jetzt galt es ohne Zaudern zuzugreifen. Mit dem Blick und der Zuversicht des Genius erfaßte Friedrich den großen, den einzigen Augenblick, wagte er das Ungeheure.

Einfach genug erschien ihm freilich die politische Rechnung. Entweder ging Oesterreich auf seine Forderung ein, dann trat er auf dessen Seite, verbürgte sich für seinen Besitzstand und seine kaiserliche Würde, vereinigt waren sie stark genug, jedem Widerstand zu trotzen. Oder es wies ihn zurück, dann hoffte er sicher den Beistand der Macht zu finden, deren Gegner sich Österreich angeschlossen hatte, sei es nun England oder Frankreich. Aber allein auf eigene Verantwortung, im stolzen Vorrecht der Initiative, wollte er das Spiel eröffnen. Hatten seine Minister schon in der Isolierung Preußens im Frieden eine drohende Gefahr und ein schweres Unglück gesehen, so schritt er jetzt in dieser Isolierung in den Krieg. Denn unabweislich für das Gelingen seines Planes erschien ihm die militärische Besetzung Schlesiens gleichzeitig mit der Einleitung der Verhandlung am Wiener Hofe. Von dessen Hochmut erwartete er auf andere Weise keine Nachgiebigkeit. Ob nicht gerade diese unerhörte Gewaltthat eines deutschen Reichsfürsten dem alten Stolze des Hauses Österreich jedes Zugeständnis unmöglich machen werde, fragte er nicht.

„Alles war vorhergesehen, alles war so vorbereitet, daß es sich nur darum handelt, die Pläne durchzuführen, die ich seit langem in meinem Kopf erwogen habe," schrieb Friedrich in diesen Tagen an einen Freund. Diesen Eindruck gewannen auch die beiden Vertrauten, die er zu einer Konferenz nach Rheinsberg entbot, der Minister Podewils und der General Schwerin. So unklar auch das Beratungsproto-

Abb. 27. Kardinal Fleury.
Gemälde von H. Rigaud in der Galerie zu Budapest.

koll in der Aufzeichnung von Podewils gehalten ist, eins ergibt sich mit überzeugender Deutlichkeit, daß es der König allein war, der den Erwerb Schlesiens ins Auge gefaßt, der alle Mittel und Wege dazu reiflich überdacht hatte und der trotz ihrer Bedenken und Wünsche, anderen Mächten den Vortritt zu lassen, mit der vorläufigen Besitzergreifung des Landes die Aktion eröffnen wollte. Scharf und klar, ohne Umschweife und Verhüllung, formulierte er in einem Billet an eben jenen Podewils das für seine Entscheidung maßgebende reale Moment: „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man ihn geltend machen oder nicht? Ich stehe mit meinen Truppen und allem bereit. Wenn ich mich ihrer nicht bediene, so halte ich in meinen Händen ein Gut, dessen Verwertung ich verkenne, wenn ich es aber thüe, so wird man sagen, daß ich das Geschick besitze, die Überlegenheit, die ich über meine Nachbarn habe, auszunutzen." Und nicht minder deutlich, mit der ihm eigenen rückhaltslosen Offenheit, enthüllte er bald darauf in einem Briefe an Jordan die ihn durchwogenden Stimmungen, seine treibenden Impulse: „Mein Alter, das Feuer meiner Leidenschaft, die Sucht nach Ruhm, die Neugier selbst, um Dir nichts zu verbergen, kurz, ein geheimer Instinkt haben mich aus meiner süßen Ruhe gerissen, und die Genugthuung, meinen Namen in den Zeitungen und dann im Buch der Geschichte zu sehen, hat mich verführt."

Das diplomatische Vorgehen Preußens entsprach nun freilich nicht der großartigen Kühnheit und der rücksichtslosen Freiheit des ersten Entwurfes. Dank der ängstlichen Vorsicht von Podewils brachten die preußischen Vertreter am Wiener Hofe die Forderungen ihres Königs nur stückweise und nicht mit dem erforderlichen Gewicht vor, schoben sie die vorteilhaften Anerbietungen mehr als die Ansprüche und Beschwerden Preußens in den Vordergrund. Immerhin hätte ihren Verhandlungen bei der unsicheren Lage Österreichs, die seine Minister sehr lebhaft empfanden, ein gewisser Erfolg beschieden sein können, wäre

nicht jeder Gedanke an Nachgiebigkeit an dem stolzen, unbeugsamen Sinne Maria Theresias gescheitert. Nur ihren Gemahl, den bestimmbaren, geistig wenig bedeutenden, zu ernster Arbeit nicht aufgelegten Franz von Lothringen (Abb. 26), hatte Friedrich bei seinen Plänen in Betracht gezogen, an seine größte Gegnerin, deren brennender Haß sein ganzes Leben erfüllen sollte, hatte er noch kaum gedacht. Zum erstenmale traten sich jetzt die beiden königlichen Gestalten, denen die deutsche Geschichte kein zweites Paar an die Seite zu stellen hat, gegenüber: der jugendliche, schrankenlos vorwärtsstürmende, mit allen Geistern der neuen Zeit verbündete Friedrich und Maria Theresia, die mit der sieghaften Anmut der Frau die gebietende Haltung der Herrscherin verband, die in allen ihren Empfindungen durchaus weiblich, doch mit männlichem Geiste die Pflichten und Aufgaben ihrer hohen Stellung ergriff, die zu den ererbten Eigenschaften ihres Hauses, der vornehmen Gemessenheit, einer gewissen Hartnäckigkeit des Sinnes und ausdauernden Geduld ein lebensprühendes Temperament und den Zauber naiver Leutseligkeit gesellte, die aus dem ihr ganzes Herz erfüllenden Glück ihrer Ehe zugleich die Kraft der Seele für das Ungemach ihres Staates schöpfte, Frau und Königin in jeder Faser ihres Wesens. Religiös und politisch befangen in den Anschauungen der alten Zeit, erfüllt von dem Glauben an ihr gutes habsburgisches Recht, konnte sie Friedrichs Ansinnen kaum anders als eine ihr zugefügte Schmach empfinden. Einzig und allein unterstützt von dem Vertrauten ihres Vaters, dem geheimen Hofrat Bartenstein, der die hochfahrende Art der österreichischen Diplomatie gleichsam verkörperte, wußte sie die preußischen Unterhändler in eine schiefe, zweideutige Lage zu bringen, sie schließlich zum völligen Rückzug zu veranlassen.

IX.

Inzwischen aber hatten bereits die Waffen gesprochen. Mitte Dezember, genau zu dem gleichen Zeitpunkte, da Friedrichs Gesandten in Wien ihre Eröffnungen im vollen Umfange machten, gingen die preußischen Truppen über die schlesische Grenze. Ihr Kommando hatte der junge König selbst übernommen. Den Beistand des alten Dessauers hatte er zurückgewiesen, damit die Welt nicht glaube, daß er mit einem Hofmeister ins Feld ziehe. In der heitersten Laune, in der glücklichsten Stimmung, in der frohesten Zuversicht des Gelingens, mit dem festen Glauben Cäsars an seinen Stern überschritt er den Rubikon. Im raschen Siegeslaufe durcheilte sein kleines, nur 20000 Mann starkes Heer das von feindlichen Truppen entblößte, in seinen Verteidigungsmitteln verwahrloste Schlesien, dessen protestantische Bevölkerung die Preußen mit lebhafter Sympathie begrüßte. Binnen sechs Wochen lag das ganze Land mit Ausnahme der wenigen Festungen zu den Füßen des Eroberers.

Dieser militärische Spaziergang und die unblutige Erstürmung der Festung Glogau war jedoch nur ein Vorspiel des Kampfes. Österreich hatte allmählich in Mähren ein Heer gesammelt, an dessen Spitze Feldmarschall Neipperg an den Grenzpostierungen der Preußen vorbei über das Gebirge in Schlesien eindrang. Von Neisse gegen die Oder und die Depotplätze des Feindes vordringend, durchschnitt er die heimatlichen Verbindungslinien der preußischen Armee und zwang Friedrich mit verkehrter Front zu schlagen. Am zehnten April 1741 auf der schneebedeckten Ebene von Mollwitz maßen sich zum erstenmal beide Heere in nahezu gleicher Stärke. Friedrich hätte den Feind in seinen Quartieren überraschen können, aber an eine solche militärische Kühnheit noch nicht gewohnt verwandte er die Zeit auf den methodischen Aufmarsch seiner Armee in zwei Treffen, deren Raum zu eng bemessen war, so daß einzelne Bataillone aus der Front in eine Flankenstellung gezogen werden mußten. Noch ehe die Österreicher ihre Schlachtordnung vollendet hatten, stürzte sich ihre Reiterei durch das Feuer der preußischen Artillerie gereizt vorwärts, warf die ihr entgegentretende Kavallerie glatt über den Haufen und umbrandete nun die langen Linien der preußischen Infanterie auf allen Seiten, deren Bataillone zwar

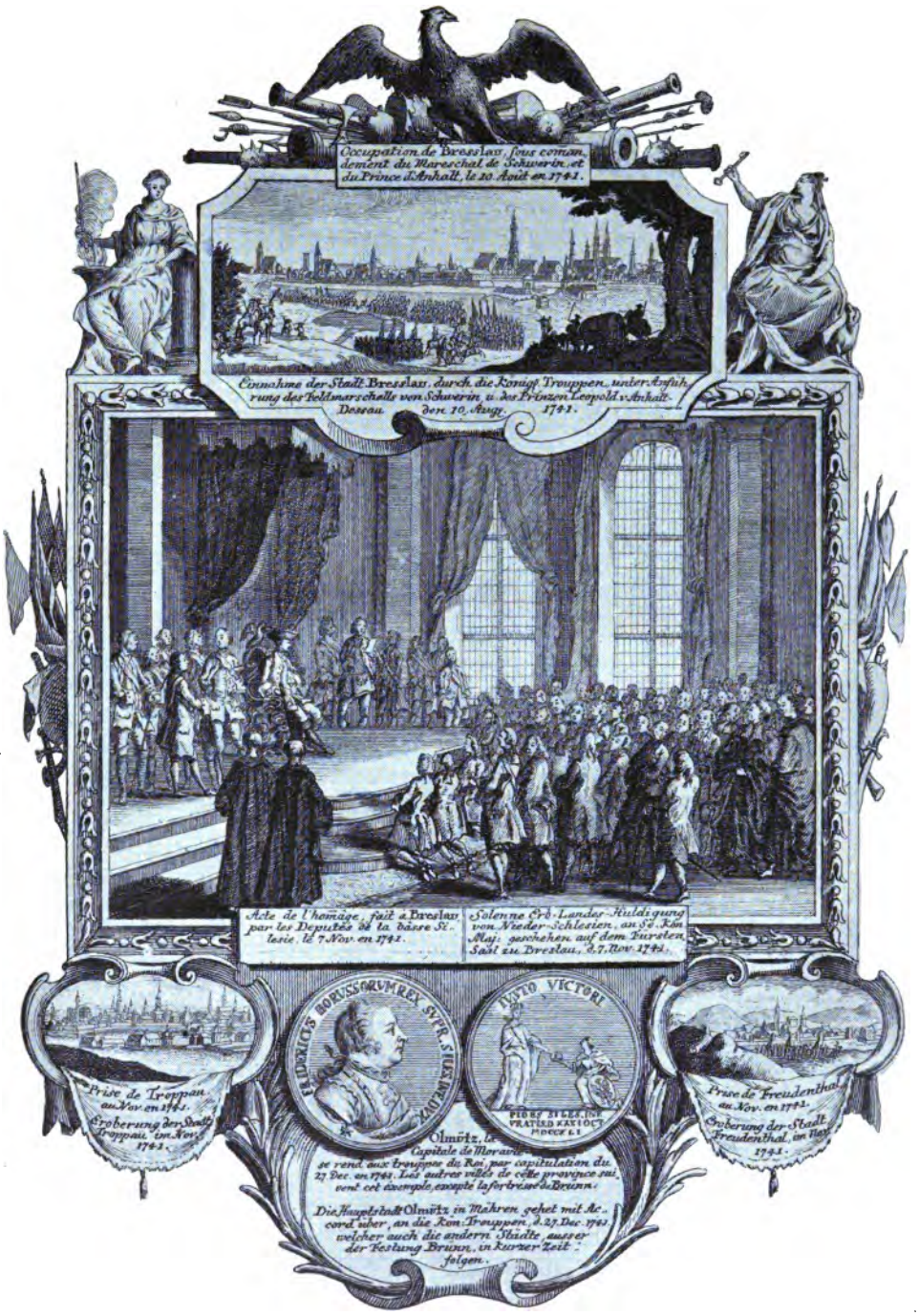


Abb. 28. Huldigung Niederschlesiens im Fürstensaal zu Breslau am 7. November 1741. Zeitgenössischer Stich.

unerschütterlich Stand hielten, aber zum Teil aus der strengen Feuerdisciplin gerieten. Der König hatte, von dem Schwarm der vorbeibrausenden Reiter mit fortgerissen, sich nur mit knapper Not wieder in den geschützten Raum hinter dem Vordertreffen retten können. Da bat ihn der General Schwerin, sich zu schonen, bei dem höchst unsichern Stande des Gefechts die Wahlstatt zu verlassen und ihm die weitere Leitung zu übertragen. Friedrich, der die Schlacht als verloren ansah, folgte dem Rat, entging aber, während er so seinem ersten Siege selber sich entzog, nur durch einen glücklichen Zufall der Gefangennahme durch streifende feindliche Reiter. Schwerin stellte die erschütterte Ordnung wieder her und ließ das gesamte Fußvolk unter dem Feuer seiner Salven vorrücken. Jetzt feierte die oft verhöhnte Drillkunst Friedrich Wilhelms und des Dessauers ihren Triumph. In geschlossener Haltung, schnurgerade gerichtet wie auf dem Paradeplatz, vom Schein der Abendsonne übergossen, schob sich die Linie der preußischen Infanterie langsam aber unwiderstehlich vorwärts. Für den Feind, dessen Regimenter zum Teil aus Rekruten bestanden, war kein Halten mehr. Unter dem Schutze der Nacht, mit schweren Verlusten bewerkstelligte Neipperg seinen Rückzug, der bis zur Neisse ging (Abb. 30).

Die militärischen Folgen dieser ersten Waffenentscheidung waren gering. Zwar fiel auch die Festung Brieg nunmehr in die Hände der Preußen, aber ganz Oberschlesien blieb in Österreichs Besitz. Die beiden Heere lagen sich monatelang in Mittelschlesien gegenüber, Friedrich unablässig bemüht, namentlich die Ausbildung seiner Reiterei, „die nicht wert sei, daß sie der Teufel hole, während die Infanterie lauter Cäsars seind," durch neue Vorschriften und Übungen zu heben. Um so einschneidender war die politische Wirkung. Wie Spinneweben fegte der Kanonendonner von Mollwitz das Netz auseinander, das Preußens Nachbarn dem jungen König über den Kopf werfen wollten. Nach langen Verhandlungen hatten zu Dresden eben die Seemächte mit Rußland, Österreich und Sachsen sich nahezu geeinigt, den Friedensstörer durch einen allgemeinen Angriff und eine Aufteilung seines Landes zu strafen, als die Siegeskunde diesen Bund sofort in Fetzen riß. Und eben die Macht, welche am eifrigsten gegen Preußen geschürt hatte, England, suchte jetzt durch seine Diplomaten eine Vermittlung, einen schlesischen Ausgleich herbeizuführen. Sein großer Weltkonflikt mit Spanien und Frankreich legte ihm gebieterisch die Notwendigkeit auf, die Ruhe des europäischen Kontinents zu erhalten, das dort ausgebrochene Kriegsfeuer so rasch als möglich zu löschen. Mit immer neuen Friedensvorschlägen eilten die englischen Gesandten zwischen Wien und den beiden schlesischen Hauptquartieren hin und her, während König Georg II. nicht abließ, daneben heimlich im hannoverschen Interesse in andrer Richtung zu wirken. Von vornherein erhielt dadurch Englands Vermittlung den Charakter der Zweideutigkeit, während ihr die Hartnäckigkeit der österreichischen Staatsmänner den Stempel der Aussichtslosigkeit aufdrückte. Friedrichs politische Rechnung aber, die er seinem großen Unternehmen zu Grunde gelegt hatte, erwies sich nunmehr als richtig. Neben England erschien Frankreich auf dem Plan und suchte ihm auch auf diplomatischem Gebiet den Rang abzulaufen.

Kardinal Fleury hatte lange genug geschwankt, ob er sich ins Spiel mischen solle. Er wäre, ohne die pragmatische Sanktion anzutasten, mit der Kaiserwahl seines Schützlings, des Kurfürsten von Bayern, zufrieden gewesen. Aber der Strom der politischen Ereignisse riß auch Frankreich fort. Sein Gegensatz zu England, seine alte historische Rolle in den deutschen Streithändeln wiesen es mit zwingender Gewalt in den Kampf gegen Österreich. Es war der Graf Belle-Isle (Abb. 29), der diese Politik mit dem ganzen leidenschaftlichen Schwung seines phantasievollen Temperaments vertrat, ein Mann, in dem der offensive Geist der französischen Staatskunst aus den glorreichen Tagen Ludwigs XIV. wieder aufgelebt zu sein schien, als Diplomat wie als Feldherr zugleich erprobt. Während er seinen Auftrag, auf einer prunkvollen Gesandtschaftsreise die deutschen Fürstenhöfe für die Kaiserwahl Karl Alberts von Bayern zu gewinnen, mit glücklichem Geschick ausführte, traf ihn die Kunde von der schlesischen Schlacht. Mit dem Sieger von Mollwitz im Bunde hielt er den Erfolg seiner auf den Krieg gestellten Pläne für

Friedrich der Große.
Gemälde von H. G. W. von Knobelsdorf im Königl. Schloß zu Berlin.

gewiß. Bei einem Besuche Friedrichs in dessen Feldlager gewann er von der Tüchtigkeit der preußischen Truppen und von dem durchdringenden militärischen Auge ihres Führers die höchste Vorstellung, aber zum offenen Anschluß an Frankreich bestimmte er ihn noch nicht. Erst das Scheitern der englischen Vermittlungsdiplomatie an dem starren Sinn des Wiener Hofes veranlaßte Friedrich, der sich mit Niederschlesien begnügt hätte, fortan an der Seite Frankreichs und seiner deutschen Verbündeten im Kampfe auszuharren. Die mit Frankreich auf fünfzehn Jahre abgeschlossene Defensivallianz legte Preußen nahezu keine, Frankreich dagegen sehr schwer wiegende Verpflichtungen auf, die durch eine erweiterte, energische Kriegführung Österreichs Widerstand zu brechen bezweckten.

Abb. 29. Graf Belle-Isle. Stich von C. D. Melini.

Vor allem sollte der bayrische Kurfürst durch ein starkes französisches Heer unterstützt werden, während ein andres am Niederrhein England-Hannover in Schach zu halten bestimmt war. Im raschen Anlauf sollten nach Friedrichs Plan die österreichischen Donauländer genommen und der Stoß direkt auf Wien gerichtet werden. Eine kurze, kraftvolle Entscheidung wünschte er, nicht einen langen Krieg. Ziehe man ihn in die Länge, so drohte er seinen Verbündeten, dann dürfe man auf ihn nicht mehr rechnen wie auf das Laub im November. Aber trotz seines Drängens, trotz der Ratschläge des von ihm ins kurfürstliche Hauptquartier gesandten Generals Schmettau begnügte man sich mit der leichten Eroberung Oberösterreichs und wandte sich dann vom Wege nach Wien ab Böhmen zu, um hier die Besitznahme der Länder zu vollenden, auf die sich das neue deutsche Kaisertum stützen sollte. Maria Theresia, die sich von Wien nach Preßburg geflüchtet hatte, war nicht nur der schlimmsten Gefahr entronnen, sie fand auch bei den Ungarn, die ihr Unglück und ihr Vertrauen rührte, begeisterte Unterstützung. Österreich, das noch eben völlig am Boden gelegen hatte, begann sich langsam wieder zu erheben. Am hellsten aber lächelte das alte Glück des Hauses Habsburg, als Friedrich in eben jenen Herbsttagen in der berüchtigten geheimen Konvention von Kleinschnellendorf um den Preis der Festung Neisse und oberschlesischer Winterquartiere dem einzigen Heere, das Österreich damals im Felde hatte, den Abzug nach Böhmen gestattete. Es war eine jener blitzschnellen, völlig überraschenden Wendungen, welche dem ersten politischen Auftreten des Königs das charakteristische Gepräge leihen, geboren zunächst aus dem alles beherrschenden Verlangen, der preußischen Politik ihre Selbständigkeit zu geben und zu wahren, bestimmt aber auch durch die jugendlich ungestüme Lebhaftigkeit seines Naturells und den persönlichen Ehrgeiz, in den Künsten und Listen der damaligen Diplomatie keinem hintanzustehen. Aus jenen Tagen stammt sein vielberufenes Wort an Podewils, das freilich nur im Zusammenhang zu verstehen ist: „Wenn wir einen Vorteil dabei sehen, ehrenhaft zu sein, so wollen wir es sein, und wenn man hintergehen muß, so wollen wir Schelme sein.“ Friedrich glaubte aus den Operationen der Franzosen den Schluß ziehen zu dürfen, daß sie nicht auf eine

kraftvolle Unterstützung ihrer Verbündeten, sondern vielmehr auf ein berechnetes Gleichgewichtssystem der deutschen Mächte zielten, das Frankreich für immer die Suprematie sichern sollte. Gegen die österreichische die französische Botmäßigkeit einzutauschen, war er nicht gesonnen. So vollzog er jene übereilte und bedenkliche Konvention, die für seinen politischen Ruf wie für die Entwickelung des Krieges gleich verhängnisvoll wurde. Das dabei ausbedungene Geheimnis lüftete sich sehr bald, die Vorteile, die Friedrich erhofft hatte, erwiesen sich in Wirklichkeit als sehr gering. Die Hoffnung auf einen Friedensabschluß mit Oesterreich zerrann, und die großen Erfolge, die dessen durch das schlesische Heer verstärkte Macht in Böhmen wie in Bayern errang, zwangen ihn, von neuem zu den Waffen zu greifen, wiederum in die Reihe der österreichischen Gegner vorn an zu treten.

Ihre Stellung war inzwischen durch den Beitritt Sachsens verstärkt worden, das ebenfalls Ansprüche auf die Erbschaft Karls VI. erhob und mit dem Erwerb von Mähren und Oberschlesien befriedigt werden sollte. Es erschien Friedrich billig, daß Sachsen für den Gewinn jener Länder selbst seine Kraft miteinsetze, und es gelang ihm in der That, aus dem üppig-faulen Dresdener Hofe einige Funken von Energie zu schlagen. Die sächsischen Truppen wurden unter sein Kommando gestellt, und der König verstärkte dadurch Frankreich gegenüber die Selbständigkeit seiner Position, die er bei jeder Gelegenheit mit eifersüchtigem Interesse zu wahren suchte. „Ein König von Preußen dient nicht in untergeordneter Stellung, er muß kommandieren, wo er sich befindet," so schrieb er damals an Fleury.

Nach seinem Plan sollte in einem Winterfeldzug Mähren erobert, sollten dadurch die Österreicher zum Rückzug aus Böhmen und Mähren gezwungen werden. Dem glückverheißenden Anfang, dem raschen Vordringen bis zu den Grenzen Niederösterreichs entsprach indes der weitere Verlauf der Dinge nicht. Die fortwährenden Reibereien mit den sächsischen Befehlshabern, die ihre Truppen zu verlieren fürchteten, der unausgeglichene tiefe Gegensatz zu dem französischen Oberkommando in Böhmen, das in den Händen des alten unfähigen Marschalls Broglie nur an seine eigenen, nächstliegenden Interessen dachte, lähmten den Schwung von Friedrichs Operationen in bedenklicher Weise. Als sich dann auch immer größere Schwierigkeiten der Verpflegung erhoben, ringsum nach dem Massenaufgebot der Ungarn ein Volkskrieg aufzuzüngeln begann und die eingeschlossene Festung Brünn wider Erwarten sich zu halten wußte, sah sich der König, den die Sachsen bereits verlassen hatten, zum Rückzug nach Böhmen genötigt. Noch vor der Elbe entwickelte sich hier bei Chotusitz an einem Maientage ein blutiges Treffen, als Friedrich der auf Prag vorrückenden österreichischen Armee den Weg verlegen wollte. Hier zeigten er wie seine Truppen, was sie seit Mollwitz gelernt hatten. Die Kavallerie griff mit ungestümer Tapferkeit an und rieb sich nahezu auf, die Infanterie bewährte in dem heißen Dorfgefecht von Chotusitz aufs neue ihre alte Tüchtigkeit. Friedrich aber, der die Einleitung zum Kampfe dem zunächst am Feinde befindlichen Erbprinzen von Dessau hatte überlassen müssen, entschied im richtigen Augenblick durch eine geschickte überflügelnde Bewegung die Schlacht zu seinen Gunsten.

Geringfügiger noch als einst bei Mollwitz war die militärische Nachwirkung dieser Entscheidung, aber um so bedeutsamer ihr politisches Schwergewicht. Sie brachte Fluß in die Verhandlungen, die Friedrich wiederum durch den Kanal der englischen Diplomatie mit Österreich eingeleitet hatte. Völlig unzufrieden mit dem Verhalten der Franzosen, erbittert durch ihre steten Mißerfolge, in der Furcht, von ihnen durch einen Separatfrieden überholt zu werden, drängte er unablässig auf einen raschen Abschluß mit dem Wiener Hofe, um in dem sichern Besitz des eroberten Schlesiens allen weiteren Wechselfällen des Krieges entrückt zu sein. Einzig und allein das augenblickliche Interesse, den greifbaren Vorteil Preußens im Auge, fragte er weder danach, ob seine Verpflichtungen gegen seine Verbündeten wenn auch nicht dem Wortlaut so doch ihrer moralischen Tragweite nach ihn zurückhalten sollten, noch ob sein vorzeitiger Rücktritt die Erfolge seiner Gegner so steigern könnte, daß seine neutrale Haltung von neuem unhaltbar werden würde. In seinem Streben, rasch den Siegespreis zu bergen, unterstützte ihn

Abb. 30. Eigenhändige Skizze Friedrichs des Großen von der Schlacht und Ebene bei Mollwitz vom 10. April 1741. Im Herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst.

diesmal die Diplomatie Englands, das unter einem neuen Ministerium den Kampf gegen Frankreich mit aller Energie aufzunehmen entschlossen war, in ihrem wohlverstandenen Interesse mit aufrichtigem Eifer, so daß Maria Theresia blutenden Herzens im Präliminarfrieden zu Breslau sich zur Abtretung ihres geliebten Schlesien gezwungen sah. Preußen erhielt das ganze geforderte Land bis auf einen kleinen Grenzstrich in Oberschlesien zur vollen Souveränetät und ohne ernstlich belastende Verpflichtungen. Indem damit sein Territorium sich um nahezu ein Dritteil vergrößerte, war doch die politische Tragweite dieser Erwerbung ungleich bedeutsamer.

Preußen hatte seinen Anspruch, als ebenbürtige Macht fortan neben Österreich zu stehen, durchgesetzt und damit jenen Dualismus der deutschen Geschicke geschaffen, der über ein Jahrhundert unsere Geschichte beherrschen sollte. Es hatte in der Reihe der europäischen Staaten seinen Platz genommen, durch die weite Ausdehnung seiner Grenzen und die Neuheit seines Besitztitels gezwungen, in der Zukunft zu jeder großen Frage der europäischen Politik seine Stellung zu wählen. Gewiß war diese wunderbare Erhebung Preußens das Werk Friedrichs, aber nicht spontan aus seinem Genius allein geboren, sondern zugleich die Summe einer langen Entwickelungsreihe von Machtfaktoren, in der sein Vater die stärksten Posten eingesetzt hatte. Dem Erben Friedrich Wilhelms war es auf jeden Fall beschieden, die große Lebenskrisis, die über Preußens Schicksal entscheiden sollte, zu bestehen. Wie er diese Krisis löste, das war Friedrichs eigenstes Verdienst. Keineswegs schon auf jedem Schritte seines Weges der kalt berechnende, vollendete Meister der Diplomatie und Kriegskunst, sondern überall noch im Werden und Wachsen, im Gären und Schäumen, im ewigen Wechsel der Stimmungen, in steter Umformung seiner Ideen und Pläne.

X.

Wie Friedrich sich die nächste Zukunft dachte, zeigen uns seine Äußerungen an Podewils: „Was die Sicherstellung unseres neuen Besitzes anbelangt, so gründe ich sie auf eine gute und zahlreiche Armee, einen vollen Schatz, furchtgebietende Festungen und Parade-Allianzen, die wenigstens der Welt imponieren. Es handelt sich jetzt nur darum, die Kabinette der europäischen Mächte daran zu gewöhnen, uns in der Stellung zu sehen, in die uns dieser Krieg gebracht hat, und ich glaube, daß viel Maßhaltung und Schonung unserer Nachbarn uns dazu führen können wird. Ein glücklicher Quietismus muß für einige Jahre die Grundlage unserer Politik bilden, wir brauchen einige Jahre Frieden, um den Staat zu consolidieren." Der Staatsschatz, den ihm sein Vater in der Höhe von ungefähr zehn Millionen Thaler hinterlassen hatte, war bis auf drei Millionen zusammengeschmolzen, auch das Heer bedurfte nach den Erfahrungen und Verlusten des Krieges einer gründlichen Neuorganisation. Die Frage war nur, ob die Entwickelung der Dinge Friedrich die Muße lassen werde, sein Friedensprogramm auszuführen.

Seine politischen Sorgen galten zunächst dem Kaiser. Wesentlich der kräftigen Fürsprache Preußens nächst der Unterstützung Frankreichs hatte Karl Albert von Bayern (Abb. 32) seine Würde verdankt, die freilich für den biedern, schwachen Fürsten weniger eine krönende Zier denn eine traurige Bürde geworden war, nach dem sich die Machtunterlage des neuen Kaisertums als zu schwach erwiesen hatte. Die eroberten Länder, Oberösterreich und Böhmen, waren wieder verloren gegangen, in voller Auflösung hatten die Franzosen Prag räumen müssen. Auch das bayerische Stammland war von den österreichischen Truppen überschwemmt worden, und in aller Stille gedachte Maria Theresia sich hier Ersatz für das verlorene Schlesien zu schaffen. Selbst in Frankfurt durfte sich der Kaiser nicht mehr sicher fühlen, nachdem König Georg von England eine starke „pragmatische" Armee an den Rhein geführt hatte, um bei der Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden selbst mitthätig zu sein. Friedrich machte kein Hehl daraus, daß er auf die Dauer eine derartige Unterdrückung des Reichsoberhauptes nicht dulden könne. In der That stand eine so gründliche Machtverschiebung im Reich bevor, daß er dabei nicht ruhig sitzen konnte. Das ganze Jahr 1743 ist erfüllt von seinen Versuchen, auf irgend einem Wege den Kaiser aus seiner traurigen Lage zu befreien. Aber sein Vorschlag, Bayern durch Einverleibung einiger geistlichen Fürstentümer und Reichsstädte zu entschädigen und abzurunden, fand ebensowenig Gehör wie sein Plan, das Reich zur Vermittelung aufzurufen und dieser Vermittelung durch die Aufstellung einer Reichsarmee Gewicht zu verleihen. Von jeher war das Haus Habsburg am Regensburger Reichstage der Mehrheit der Stimmen sicher, und an der österreichi-

Abb. 31. Miniaturbildnis Friedrichs d. Gr. auf Elfenbein. Von D. Chodowiecki. Im Besitz von Fräulein Lucy du Bois-Reymond. Berlin.

Abb. 32. Kaiser Karl VII. Schabblatt von J. G. Bodenehr.

schen Ergebenheit der deutschen Fürstenhöfe scheiterte schließlich auch trotz seiner süddeutschen Rundreise Friedrichs letztes Projekt, wenn nicht das ganze Reich, so doch wenigstens einzelne Reichskreise und Reichsfürsten zur Parteinahme für den Kaiser zu bewegen. In der Frankfurter Union, die Hessen-Kassel und die Pfalz dafür gewann, lief dies Bestreben kläglich genug aus. Friedrichs Gedanke, als Generalleutnant die Reichsarmee zu kommandieren, griff um ein Jahrhundert vorahnend späteren Ideen von der militärischen Führerschaft Preußens voraus.

Wenn in dieser Zeit die preußische Politik immer und immer wieder ihren Reichspatriotismus, ihre Sorge für die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und die Freiheit der deutschen Reichsstände im Munde führte, so wird man ihr doch eine bewußte deutschnationale Haltung nicht zurechnen dürfen. Ihre Grundgedanken wurzelten selbstverständlich allein im Boden der preußischen Machtinteressen. Von Friedrich hören wir es selber bei jeder Gelegenheit, wie gering er von dem Wert und der Bedeutung der Reichsverfassung dachte, wie er sie gleich Pufendorf unter die monströsen Gebilde verwies. Es war bezeichnend genug, daß er die Bearbeitung der Reichsangelegenheiten mit ihrem unsäglich schwerfälligen Geschäftsgang seinen Ministern überließ, während sonst alle Fäden der preußischen Politik allein in seiner Hand zusammenliefen und kein Aktenstück ohne sein persönliches Gepräge aus dem Kabinett ging.

Wenn Friedrich einmal in einer Weisung an seinen englischen Geschäftsträger damals sein Ziel kurz so umschrieb: „Meine Idee ist, Teutschland zu pacificieren, den Kaiser in seiner Dignité zu soutenieren und denselben in seine Erblande zu retablieren," so durfte er sich nicht verhehlen, daß er dies Ziel völlig verfehlt hatte. Der unglückliche Kaiser wußte nicht mehr, wo er ruhig sein Haupt hinlegen sollte. Sein kleines Heer war neutralisiert und zerstreut,

Abb. 33. Georg II. von England. Stich von C. F. Fritzsch.

am Oberrhein trafen bereits die pragmatische und die kaiserliche Armee Vorbereitungen, um den Krieg über die Grenzen Frankreichs zu tragen. Dem Regensburger Reichstage hatte der Wiener Hof seine Verwahrung gegen die Kaiserwahl in den schroffsten Formen ins Gesicht geschleudert. Immer mehr drängte sich dem König der Verdacht auf, daß die Pläne und Hintergedanken Österreichs und Englands bereits weiter griffen, daß er trotz der Garantie Englands in seinem schlesischen Besitze nicht mehr sicher sei. Immer ernsthafter überlegte er, ob ihm nicht Preußens eigenstes Interesse geböte, seine Neutralität aufzugeben und von neuem den Kampf aufzunehmen. Seine Gedanken, seine Gründe und Gegengründe entwickelt und klärt er, wie das in entscheidenden Momenten fast immer seine Art ist, gewissermaßen im schriftlichen Selbstgespräch. Indem er sie gegeneinander abwägt, sinkt unter dem Druck seiner argwöhnischen Voraussicht und unter der Wucht des Gefühls seiner königlichen Verantwortung die Schale des Krieges.

Hatte Friedrich vor vier Jahren sein großes Unternehmen auf die Gunst der politischen Lage gegründet, seinen Angriff auf Schlesien ohne jede diplomatische Rückendeckung in Scene gesetzt, so suchte er

diesmal den Erfolg seines neuen Waffenganges durch Verträge und Allianzen von vornherein zu sichern. Die Verhandlungen mit Frankreich leitete er, ohne seinen Minister Podewils ins Geheimnis zu ziehen, durch einen seiner Vertrauten, den am Hofe von Versailles und in der französischen Armee wohlbekannten Grafen Rothenburg ein; er appellierte dabei zunächst mit Glück an den ritterlichen Sinn des Königs selbst. Es entspann sich ein Briefwechsel zwischen beiden Herrschern, in dem Friedrich mit freiem königlichen Anstand und mit klarer Bestimmtheit die politische Gesamtlage und die daraus sich ergebenden Folgerungen beleuchtete, die zu ergreifenden Maßregeln in Vorschlag brachte. Seine Wünsche, wie sie beim Abschluß der Offensiv-Allianz zur Annahme gelangten, gingen darauf hinaus, daß Frankreich gegen England wie Österreich den Krieg energisch zu Wasser und zu Lande führe, daß es in Flandern, am Nieder- und am Oberrhein mit drei Armeen ins Feld rücke. Während es dem Kaiser helfe, sein Stammland wieder zu erobern, verpflichtete sich Preußen, ihm Böhmen wiederzugewinnen. Allerdings sollten ihm dafür einige böhmische Landstriche am oberen Lauf der Elbe und der österreichisch gebliebene Teil Oberschlesiens zufallen.

Hatte Friedrich sich früher damit begnügt, die nordischen Mächte, Rußland und Schweden, durch ihre Zwistigkeiten mattgesetzt zu sehen, so sollten sie beide diesmal in das Bündnis mit einbezogen werden. Nach wiederholten Thronwirren schien die soeben in Rußland zur Herrschaft gelangte Tochter Peters des Großen, Elisabeth, eine gewisse Stetigkeit der Regierung zu verbürgen. Üppig, frivol und indolent, wie sie bei all ihrer asiatischen Verschlagenheit war, überließ die Kaiserin freilich die Führung der Geschäfte ihren Ministern, unter denen der von England bestochene Kanzler Bestushew der begabteste und unzuverlässigste zugleich war; aber die Hauptrichtung der russischen Politik bestimmte sie trotzalledem selbst, und die ging dermalen entschieden gegen Österreich. Durch die Verheiratung des Thronfolgers, des Großfürsten Peter, mit einer deutschen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, der nachmaligen großen Katharina, suchte Friedrich seine günstige Position am russischen Hofe noch weiter zu verstärken, ohne daß es indessen seinem rührigen und geschickten Gesandten Mardefeld gelang, Rußland wirklich zu binden. Auch Schweden, das sich durch einen Angriff auf Hannover mit am Kampfe beteiligen sollte, glaubte er durch die Vermählung des Kronprinzen mit seiner Schwester Ulrike (Abb. 66) in das preußische Fahrwasser gezogen zu haben.

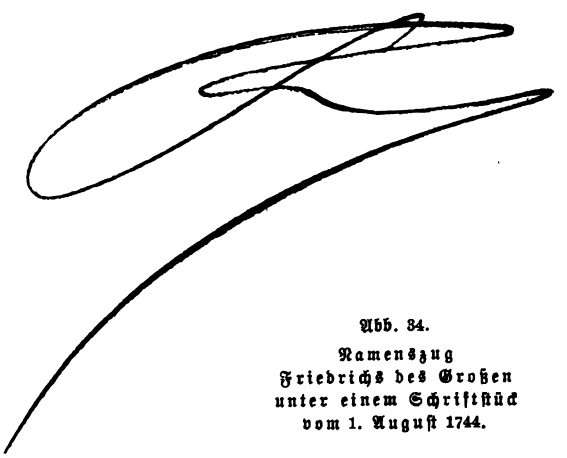


Abb. 34.
Namenszug Friedrichs des Großen unter einem Schriftstück vom 1. August 1744.

XI.

Nach den Bestimmungen des Pariser Bündnisvertrages sollte Friedrich mit einem kaiserlichen Hilfsvolk von 80 000 Preußen in Böhmen einrücken, sobald seine Tripel-Allianz mit Rußland und Schweden zum Abschluß gekommen sei. Aber während er noch mitten in den Verhandlungen stand, ja bereits am russischen Hofe sich wieder der Wind zu drehen begann, wurde er zu raschem Entschlusse gezwungen. Die Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen waren über den Rhein gegangen, ihre Waffen machten im Elsaß so glänzende Fortschritte, daß Friedrich alles auf dem Spiel zu stehen schien. Wurde Frankreich, das in Flandern einige feste Plätze erobert hatte, hier auf dem Boden des alten deutschen Schicksalslandes geschlagen, so waren sein Zurückweichen, ein schneller Friede mit seinen Gegnern, der völlige Triumph Österreichs mit Sicherheit zu erwarten. Es trat dann eine so gründliche Machtverschiebung ein, daß für das Reich und Preußen das Schlimmste zu befürchten stand. Griff Friedrich dagegen jetzt im richtigen Augenblicke ein, so schien ihm der Verlust Böhmens und die Niederlage der oberrheinischen Armee, die zwischen zwei Feuer geriet, für Österreich gewiß.

Ohne Zaudern zog er das Schwert. Im Namen der Frankfurter Union, mit einem stolzen Manifest, das die unaufhörlichen Attentate des Wiener Hofes auf die Freiheiten der deutschen Reichsstände brandmarkte, und das von der preußischen Waffenerhebung für das Reich die Freiheit, für den Kaiser die Würde und für Europa die Ruhe versprach, eröffnete er den Krieg. Ungehindert rückten die preußischen Kolonnen von verschiedenen Seiten, auch durch die kursächsischen Lande, in den großen böhmischen Thalkessel ein, fast genau zu den vorher bezeichneten Terminen erreichten sie die ihnen gesteckten Marschziele. Prag fiel nach einer kurzen Belagerung, auch der südliche, vor zwei Jahren so heiß umstrittene Teil Böhmens wurde besetzt. Handelte Frankreich jetzt mit gleicher Energie und Schnelligkeit, so war das Spiel gewonnen. Aber die französische Armee verlor, zum Teil infolge einer plötzlich aufgetretenen Krankheit Ludwigs XV., die auf alles lähmend einwirkte, die kostbare Zeit. Nahezu unangefochten ließ sie die Österreicher den schwierigen Rückzug über den Rhein bewerkstelligen. Während diese in raschen Märschen nach Böhmen zurückeilten, nahm sie die Belagerung Freiburgs in Angriff und überließ es dem Kaiser, in aller Gemächlichkeit das vom Feinde geräumte Bayern wieder zu besetzen.

Für die Preußen wurde die Lage von Tag zu Tag bedenklicher. Bei ungünstigem Herbstwetter im feindlichen Lande, in unwegsamer Gegend weit vorgeschoben, in den rückwärtigen Verbindungslinien von dem schwärmenden Feinde unablässig bedroht, hing ihr Heer gewissermaßen in der Luft. Wiederholt versuchte der König, den Gegner zum Stehen zu bringen, aber immer wußten sich die Österreicher unter der Führung des alten vorsichtigen Traun jeder Entscheidung zu entziehen. Friedrich sah sich gezwungen, Schritt um Schritt zurückzuweichen, von einer Flußlinie zur anderen; hinter der Elbe hoffte er endlich für seine erschöpften Truppen ruhige Winterquartiere zu finden. Aber auch hier störte ihn der Feind auf. Während die Besatzungen der südlichen Plätze Böhmens in die Hand der Österreicher fielen und die Prager Garnison unter Zurücklassung der schweren Artillerie nur mit großer Mühe sich durchschlug, brachte Friedrich sein Heer zwar glücklich über die Berge auf schlesischen Boden, aber in unbeschreiblich elender Verfassung. Durch Krankheit und Desertion hatten sich seine Reihen außerordentlich gelichtet, die Mannszucht war bedenklich gelockert, und selbst unter den Offizieren griffen der Geist der Unzufriedenheit und die verzweifelte Stimmung immer mehr um sich.

Die Katastrophe schien für Preußen und seinen jungen König unabwendbar. Eine Unglücksbotschaft kam nach der anderen, immer düsterer umzog sich der politische Horizont. Kaiser Karl VII. hatte sein ge-

Abb. 35. Karl Alexander von Lothringen. Stich von J. Daullé.

liebtes München noch einmal gesehen und war bald danach unvermutet rasch einer Herzkrankheit unterlegen. Sein Sohn hatte vor den wieder vordringenden Österreichern fliehen müssen, sich aber dann durch einen Separatfrieden sein Land gerettet. Das Haus Habsburg war wieder allmächtig in Süddeutschland, und auch die Kaiserwürde schien ihm nunmehr von neuem sicher. Sachsen war schon während des böhmischen Feldzuges offen mit seinen Truppen zu Oesterreich übergetreten, mit ihm und den Seemächten griff es die alten Verschwörungspläne gegen Preußen auf, auch Rußlands Beitritt war zu erwarten. Von Frankreich, das zwar noch ein Heer am Mittelrhein stehen ließ, mit Kraft aber nur die Operationen in Flandern betrieb, hatte Friedrich keine Erleichterung seiner Lage zu hoffen. Nur ein rascher Friede schien noch Rettung bringen zu können. Preußen war dazu bereit, ihn entweder aus der Hand Rußlands oder Englands zu empfangen, schließlich unter Verzicht auf jede Neuerwerbung, nur unter der Anerkennung des bisherigen Besitzstandes. In Petersburg wie in London waren seine Diplomaten für diese Vermittelung rastlos thätig; aber die Aussichten auf ihren Erfolg verschoben sich und wurden zweifelhafter von Woche zu Woche.

Es war eine Zeit voll furchtbarer Spannung und Unruhe, eine unerbittlich harte Schule für das leidenschaftlich aufwallende

Temperament Friedrichs. Sein getreuer Kabinettsrat Eichel, der ihn ständig begleitete, machte seinem bekümmerten Gemüte Luft: „Gott befreie Seine Königliche Majestät endlich einmal von so entsetzlichen Unruhen und Sorgen, welche, obschon Sie dieselben gegen das Publikum zu dissimulieren wissen, mir, dem sie bekannt sind, das Herz bluten machen.“ Aus der Korrespondenz des Königs mit Podewils gewinnen wir einen klaren Einblick in die Stimmung jener Tage. Wir sehen ihn von Zweifeln und Bedenken gepeinigt, von ungeduldiger Erwartung verzehrt, endlich zu einer erhabenen Gelassenheit, zu einem heroischen Gleichmut sich durchkämpfen, der in ergreifenden Worten seinen Ausdruck findet: „Im Falle, daß alle meine Mittel, alle meine Verhandlungen, mit einem Worte alle Konjunkturen sich gegen mich erklären, so will ich lieber mit Ehren untergehen, als für mein ganzes Leben Ruhm und Ruf verlieren. Ich habe es mir als besonderen Ehrenpunkt gesetzt, mehr als ein anderer zur Erhöhung meines Hauses beigetragen zu haben, ich habe eine ausgezeichnete Rolle unter den gekrönten Häuptern Europas gespielt. Das sind ebensoviele persönliche Verpflichtungen, die ich übernommen habe, und die ich entschlossen bin aufrecht zu erhalten auf Kosten meines Glückes und meines Lebens. Ich habe den Rubikon überschritten, und entweder will ich meine Macht behaupten oder alles soll untergehen und bis auf den preußischen Namen mit mir begraben werden. Welcher Schiffskapitän ist feige genug, wenn er sich vom Feinde umringt sieht, wenn er alle Anstrengungen gemacht hat, sich loszumachen, und keine Hilfe mehr erblickt, daß er dann nicht hochherzig sich in die Luft sprengt, um den Feind in seiner Erwartung zu täuschen? Denken Sie an die Königin von Ungarn, an diese Frau, die nicht an ihrem Geschick verzweifelt ist, als ihre Feinde vor Wien standen und ihre blühendsten Provinzen überschwemmt hatten, und Sie sollten nicht den Mut dieser Frau haben, da wir noch keine Schlacht verloren, noch keinen Unfall erlitten haben und durch einen glücklichen Erfolg höher steigen können, als wir je gestanden haben. — Ich bin gezwungen gewesen, gewaltig mit mir zu kämpfen, bevor ich mir diesen Gleichmut erwarb; aber ich bin jetzt in einer geistigen Verfassung, die mir gestattet, kalten Blutes all die großen Vorbereitungen zu treffen, die für mich erforderlich sind. Ich habe innerlich darum nicht weniger gelitten; aber es bleibt mir keine andere Rettung mehr, als eine energische That. Ich spiele ein hohes Spiel und wenn sich alles Unglück der Welt dabei auf mein Haupt verschwört, so bin ich verloren. Von all den Mitteln, die ich mir für meine augenblickliche Lage denken kann, ist die Schlacht dasjenige, das mir am rätlichsten erscheint. Dieses Brechpulver wird binnen wenigen Stunden über das Geschick des Kranken entscheiden.“

In der That, auf dieses letzte große Appellmittel im Völkerstreit drängte alles hin, nachdem die Aussichten auf einen friedlichen Ausgleich völlig geschwunden waren. Merkwürdig rasch hatte Friedrich in seiner Armee wieder Ordnung geschaffen und den guten Geist nach einigen kleinern glücklichen Gefechten wieder hergestellt. Seine ganze Macht hatte er vereinigt, um den aus den Bergen in die schlesische Ebene vorbrechenden Feind warm zu empfangen. Fast wie auf einem Theater entwickelte sich die Scenerie. Die Österreicher und Sachsen rückten aus dem Gebirge herabsteigend in die Arena von Hohenfriedberg, ohne die Nähe des sie beobachtenden Königs zu ahnen. In einem Nachtmarsch führte Friedrich sein Heer an die ringsum lodernden Wachtfeuer des Feindes heran, und mit dem Tagesgrauen des 4. Juni 1745 eröffnete er nach einer kühnen, genialen Disposition den Angriff auf den überraschten Gegner. So wacker dieser sich auch hielt, vor dem entschlossenen Ansturm der Preußen, die jedes Terrainhindernis überwanden, die sich aus den Marschkolonnen sofort ins Gefecht warfen, mußte er in voller Auflösung weichen. Zuerst die Sachsen, die der überflügelnde Stoß zunächst traf, dann die Österreicher im Zentrum. Der trophäenreiche Reiterangriff der Bayreuth-Dragoner, der stolze Abschluß der in fünf Morgenstunden gewonnenen Schlacht, krönte den herrlichen Sieg, mit dessen Glanz in der preußischen Kriegsgeschichte nur noch die Tage von Leuthen, Belle-Alliance, Königgrätz und Sedan sich messen können.

Die Krisis war entschieden, aber der Friede, den Friedrich von ihrer Lösung erhofft hatte, erschien nicht. Während er dem

nach Böhmen zurückweichenden Feinde langsam folgte und ihm gegenüber an der Elbe drei Monate lang nahezu unthätig lagerte, sicher durch Verpflegungsschwierigkeiten gehemmt, gewiß aber auch mit dem Hintergedanken, dem Besiegten goldene Brücken zu bauen, waren die englischen Diplomaten wieder an ihrer Penelope-Arbeit. Was sie in Englands Interesse spannen, trennte ihr König zum Wohl seines geliebten Hannover heimlich wieder auf. Die geheime Konvention, die sie endlich mit Preußen schlossen, in der sie den Besitz Schlesiens von neuem garantierten und Österreichs Beitritt herbeizuführen sich verpflichteten, hatte eben deswegen nicht den gewünschten Effekt. Österreich wie Sachsen beharrten bei ihren feindseligen Absichten und suchten sie durch einen empfindlichen Schlag gegen das preußische Heer zu verwirklichen. Den auf dem Rückzug nach Schlesien befindlichen König, der seine Macht durch starke Entsendungen geschwächt hatte, umstellten sie in den für ihn höchst ungünstigen Wald- und Gebirgsschluchten von Soor. Hätte Friedrich nicht, als er aus dem Septembernebel plötzlich die bedrohenden feindlichen Linien auftauchen sah, mit blitzschnellem Entschluß den Angriff auf den richtigen Punkt angesetzt und hätten nicht seine Truppen, Kavallerie wie Infanterie, mit todesverachtender Tapferkeit die überragenden Stellungen der Österreicher erstürmt, so wäre eine böse Niederlage unvermeidbar gewesen und der König hätte mehr verloren als sein ganzes Gepäck und seine Papiere, die im Lager den feindlichen Husaren zur Beute fielen. So aber hatte er seine wunderbare Geistesgegenwart und seinen untrüglichen Feldherrnblick glänzend bewährt, den Ruf, der erste Kapitän seiner Zeit zu sein, nunmehr unwiderleglich begründet.

Abb. 36. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.
Stich von J. M. Bernigeroth.

Doch auch der Tag von Soor war nur ein Pyrrhussieg. Österreich, dessen Hartnäckigkeit die trotz des Protestes von Preußen und der Pfalz erfolgte Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiser nur gesteift hatte, und Sachsen, das auf den Rückhalt Rußlands baute, schmiedeten von neuem Kriegs-

pläne, die diesmal den Gegner ins Herz treffen sollten. Ein gemeinsamer Angriff auf die Mark war verabredet, als Friedrich überraschend dazwischen fuhr, „Blitz und Donner zugleich“. Während er durch seinen Vorstoß über den Bober die Österreicher aus der Lausitz nach Böhmen zurücktrieb, drang der alte Dessauer (Abb. 36) von Halle her in die kursächsischen Lande ein. Ernste Gefahr war indes im Verzuge, daß die kriegerischen Erfolge Preußens durch eine diplomatische Niederlage wett gemacht wurden. Schon stand Österreich mit Frankreich über den Abschluß eines Friedens in Verhandlungen, und Rußland, durch den Einfall in Sachsen gereizt, schickte sich an, nunmehr offen zu den Gegnern Preußens überzutreten. Wenn die österreichischen und sächsischen Truppen sich bei Dresden vereinigten, so konnte hier der Wendepunkt des Kriegs eintreten. Unablässig mit Mahn- und Scheltworten, wie dem Vorwurfe, daß sein Feldmarschall der einzige unter seinen Offizieren sei, der seine deutlichen Befehle nicht verstehen könne oder wolle, stachelte Friedrich den Fürsten von Dessau zu raschem Vorwärtsdringen an. Mit dem Siege von Kesselsdorf, wo er am 15. Dezember trotz Schnee und Eis die Sachsen aus ihren festen Stellungen warf und den Feldzug entschied, antwortete der alte Haudegen auf das heftige Drängen des Königs.

Wenige Tage darauf, dicht vor Jahresschluß, beendete der Dresdener Friede das gefahrvolle Wechselspiel dieses Krieges, aus dem Friedrich schon längst gern seinen Einsatz gerettet hätte. Mit berechneter Mäßigung, die Europa das Schreckbild seines übertriebenen Ehrgeizes nehmen sollte, begnügte er sich trotz seines frischen dreifachen Siegeslorbeers Österreich gegenüber mit dem alten Gewinn des Breslauer Traktats, mit der gegenseitigen Garantie des beiderseitigen deutschen Besitzstandes, für die er dem neuen Kaiser seine Anerkennung bot. Nur Sachsen zahlte eine nicht erhebliche Geldbuße. Wieder, wie vor drei Jahren, ließ er das verbündete Frankreich allein im Kampf zurück, nachdem er es freilich diesmal wiederholt auf einen solchen Ausgang vorbereitet hatte. In kühlen, fast spitzigen Wendungen klang der Briefwechsel zwischen den beiden Herrschern aus, in dem das nur an Schmeicheleien gewöhnte Ohr Ludwigs XV. manch bittere Wahrheit hatte hören müssen. Die Aufforderung, wie Deutschlands Kriegsheld, so nun auch Europas Friedensstifter zu werden, lehnte Friedrich ab. Die Rolle sei schön, aber gefährlich, er wolle sein Land nicht wieder den Launen Fortunas aussetzen. Österreich sei freilich schwerlich versöhnt. „Aber die nach mir Kommenden mögen das Ihrige thun, ich habe erworben, an ihnen wird es sein zu erhalten. Ich besorge nichts von den Österreichern, sie fürchten meine Armee und mein Glück, ich bin überzeugt, daß sie mich während des Dutzend von Jahren, die mir vielleicht zu leben noch vergönnt sind, unangefochten lassen werden. Ich werde fortan keine Katze mehr angreifen, es sei denn um mich zu verteidigen. Für mich liegt mehr wahrhafte Größe darin, für das Glück meiner Unterthanen zu arbeiten als für die Ruhe Europas. Mit einem Wort, ich will meines Lebens froh werden. Was sind wir arme Menschenkinder, daß wir Projekte schmieden, die so viel Blut kosten. Laßt uns leben und Leben fördern.“ Es ist das Programm für die nächsten zehn Jahre des Friedens, „die zehn glücklichsten, an schöpferischer Thätigkeit reichsten, an dauernden Wirkungen tief hinab fruchtbarsten seiner Regierung“.

XII.

Auf der Höhe des Lebens, innerlich gereift und abgeklärt, fertig und geschlossen steht Friedrich vor uns.

Wie er seinen Zeitgenossen erschien, verraten uns ihre Schilderungen deutlicher als alle erhaltenen Bilder, da kein hervorragender Künstler das Glück gehabt hat, seine Züge nach dem Leben festhalten zu dürfen. Von nahezu mittlerer Größe und ebenmäßiger Gestalt, von etwas nachlässigem, aber raschem und stolzem Gang fesselt er vor allem durch den fein profilierten, von braunem, wohlgepflegten Haar umrahmten Kopf, den er leise nach rechts zu neigen pflegt, und durch seine wunderbaren tiefdunkelblauen Augen. Aus dem schmalen, symmetrisch geformten Antlitz mit der eigentümlichen schrägen Fluchtlinie von Stirn und Nase leuchtet sein klarer, weitfliegender Geist; von den schmalen Lippen und

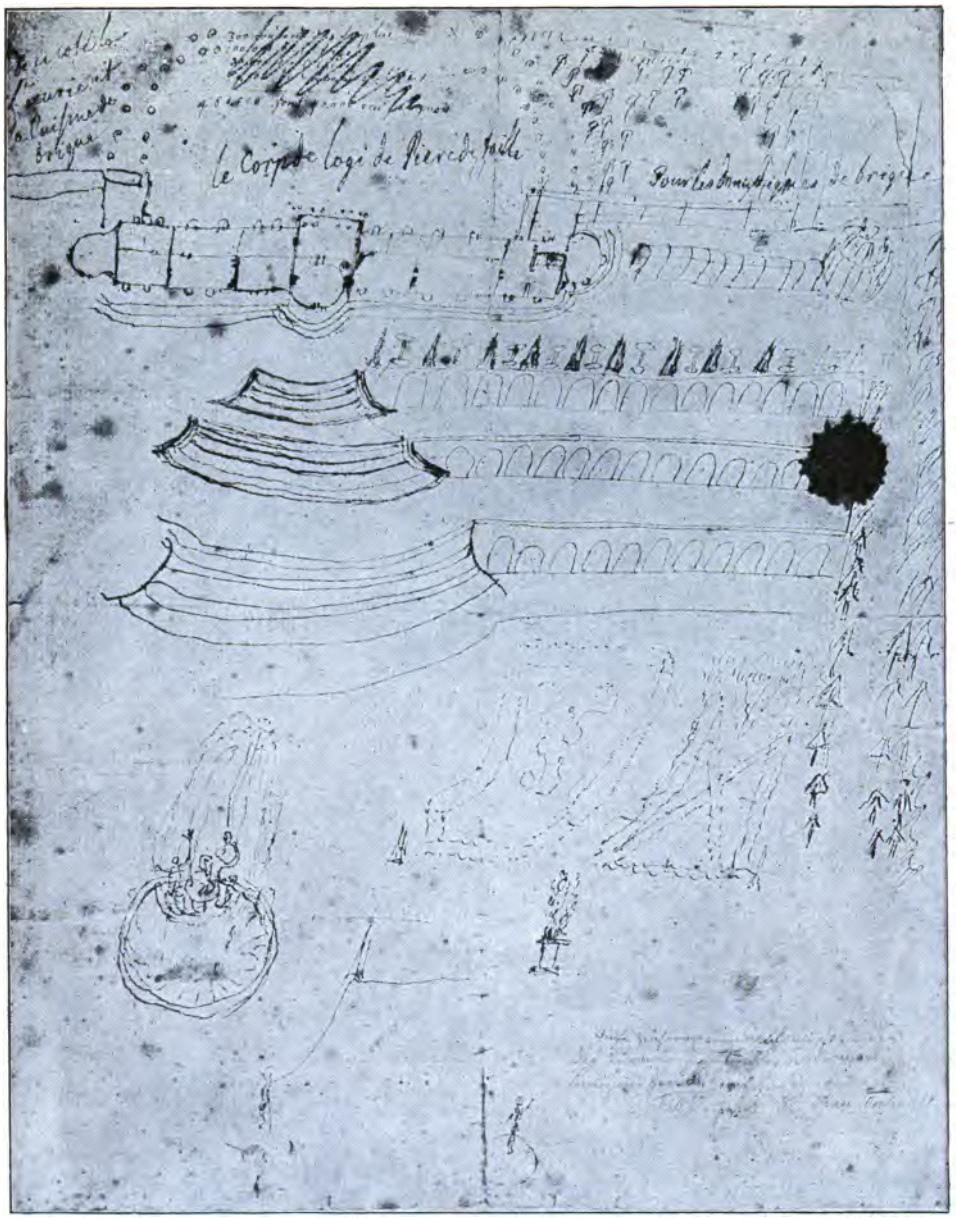


Abb. 37. Erster eigenhändiger Entwurf Friedrichs des Großen für Schloß und Terrassen von Sanssouci. Im Hohenzollern-Museum.

dem breiten, hohen, senkrecht verlaufenden Kinn lesen wir seine rasche Entschlossenheit und seinen stahlharten Willen. Auf dem immer wechselnden Gesicht spiegelt sich die ungemeine Beweglichkeit seines Denkens und die flüchtige Jagd seiner Stimmungen unmittelbar wieder. Den feingeschnittenen Mund umspielt bald ein herzgewinnendes verführerisches Lächeln, bald umzucken ihn die Geister scharfer Rede und boshaften Spottes. Den Blick aber der großen durchdringenden Herrscheraugen vergißt keiner mehr, der je vor dem Könige gestanden, sei es, daß sie im warmen Glanze

freundlichen Wohlwollens aufleuchten oder daß ein düstres, trübes Feuer in ihnen brennt und die Blitze der Erregung und des Zorns aus ihnen hervorschießen. Seine klare volle Stimme mit ihrem sanften bezaubernden Ton erweckt Vertrauen und erklingt doch scharf und bestimmt beim Kommando seiner Truppen. Nur äußerst selten legt er noch das gestickte seidene Hofkleid

berg oder in Charlottenburg, wo er nach seinem Regierungsantritte mit Vorliebe weilte, sondern im Stadtschloß von Potsdam und vor allem auf seiner neuen Schöpfung, in Sanssouci (Abb. 37—43, 52, 56), bringt er nunmehr seine Tage zu. Hier vor den Thoren Potsdams, auf einer Höhe mit weitem Umblick über den waldumkränzten Seenspiegel der Havel, hat ihm

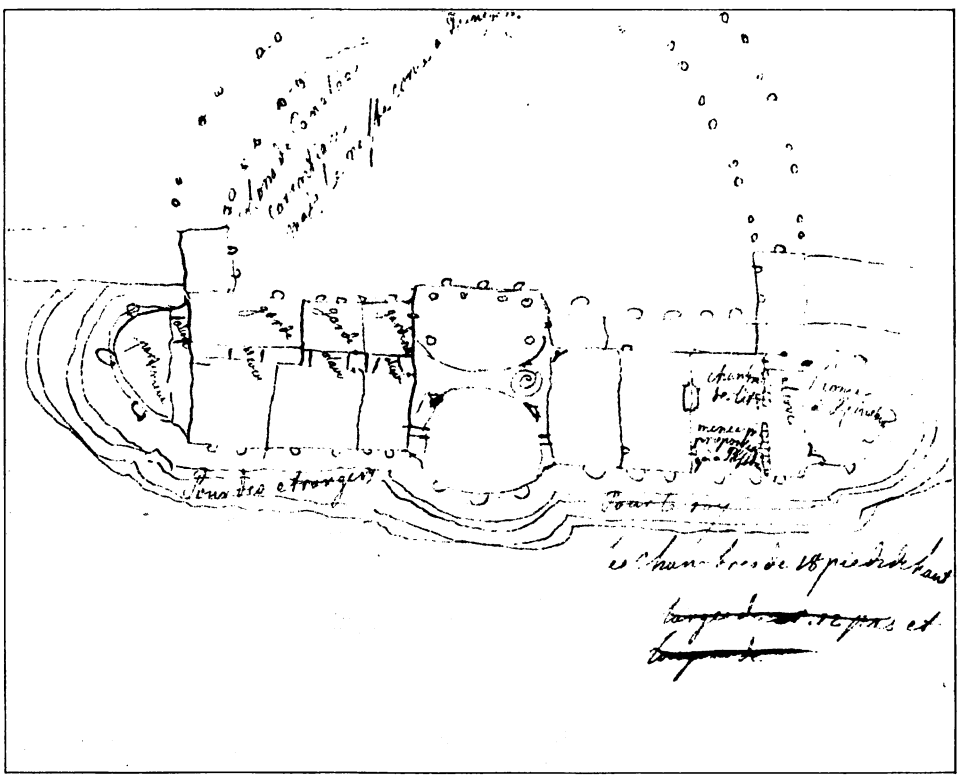


Abb. 38. Zweiter eigenhändiger Entwurf Friedrichs des Großen für Schloß Sanssouci. Im Hohenzollern-Museum.

an, immer ist er in die einfache blaue Uniform seiner Offiziere mit den roten Aufschlägen gehüllt, die Schärpe umgeschlungen, den Ordensstern auf der Brust, hochgestiefelt, einen kleinen unscheinbaren Degen an der Seite, den Krückstock in der Hand. Von keinem dämonischen Hauch umwittert wie der Cäsarenkopf Napoleons, aber ehrfurchterweckende Majestät in Haltung und Blick trotz unscheinbaren Äußerens, so schreitet der König durch sein Volk, so erscheint er seinen Bewunderern aus ganz Europa.

Nicht mehr in dem abgelegenen Rheins-

Knobelsdorff ein Lustschloß gebaut, das so eindringlich und anschaulich wie keine andere Stätte von Friedrichs Geist zu uns redet. Über sechs Erdterrassen, die in Gärten verwandelt sind, wo zu den heimischen Gewächsen sich die Pflanzen des Südens gesellen, wo neben grünenden Buchenhecken die Rebe rankt und die Feige schwillt, erhebt sich das einstöckige Landhaus mit seinen wenigen, einfach ausgestatteten Zimmern und einer reichen Bibliothek. Das Auge erfreut die Dekoration im vollendeten zierlichen Rokokogeschmack, der helle Farben-

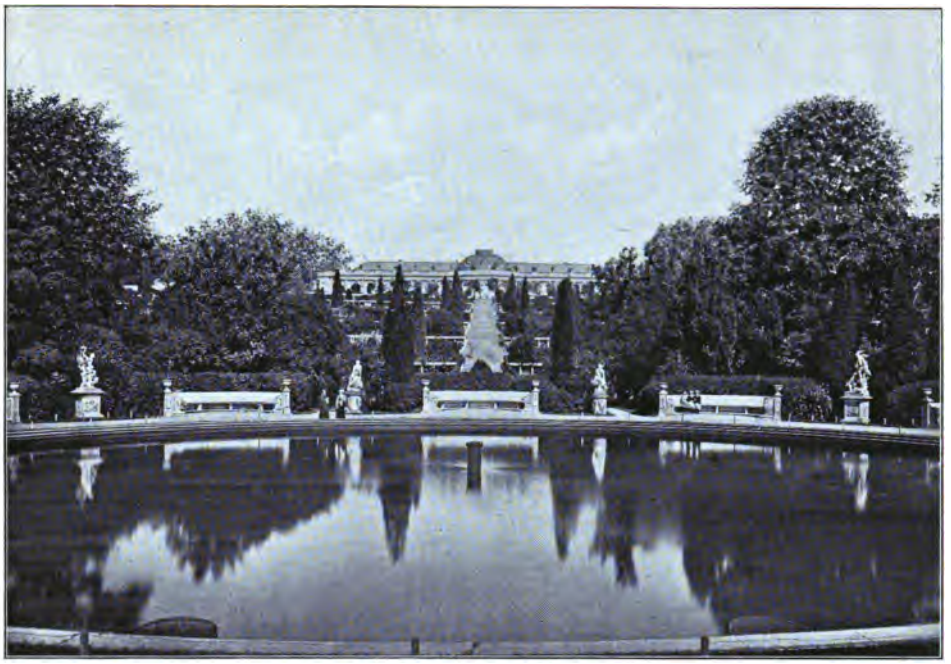


Abb. 39. Sanssouci von unterhalb der Terrasse gesehen.

ton, weiß und silbern. Von den Wänden grüßen Watteaus und Lancrets graziös gemalte ländliche Liebesscenen (Abb. 49, 50). Durch die Fenster fällt der Blick auf antike Bildsäulen und Büsten, vor allem auf die herrliche griechische Bronzestatue des betenden Knaben. Die Rheinsberger Tage kehren für Friedrich zurück, nur noch verfeinerter und gehaltvoller im Genuß, aber ohne den gemütlichen Hauch, der über jenen einst schwebte.

Ausgeschieden ist aus der Tafelrunde von Sanssouci zunächst das weibliche und

Abb. 40. Sanssouci, Fassade nach der Terrasse zu.

Abb. 41. Wandelhalle in Sanssouci.

familiäre Element. Die Königin weilt mit allen ihrer Stellung zustehenden Ehren auf ihrem Schloß Schönhausen (Abb. 14); sie hat Sanssouci zu Friedrichs Lebzeiten nie betreten. Nur sehr seltene Gäste sind seine Mutter, der er mit tiefster Verehrung zugethan ist, und seine zärtlich geliebten Schwestern. Zu seinen Brüdern, die in ihm nur den gebietenden König und den sparsamen Hausvater sehen, hat sich ein herzlich vertrauensvolles Verhältnis nicht gebildet. Aus dem Kreise der Freunde hat der Tod ihm die liebsten Häupter geraubt: Keyserlingk und Jordan, Graf Rothenburg folgt ihnen bald nach, Knobelsdorff zieht sich in grollender Verbitterung zurück. Durchweg treten Fremde

Abb. 42. Japanischer Pavillon im Park von Sanssouci.

an ihre Stelle, zumeist Franzosen, die sich durch ihre geistreiche, witzige Unterhaltung empfehlen, aber dem innerlich immer mehr vereinsamenden König nicht näher stehen. An vornehmer Gesinnung und Geburt ragen unter ihnen die beiden Gebrüder Keith hervor, zwei jakobitische Schotten, die Friedrich nach ihrem wahren Werte hochachtet und mit jedem unzarten Scherze verschont. Daneben hebt sich das Litteratenkleeblatt Algarotti, d'Argens, La Mettrie merkwürdig ab, alle drei Abenteurer-Naturen, einer leichtsinniger als der andere, aber alle drei gebildet, kenntnisreich, unschätzbar für die Konversation (Abb. 44 bis 46). Am höchsten unter ihnen steht der Provençale d'Argens, den Friedrich später in den Stürmen des siebenjährigen Krieges seiner Herzensergüsse würdigt, am niedrigsten der cynische, materialistische La Mettrie, dem der König vor den Verfolgungen seiner

Abb. 43. Speisesaal in Sanssouci.

Gegner eine Freistatt an seinem Hofe geboten hat. Würdevoll erscheint neben ihnen Maupertuis, der erste Präsident der reorganisierten Berliner Akademie, der große Gelehrte, der sich seines wissenschaftlichen Ruhmes nur zu bewußt ist, eine steife, griesgrämige, aber derb-ehrliche Natur, die Friedrich mit schonungsvoller Aufmerksamkeit, fast mit väterlichem Wohlwollen behandelt. Und schließlich der größte geistige Virtuose der Zeit, der quecksilberige, ewig docierende Voltaire, fast drei Jahre lang der glänzendste Stern an der Tafelrunde von Sanssouci, der das höchste Ziel seines Ehrgeizes, der vertraute Freund des Königs zu sein, erreicht zu haben glaubt, bis ihn seine unsauberen Geldhändel und seine rachgierige Feindschaft gegen Maupertuis zum Rückzug von Friedrichs Hofe nötigen, der vielleicht bei den auf die Alleinherrschaft gestimmten beiden Charakteren unvermeidbar war (Abb. 47). Sie alle wissen nicht genug zu erzählen von dem einzigen Zauber jener Soupers von Sanssouci mit ihrer geist-

Abb. 45. Marquis d'Argens.
Stich von J. F. Schleuen.

Abb. 44. F. Algarotti. Zeitgenössischer Stich.

sprühenden, alle Fragen menschlichen Wissens streifenden Unterhaltung, mit ihrem schlagfertigen Spiel von Scherzen und Witzen, mit ihrer köstlichen ungebundenen Laune und ihrer schonungslosen persönlichen Medisance. Friedrich die Seele von allem, der jeden zu Wort und zur Geltung kommen läßt, von ungezwungenster Haltung, von bestrickendster Liebenswürdigkeit und doch im Innersten von unnahbarer Majestät.

„Ich teile meine Muße unter die Künste, habe Geschmack für alle und schließe keine aus," so schreibt er in jener Zeit an seine Schwester Wilhelmine, die Markgräfin von Bayreuth. Und in der That, mit einer fast unbegreiflichen Vielseitigkeit, ohne daß er sich zersplittert, weiß er die verschiedenartigsten Interessen und Liebhabereien zu pflegen.

Während er die wertvollen Antikensammlungen des Kardinals Polignac und des Barons Stosch erwirbt und sie zum großen Teil in Sanssouci zur Aufstellung

Abb. 46. De la Mettrie.
Gemälde von Knobelsdorff in Sanssouci.

bringt, schafft er zugleich eine Bildhauerwerkstätte in Berlin, die von lothringischen Künstlern im französischen Kunstgeschmack geleitet später die erste Schule für Gottfried Schadow geworden ist. Er beschäftigt den Hofmaler Pesne und seine Schüler, und zugleich ist er mit der Leidenschaft des Sammlers unablässig bemüht, durch Ankauf in der Fremde Kunstwerke der französischen Malerei, Bilder von Watteau, Lancret, Pater, Boucher u. a. zu erwerben, bis sich später in seinem Geschmack eine Wandlung vollzieht und er Rubens und van Dyck, vor allem aber Correggio bevorzugt, dessen „Leda mit dem Schwan" er noch kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges ersteigert. An den Plänen für seine Neubauten, das Opernhaus in Berlin, Schloß Sanssouci u. a. nimmt er in einer für den Architekten nicht immer bequemen Art durch eigene Entwürfe und Zeichnungen ebenso regen Anteil wie an der Anlage und Unterhaltung seiner Gärten.

Mit besonderer Liebe pflegt er die Musik. Er schafft eine glänzende große Oper in Berlin mit ausgezeichneten Gesanges- und Spielkräften, unter denen der Name der gefeierten venetianischen Tänzerin Barbarina bis heute seinen Klang bewahrt hat (Abb. 55). Mit dem Dresdener Rivalen Hasse um die Wette komponiert sein Kapellmeister Graun (Abb. 51) in jedem Jahr zwei neue Opern, deren Texte und Partituren Friedrichs korrigierende Hand erfahren. Dem allgemeinen Geschmack der Zeit gemäß huldigt der König der italienischen Musik, die damals die Welt beherrscht, aber in charakteristischer Weise legt er Wert darauf, daß neben Melodik, Wahrheit und Tiefe im Gefühlsausdruck das Tonstück sich durch musikalische Gelehrsamkeit, durch korrekten Aufbau und streng thematische Verarbeitung auszeichne. Er ist auch hier wie auf anderen Gebieten der Mann der Regel. Sein Instrument ist die Flöte, die er am Tage oft vier- bis fünfmal zur Hand nimmt und deren Spiel er zu einer bei Dilettanten seltenen Vollendung gesteigert hat. Kenner haben seinen brillanten Vortrag gepriesen, vor allem die

Abb. 47. Voltaire.
Büste von Houdon im Museum zu Versailles.

innige, zu Thränen rührende Empfindung, mit der er das Adagio spielte. Was er an Tiefe des Gefühls verschwiegen in der Brust barg, das kam hier zum Ausdruck. Friedrich wußte es zu schätzen, welche befreiende, erhebende, tröstende Kraft in der Musik liegt. In ihr badete er sich die Seele rein von allen Widerwärtigkeiten des Lebens, in ihr fand er Ruhe und Sammlung nach seinem großen, aufreibenden und zerstreuenden Tagewerk. Auch neben den glänzenden Soupers von Sanssouci treten jene abendlichen Konzerte nicht in Schatten, bei denen Quanz (Abb. 53) den Takt gab, Friedrich die Flöte spielte, der Sohn des großen Bach die Begleitung am Klavier hatte und Franz Benda die erste Geige führte. Eben für jene Abende hat Friedrich selbst eine große Reihe von Flötenkonzerten und Sonaten, über hundert an der Zahl, komponiert, die nach dem Urteil der Sachverständigen zwar durch ihre trockene Ausspinnung den Dilettanten nicht verleugnen, aber auch Stellen von überraschender Schönheit und ergreifendem Ausdruck bergen.

Es ist eine ähnliche Mischung originaler und konventioneller Elemente, die uns in Friedrichs Poesieen entgegentritt. Eben in jenen Tagen hat er unter dem Titel Œuvres du philosophe de Sanssouci eine erste Sammlung seiner Gedichte veranstaltet und sie in wenigen Exemplaren nur für seine Freunde drucken lassen. Erst zehn Jahre später erschienen sie in der Öffentlichkeit, um einem unbefugten Nachdruck in der Fremde entgegenzutreten. „Meine Verse sind nicht für das Publikum gemacht, sie sind unter Freunden geduldet, das ist alles", schreibt er an Voltaire und ein andermal: „Ich habe die Gedichte lediglich zu meinem Vergnügen gemacht, ich will weder gelesen noch übersetzt werden." Immer und immer wieder scherzt er über seine unheilbare Manie, Verse zu schmieden, die ihm mitten im Fluß der

Abb. 48. Voltaires Zimmer in Sanssouci.

Abb. 49. Die Mühle. Gemälde in Schloß Sanssouci von Nikolaus Lancret.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Prosa von selber in die Feder gleiten, und mit aufrichtiger Bescheidenheit lehnt er alle überschwenglichen Lobeserhebungen ab. Die Aufnahme und Beurteilung seiner Poesieen war übrigens von Seite der Zeitgenossen eine überaus günstige. Die kritischen Stimmen in Frankreich, England und Deutschland, hinter denen sich Namen von bestem Klange bargen, wie Diderot, Fréron, Moses Mendelssohn u. a., waren einig in der An-

erkennung seiner hervorragenden poetischen Begabung. Ihre Ausstellungen richteten sich nur teils gegen eine gewisse Nachlässigkeit der äußeren Form, teils gegen die Weltanschauung und die Lebensphilosophie des Dichters.

Heute ist es bei einem gründlichen Wandel der ästhetischen Ansichten schwieriger, den Dichtungen Friedrichs gerecht zu werden. Immer wird man sich dafür, wie ihr feinsinnigster moderner Beurteiler hervorgehoben hat, bemühen müssen, die geschichtlichen Bedingungen zu begreifen und zu verstehen, unter denen sie entstanden sind: das Gedanken- und Lehrhafte einmal, die Sphäre der Reflexion, in welcher sich die Poesie jener Zeit bewegt, sodann das latinisierende Element, den rhetorischen Charakter, den mythologischen Zierat, die widerstrebende Sprödigkeit der Sprache, die insbesondere der französischen Dichtkunst eigen sind. In bewußter Nachahmung von Boileau, Voltaire, Rousseau, Gresset hat Friedrich seine Oden und Episteln geschaffen, hat er die Standhaftigkeit, den Ruhm, die Freundschaft u. s. w. besungen; aber so weit er hinter seinen Vorbildern in der Form, in Ausdruck und Reim zurückgeblieben ist, so getreu und lebendig spricht auch aus dieser fremden Gewandung sein eigentümlicher Geist, seine großartige, freie Auffassung der Welt und des Lebens. Sicherlich fehlt ihm die Gabe, seine Gestalten plastisch zu formen, anschaulich darzustellen, und selten erklingt der Naturlaut der Empfindung, der vom Herzen kommt und unmittelbar zum Herzen dringt, der Ton naiver Leidenschaft; aber dafür liegt eine reine kühle Luft, eine heitere Klarheit, die Ruhe eines Weltweisen über seinen Episteln, die uns eben darum horazisch anmuten. In der komischen Epopöe wie im eigentlichen Lehrgedicht hat sich Friedrich damals versucht. Mit so ungezügelter Satire und mit so beißendem Spott er auch dort im „Palladion" seine politischen Gegner angreift, so tief sinkt er bei aller Unge-

Abb. 50. Konzert. Gemälde in Schloß Sanssouci von J. A. Watteau.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

bundenheit niemals wie Voltaire in seiner „Pucelle“. So frostig hier in seiner „Kunst des Krieges“ die zahlreichen Allegorien erscheinen und so handwerksmäßig das Ganze sich abspinnt, mitten in trockener Öde erfreuen doch prächtige Gleichnisse und glanzvolle Bilder von poetischer Kraft und Eindringlichkeit. Für die Schrecken des Krieges, die Segnungen des Friedens, für den Willen des Helden, der über Tod und Schicksal erhaben ist, hat er den wahrhaft dichterischen Ausdruck gefunden, und wenn er die patriotischen Accente anschlägt, so flammt die Glut echter Leidenschaft aus seinen Versen.

Abb. 51. Karl Heinrich Graun. Stich von Riedel.

Aber ganz abgesehen von dem Kunstwert seiner Poesieen nach dem Maße ihrer und unserer Zeit, in dem Bilde Friedrichs sind sie unentbehrlich. Die erstaunliche Vielseitigkeit seines Wesens kommt auch in ihnen zur Erscheinung. Er hätte nicht der universale Geist, der das Ganze des Lebens umfaßt hatte, der universale Schriftsteller

Abb. 52. Konzertsaal in Sanssouci

im Sinne seiner Zeit sein müssen, wenn ihm nicht die Verse leicht aus der Feder geströmt wären, wenn sie sich nicht zu allen Zeiten, für alle Lagen seines Lebens als treue Begleiter eingestellt hätten. In ihnen erhob er sich nicht in die Welt bewegter, leidenschaftlicher Gefühle, aber er fand in ihnen Erholung von schwerer königlicher Pflichterfüllung, gewann das Gleichgewicht der Seele wieder und erwarb die Kraft, das Leben trotzend auf die souveräne Freiheit des Gedankens immer von neuem zu bestehen.

Seinen ganzen Kriegsruhm würde er dahin geben, wenn er Racines „Athalie" geschaffen hätte, so ungefähr hat sich Friedrich später einmal geäußert. Nicht ohne eine gewisse Übertreibung hat er doch mit diesem Worte die Ursprünglichkeit und die Stärke seiner schriftstellerischen Triebe treffend gekennzeichnet. Nur einer ihrer Sprossen waren seine Verse, auf allen Seiten schossen und grünten sie empor: in seinen zahllosen Briefen, seinen philosophischen Abhandlungen, seinen diplomatischen Depeschen, seinen publicistischen Arbeiten, den Staats- und Flugschriften, seinen Berichten aus dem Feldlager, seinen kriegerischen Lehrschriften und

Abb. 54. Titelseite der „Poésies diverses".

Abb. 53. Johann Joachim Quanz. Stich von J. F. Schleuen.

in seinen geschichtlichen Werken. Und nicht nur in der außerordentlichen Fruchtbarkeit seines litterarischen Schaffens, mehr noch in der rastlosen Bemühung um den korrekten stilistischen Ausdruck verrät sich die Originalität seiner schriftstellerischen Anlage. Sorgfältiger noch als er an den Reimen feilt, modelt er an den einzelnen Wendungen seiner Prosa. In dem Konflikt zwischen schriftstellerischer Eigenliebe und staatsmännischer Einsicht siegt nicht immer die letztere, wenn Friedrich auch erklärt, er sei nicht so verliebt in seine Antithesen, um sie nicht der Politik zum Opfer bringen zu können. Von einem seiner politischen Manifeste sind nicht weniger als acht Entwürfe vorhanden, die uns deutlich zeigen, wie sich der König aus den ersten vagen, farblosen Vorstel-

lungen zum verdichteten Gedankenausdruck emporarbeitet.

Nirgends tritt seine glänzende schriftstellerische Begabung und zugleich seine peinliche schriftstellerische Gewissenhaftigkeit schärfer hervor als in seinen geschichtlichen Arbeiten. Zwei seiner historischen Werke, und zwar die beiden bedeutsamsten, sind neben kleineren historischen Abhandlungen in jenen Tagen entstanden: Die „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ und die „Geschichte meiner Zeit“. Ist Friedrich auf irgend einem litterarischen Gebiet wahrhaft original und produktiv, so ist es sicherlich hier der Fall. Allerdings bewegt er sich auch hier in den Bahnen, die Voltaire vorgezeichnet hat. Er steht mitten in dem großen Zusammenhang der französischen Geschichtschreibung, die seit dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts entsprechend der Geschmacksrichtung der Nation immer die Form der Memoiren, die Darstellung des Selbsterlebten und Selbsterfaßten begünstigt hatte. Er schließt sich ferner ganz den Gedanken an, die der Engländer Bolingbroke zuerst ausgesprochen und Voltaire dann populariſiert hatte, daß Geschichte und Leben nicht zu trennen seien, daß man Geschichte nicht für die Gelehrten, sondern für die gute Gesellschaft schreiben müsse, daß sie nicht aus trockener, geistes- oder Faktensammlung und langweiligen Rechtsdeduktionen bestehen dürfe, sondern daß sie in bequemer, gefälliger Form den Gebildeten anregen und unterhalten müsse. Der tiefgehende Einfluß, den Voltaires historische Arbeiten auf Friedrichs geschichtliche Auffassung und Darstellung geübt haben, ist überall zu spüren, vor allem in der philosophischen Durchdringung der gesamten Menschheitsentwickelung wie in der Übernahme und Gestaltung der geistes- und kulturgeschichtlichen Elemente. Nach anderer Richtung hin, auf gewisse Formen des historischen Denk- und Vorstellungsprozesses,

Abb. 55. Barbara Campanini, genannt La Barbarini.
Gemälde von A. Pesne.

Abb. 56. Bibliothek in Sanssouci.

hat auch Montesquieu mit eingewirkt. Aber Friedrich erhebt sich weit aus den Niederungen schülerhafter Nachahmung. Mit der Hand des Meisters hat er selbst den Griffel der Geschichte geführt. Seine glanzvolle Charakteristik des Großen Kurfürsten, sein Totengericht über den ersten preußischen König, seine selbstüberwindende, pietätsvolle Würdigung Friedrich Wilhelms, besonders aber seine von hoher Warte aus gehaltene Rundschau über die europäischen Mächte und Herrscher, die politischen Kräfte seines Zeitalters in der Einleitung zur „Geschichte meiner Zeit" gehören zu den unvergänglichen Blättern der Geschichtschreibung.

Weniger durch seine lehrhafte Tendenz, die sich allmählich immer stärker geltend macht, als durch die Entschiedenheit, mit der er von dem Historiker die unbedingte Wahrhaftigkeit fordert, nimmt Friedrich seine besondere Stellung ein. „Wahr zu sein, ist die erste Pflicht eines Geschichtschreibers; er soll weniger auf die Menschen achten, die sterben, als auf die Wahrheit, die nie vergeht," diese seine Grundsätze hat er wiederholt mit aller Energie betont, und er hat zugleich bewiesen, daß es ihm mit ihrer Durchführung wirklicher Ernst war. Eine absichtliche Verdrehung des Thatbestandes, eine Verheimlichung entscheidender Beweggründe, eine Beschönigung der eigenen Handlungsweise wird man nirgends bei ihm finden. Offener wie er kann kein Staatsmann über den Angriff auf Schlesien, über die Kleinschnellendorfer Konvention, über die erste Teilung Polens sprechen, unnachsichtiger kann kein Feldherr seine eigenen Fehler kritisieren, wie er seine verunglückte böhmische Campagne. Von dem Geiste der Unwahrhaftigkeit, den man der damaligen litterarischen Produktion vorwirft und den eine übereifrige Kritik auch bei ihm hat spüren wollen, weht kein Hauch durch seine geschichtlichen Werke. Allerdings zeigen sie eine manchmal unbegreifliche Nachlässigkeit in allen Orts- und Zeitangaben; Lücken, Irrtümer, schiefe Ansichten sind nicht selten, und dem Verhängnis, dem noch keiner entging, der den Versuch wagte, die Geschichte seiner Zeit und seiner Thaten zu schreiben, ist auch er verfallen: auch ihm haben sich die Thatsachen im Gedächtnis allmählich verrückt und unter dem Gesichtswinkel des Ausgangs und des Erfolgs unbewußt verschoben. Mehr wie ein anderer aber hat gerade Friedrich sich auf diese schwankende Stütze der Erinnerung verlassen.

Wir wissen heute, auf welchen Vor-

arbeiten sich seine historiographische Thätigkeit aufbaute. Selten ist es, daß er sich die Akten selber aus dem Archiv und den Kanzleien vorlegen ließ. Zumeist hat er andere, wie Podewils und Hertzberg oder seinen Vorleser Darget damit beauftragt, ihm Aktenauszüge zu fertigen. Zuweilen hat er auch einzelne Behörden selbst zur Berichterstattung aufgefordert, wie die Kurmärkische Kammer, wenn er sich über den Kulturzustand Brandenburgs vor dem dreißigjährigen Krieg unterrichten wollte. Es ist bemerkenswert, wie genau und scharf er auch hier seine Fragen zu stellen, die Probleme zu formulieren wußte, wie sicher er die richtige Quelle anzugeben, den Gang der Untersuchung vorzuschreiben verstand. Auch seine eigenen politischen Manifeste, seine militärischen Berichte ließ er sich vorlegen und verwertete er. Auf diesem Wege ist namentlich seine „Geschichte des siebenjährigen Krieges" später entstanden. Im Grunde aber verließ er sich auf sein Gedächtnis, und alle Hilfsmittel dienten ihm nur zu dessen Orientierung.

Besondere Sorgfalt verwandte er auf die formale Vollendung seiner geschichtlichen Werke. Für die letzte Korrektur seiner zweimal überarbeiteten „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten", die damals in der Akademie vorgelesen wurden und dann im Druck erschienen, genoß er den Rat und die Mitwirkung Voltaires. Die „Geschichte meiner Zeit", die für die Nachwelt bestimmt war, hat er in drei Ansätzen zu bemeistern, ihr die Einheitlichkeit des Stils zu geben gesucht. Will man Friedrichs geistige Entwickelung verstehen, so gibt es kaum etwas Lehrreicheres und Fesselnderes als den Vergleich der um dreißig Jahre auseinanderliegenden zweiten und dritten Redaktion. Das kecke, derbe Wort dort formt sich hier zum gemessenen, klug berechneten Ausdruck, der breite Fluß der Rede verengt sich zum knappsten Guß des Gedankens, der lose Spott schärft sich zum epigrammatischen Sarkasmus, das hitzige Urteil kühlt sich ab zur ruhigen Reflexion, und an die Stelle einer wohl begreiflichen Subjektivität tritt fast ein Verwischen der eigenen Persönlichkeit. Unberührt aber bleibt der innere Wert des Werkes, das immer für jene ereignisvolle Spanne der Jahre 1740—1745 eine unschätzbare historische Quelle ersten Ranges bleiben wird. Trotz des geringschätzigen, wegwerfenden Urteils, das Friedrich, wie über seine ganze Schriftstellerei, so auch über seine geschichtlichen Arbeiten gefällt hat.

XIII.

Wenn er einmal seinen Musendienst mit dem schwerlich ganz aufrichtigen Worte charakterisiert hat, er sei Dilettant in allem, so fühlte er sich sicher auf einem Gebiete, in seinem königlichen Herrscheramte, als Kenner und Meister. Diese zehn Friedensjahre geben das hellste Bild der wunderbar reichen und vielseitigen, schöpferischen und ausbauenden, treibenden und dämmenden Thätigkeit Friedrichs auf dem weiten Felde der Staatsverwaltung. Ein leiser Hauch, der hie und da schon über diesem Bilde liegt, wird erst nach dem großen Kriege zum störenden Schatten. Es ist die Vereinigung der gesamten Regierung in einer Hand, die Leitung aller Geschäfte vom königlichen Kabinett aus. Den Gedanken, den einst Friedrich Wilhelm ausgesprochen und zur That gemacht hatte, daß der König von Preußen sein eigener Feldmarschall und Finanzminister sein müsse, wußte der Sohn in noch umfassenderem und stolzerem Sinne zu verwirklichen, wie er es selbst in dem prächtigen Bilde gekennzeichnet hat: „Alle Zweige der Staatsleitung stehen miteinander im innigen Zusammenhange. Die Finanzen, die Politik und das Kriegswesen sind untrennbar, es genügt nicht, daß eins dieser Glieder gut verwaltet werde, sie müssen es alle sein. Sie müssen in gradgestreckter Flucht, Stirn an Stirn gelenkt werden wie die Rosse vor dem Wagen der olympischen Spiele, die mit gleicher Wucht und gleicher Schnelle die vorbezeichnete Bahn

durchmaßen, den Wagen zum Ziele trugen und ihrem Führer den Sieg gewannen."

Nirgends hat Friedrich so eng und unmittelbar der Arbeit, den Ansichten und Zielen seines Vaters sich angeschlossen, nirgends die von ihm geschaffenen Formen so wenig verändert, wie auf dem Gebiet der inneren Verwaltung. Er hatte das vollste Verständnis dafür, was das großartige Reformwerk Friedrich Wilhelms für die Entwickelung Preußens bedeutete. Die von ihm gegliederte Organisation der oberen Behörden, die Kriegs- und Domänenkammern in den Provinzen, das Generaldirektorium an der Spitze in Berlin ließ er unangetastet, nur daß er bei letzterem statt der Arbeitsteilung in Provinzialdepartements, gewissermaßen dem geographischen Prinzip gegenüber das Fachsystem allmählich mehr betonte. Der gleich nach seinem Regierungsantritt gegründeten Abteilung für Handel und Gewerbe, deren Leitung er später selbst übernahm, folgte bald eine andere für die wirtschaftlichen Aufgaben der Heeresverwaltung, eine Art Kriegsministerium, und nach Jahrzehnten wurden auch für das Berg- und Hüttenwesen, sowie für das Forstfach besondere Departements abgetrennt. In den neuen Instruktionen, die der König für die Behörden herausgab, lehnte er sich nicht bloß in der äußeren Fassung an die Vorschriften seines Vaters an, sie waren auch ganz in seinem Geiste gehalten. Allerdings einen ihrer wichtigsten Züge, die übertriebene fiskalische Tendenz, suchte er vorerst abzuschwächen, wie er andererseits bemüht war, schärfere Grenzlinien zwischen Verwaltung und Justiz zu ziehen.

Wenn ihm auch das aus dem Vollen schaffende, ins Große zielende Organisationstalent seines Vaters nicht vererbt war, wenn sogar später manche seiner Verfügungen wichtige Steine aus dessen wohlberechnetem und festgefügtem Bau herausbrachen, wenn seine gesteigerte Centralisation mehr auf das Riesenmaß seines Geistes als auf die sachliche Zusammenfassung der gemeinsamen Interessen des gesamten Landes zugeschnitten war, so zeigten ihn doch die einzelnen Maßnahmen seiner Verwaltung ganz auf der Höhe seiner Aufgabe und in gleichem Schritt mit Friedrich Wilhelm. In dem praktischen, auch das Kleinste erspähenden Blick, in der nie versagenden Kenntnis von Personen

Abb. 57. Das Königl. Schloß zu Berlin mit dem Denkmal des Großen Kurfürsten.
Stich von Jean Rosenberg.

Abb. 58. Das Königl. Schloß mit Blick auf die Kurfürstenbrücke. Stich von Jean Rosenberg.

und Sachen, in der scharfen, rücksichtslosen Überwachung des ganzen Verwaltungsapparates glich er seinem Vater. Schonungslos, wie jener, entfernte er die untauglich erscheinenden Beamten, ohne auf Minister- und Kammerpräsidentenwürde zu achten, unablässig stachelte er die „faulen und idioten" Kriegsräte, gründlich wollte er den alten Sauerteig auskehren. Den unter Friedrich Wilhelm eingerissenen Ämterschacher unterdrückte er, zugleich in dem Bestreben, die Bildung und die gesellschaftliche Stellung seiner Verwaltungsbeamten zu heben. Bei seinen jährlichen Inspektionsreisen, die er mit den Musterungen seiner Regimenter verband, entging so leicht nichts seinem scharfen, sorgenden Auge. Charakteristisch dafür ist es, wenn er sich gelegentlich einer Fahrt durch Schlesien z. B. notierte, daß in Schweidnitz und Neiße Ziegeldächer zu schaffen, in Pleß eine neue protestantische Kirche zu bauen, in Striegau und Gleiwitz Fabriken anzulegen, in Tarnowitz die Kunstschreinerei zu heben, im allgemeinen der Gartenbau und die Obstkultur mehr zu pflegen, die Viehzucht durch Einführung podolischer Stiere zu bessern und die Waldwirtschaft an den polnischen Grenzen rationeller zu betreiben sei. Er sah überall, wo es fehlte, und er sorgte dafür, daß Wandel eintrat. Und nicht nach der Schablone griff er ein, sondern stets mit genauer Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse, der personellen Bedingungen. In diesem Sinne erzog er auch seine Beamten, unter denen die Präsidenten von Platen in Magdeburg, von Münchow und von Schlabrendorff in Schlesien genannt zu werden verdienen.

Das beste Zeugnis hierfür lieferte die Art, wie die preußische Verwaltung in jener Zeit zwei große ihr gestellte Aufgaben zu lösen wußte, die Eingliederung Schlesiens und Ostfrieslands in den preußischen Staatsorganismus. Hier wurde eine tiefeingewurzelte ständische Herrschaft, die sich durch einen langen, erbitterten Verfassungsstreit zersetzt hatte, trotz des starrköpfigen Sinnes der Landeseinwohner langsam und geschickt beseitigt, die frühern Interessen, die auf den Seehandel hinwiesen, wurden neu belebt. Dort wurde die alte Selbständigkeit der großen Provinz mit ihren berechtigten Eigentümlichkeiten bis zu einem gewissen Grade geschont. Schlesien erhielt unter einem Oberpräsidenten seine eigene Verwaltung, die nicht dem Generaldirektorium unterstellt wurde, sondern direkt vom königlichen Kabinett abhing. Und wenn hier wie dort die preußischen Behörden einzogen, die Kriegs-

Abb. 59. Samuel von Cocceji. Stich von J. Jacob Heuret.

und Domänenkammern, und unter ihnen die Steuer- und Landräte in Stadt und Kreis, so behielt Schlesien doch ebenso sein altes Institut der Kreisdeputierten, wie der Stadt Emden gewisse Vorrechte ihrer Verfassung und den friesischen Ständen ein Teil ihrer finanziellen Selbstverwaltung erhalten blieben. Die ganz besonders schwierige Aufgabe, die preußische Steuerverfassung mit ihrer gleichmäßigen, aber starken Belastung, sowie die militärische Kantonspflicht einzuführen, wurde, wenn auch nicht ohne begreifliches Widerstreben der Bevölkerung, so durchgeführt, daß trotz alledem die Herzen der neuen Landeskinder für Preußen und seinen König gewonnen wurden.

Ein völlig neues Problem stellte die durch den Erwerb Schlesiens gebotene Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche. Preußen, bis dahin ein durchaus protestantischer Staat, erhielt damit einen sehr beträchtlichen, eine halbe Million Seelen übersteigenden katholischen Bevölkerungszuwachs und fand dort eine starke kirchliche Organisation vor mit zahlreichen bedeutenden Instituten, den Fürstbischof von Breslau an der Spitze. Wie weit ihnen gegenüber die Souveränetät des Staates geltend zu machen und aufrecht zu erhalten sei, stand nunmehr in Frage. Die erste Phase des heute noch nicht geschlichteten großen Machtprozesses zwischen Staat und Kirche eröffneten die Bestrebungen der preußischen Regierung, alle fremden Elemente und Einflüsse von der kirchlichen Verwaltung fernzuhalten, auch ihr im Staatsgetriebe ihre bestimmte Funktion anzuweisen. Für die tolerante, religiös indifferente Auffassung Friedrichs, der sich zwischen Rom und Genf neutral erklärte und ein einheitliches Staatsbürgertum über

den getrennten Konfessionen entwickeln wollte, schienen die Verhältnisse günstig zu liegen. Denn wieder einmal stand in der weltgeschichtlichen Flutbewegung wie im fünfzehnten Jahrhundert, so auch im achtzehnten, die Kirche im Zeichen der Ebbe, und Verhandlungen mit der Kurie ließen sich bei der verständigen, milden Art Papst Benedikts XIV. aussichtsvoll an. Aber auch Friedrich sollte die Erfahrung machen, wie ungemein schwierig es ist, nationale, staatliche Interessen mit der weltumspannenden, durch uralte Traditionen festgelegten und geschulten Politik des Papsttums vereinbaren zu wollen.

Sein merkwürdiger Plan, alle preußischen Katholiken einem Generalvikariat in Berlin, das mit dem Breslauer Bistum in Personalunion vereinigt sein sollte, als oberster und letzter kirchlicher Instanz zu unterstellen, scheiterte, trotzdem er den Fürstbischof Kardinal Sinzendorff dafür gewonnen hatte, an der entscheidenden Frage des Ernennungsrechtes. Hatte der König sich hier an das Unmögliche gewagt, so wußte er später in den Grenzen des Erreichbaren das staatliche Recht zu behaupten, ohne allerdings mit der Kurie eine gemeinsame Grundlage allgemeiner Verständigung oder prinzipieller Lösung zu finden. Er setzte die Wahl des Grafen Schaffgotsch, in dessen Charakter er sich freilich schwer täuschte, zum Koadjutor und später zum Bischof von Breslau durch; nach dessen Flucht im siebenjährigen Kriege und seinem Rücktritt ließ er das Bistum wiederholt in Sequester nehmen. Die Kurie fand sich in die von ihm getroffenen Maßnahmen, sie erkannte Schaffgotsch, ebenso wie später den Weihbischof Strachwitz, an. Indes gegen das vom König in Anspruch genommene Nominationsrecht für alle kirchlichen Beneficien hielt sie mit Erfolg ihre ablehnende Stellung aufrecht, während sie andererseits in der Frage der gemischten Ehen sich entgegenkommend zeigte und die staatlichen Verfügungen gegen das Anwachsen der toten Hand, den freien Eintritt in den geistlichen Stand und die übergroße Zahl der Feiertage nicht zu verhindern vermochte. Gegen die Entscheidung des Papstes hat Friedrich bekanntlich später den unterdrückten Jesuiten wegen ihrer wissenschaftlichen und pädagogischen Verdienste in seinen Staaten eine Freistatt gewährt. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit band er sich an die in den Friedensverträgen übernommene Verpflichtung, die katholische Religion in Schlesien in statu quo zu lassen, zum schmerzlichen Erstaunen der von Österreich früher scharf bedrängten und schwer geschädigten schlesischen Protestanten. So mißtrauisch er auch immer gegen den Patriotismus der Katholiken blieb und so sehr er mit dem berüchtigten Schlachtruf Voltaires gegen die Kirche: Ecrasez l'infâme einverstanden war, von seinem Prinzip religiöser Duldsamkeit, staatlicher Schonung aller religiösen Gefühle und Wahrung des kirchlichen Friedens ließ er sich niemals abdrängen.

Auch in den Entscheidungen, die ihm nach der kirchenrechtlichen Theorie des Summepiskopats in den Fragen der protestantischen Kirche zufielen, hat er diesen überlegenen Standpunkt niemals verlassen. So hat er z. B. den Gemeinden das Recht, bei den Predigerwahlen gehört zu werden, nicht verkümmert, wie er ihnen auch die Freiheit ließ, von den Konsistorien eingeführte Katechismen und Gesangbücher anzunehmen oder nicht. So hat er stets und mit Erfolg für einen Ausgleich der konfessionellen Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformierten gewirkt. Allein gegen die Juden, deren schädlichen wirtschaftlichen Einfluß er fürchtete, hat er sich, übrigens ganz im Sinne seiner Zeit, ablehnend verhalten, so wenig er auch sie in der Ausübung ihres Kultus gehindert hat. So zeigte sich Friedrich auch auf dem Gebiete der praktischen Kirchenpolitik als der kluge, erfahrene Staatsmann, der sich nicht auf Doktrinen und Theorien versteifte, der das sichere Gefühl für das Erreichbare behielt und der immer reale Interessen höher einschätzte als ideale Wünsche.

Dieser praktische, maßvolle Zug geht ebenso durch die große Justizreform, die, in jenen Friedensjahren in Angriff genommen, ihre Förderung dem Großkanzler Samuel von Cocceji verdankte. Hier hat Friedrich das hohe Verdienst, daß er den Wert dieses Mannes erkannt, daß er an ihm, trotz zahlreicher Angriffe und eigener Zweifel, treulich festgehalten und ihm für seine Arbeiten freie Bahn gegeben hat. Durch alle seine Kabinettsbefehle klang ein Ton scharf hindurch. Der König verlangte „eine kurze und solide, eine prompte und rechtschaffene

Justiz, die geradedurch administriert werde". Dieser Weisung gemäß hat Cocceji die Würde und die Vorbildung des Richter- und Advokatenstandes, dessen Ansehen unter Friedrich Wilhelm unsäglich tief gesunken war, zu heben gesucht. Er hat das Referendariat eingerichtet und ist der Vater des juristischen Prüfungswesens geworden. Er hat sodann einen geordneten Instanzenzug geschaffen und mit beispielloser Energie den Richtern für die rasche Erledigung der Rechtsstreitigkeiten selber ein Vorbild gegeben. Über 4000 Prozesse wurden in einem Jahre von ihm und einigen befähigten Gehilfen glatt aufgearbeitet. Seine neue Prozeßordnung, der Codex Fridericianus, war von dem Grundgedanken getragen, den Rechtsstreit, wenn möglich, abzuwenden, im übrigen aber seinen Gang durch Verringerung der Akten und Ausdehnung des mündlichen Verfahrens möglichst zu vereinfachen und zu beschleunigen.

Auch mit den noch höher zielenden und weiter greifenden Plänen Coccejis, mit seinem Versuch, das Landrecht zu kodificieren, war Friedrich einverstanden, vielleicht durch das Vorbild Ludwigs XIV. und seines Ministers Colbert angeregt, die freilich nur die französische Prozeßordnung reformiert hatten. Blieb nun jenes Corpus juris Fridericiani auch ein Torso, erlangte es nur vereinzelt Rechtskraft und stand es mit seiner eigentümlichen Verquickung des römischen und des Naturrechtes, mit seiner lehrhaften Breite, ungelenken Sprache und ethischen Seichtigkeit nicht auf der vollen Höhe, immerhin bedeutete es als das erste allgemeine deutsche Landrecht einen großen Fortschritt. Es war das Anfangsglied jener Gesetzeskette, die erst in diesen Tagen zu Ende geschmiedet worden ist. Noch in den letzten Jahren des Königs ist die Arbeit dann wieder aufgenommen worden. Der Großkanzler Carmer und sein vertrauter Geheimrat Suarez schufen eine neue Prozeßordnung und jenes über hundert Jahre in Kraft gebliebene Allgemeine Preußische Landrecht, dessen erste Teile noch Friedrich vorgelegt wurden und seinen klassischen Randvermerk erhielten: „Es ist aber Sehr dicke und Gesetze müssen kurtz und nicht weitläuftig seindt."

In der Zwischenzeit hatte namentlich das Strafrecht auf Anregung des Königs, den die französischen Justizmorde erschüttert hatten und der die Bestimmungen der Carolina zu barbarisch fand, Verbesserungen im humanen Sinne erfahren. Unter dem Einfluß Montesquieus hatte die neue große Idee ihren siegreichen Einzug gehalten, daß in Rechtssachen nicht ein königlicher Machtspruch, sondern die letzte richterliche Instanz endgültig entscheide, daß vor diesem Urteil auch der Souverän sich zu beugen habe. Es ist zweifellos Friedrich nicht leicht geworden, auf dieses alte, vornehmste Hoheitsrecht der Krone, das er einst im Antimacchiavell gepriesen, Verzicht zu leisten, um so schärfer zog er dafür die Zügel der Kontrolle über die richterlichen Beamten an. In dem berühmten Prozeß des Müllers Arnold brach später der Konflikt noch einmal in voller Schärfe aus. In der Vorstellung, daß sein „Name cruel mißbraucht" worden, griff er ein, noch ehe die letzte Instanz, das Tribunal, angerufen war, und vernichtete durch seine harte, strafrichterliche Sentenz gegen die Räte des Kammergerichtes dessen civilrechtliches Erkenntnis. In diesem Akt der Kabinettsjustiz, der, so achtbar auch seine Beweggründe waren, eine unzweifelhafte Beugung des Rechtes bedeutete, kam die alte Anschauung von der schrankenlosen Machtfülle des Herrschers noch einmal zum erschreckenden Ausdruck.

Unbedingt segensreich erwies sich diese königliche Allmacht auch auf einem anderen Gebiete nicht, in der Leitung der Finanzen. Das alterwachsene, von seinem Vater reformierte Steuersystem, die Kontribution auf dem platten Lande, die Accise in den Städten, dort die direkte Grundsteuer, hier die indirekte Verbrauchssteuer, behielt Friedrich ebenso bei wie dessen Grundzüge der Staatskassenverwaltung. Aber neben den beiden großen Centralkassen, der Generalkriegskasse, in die jene Steuern flossen, und der Generaldomänenkasse, in welche die Erträgnisse der Staatsgüter abgeführt wurden, bildete er allmählich eine dritte, allein zu seiner Verfügung stehende und der Kontrolle der Oberrechenkammer nicht unterstellte königliche Dispositionskasse, die vorzugsweise aus den Überschüssen des schlesischen Haushalts und der altländischen Verwaltung gespeist, zur Befriedigung außerordentlicher Staatsbedürfnisse und zur Füllung des Staatsschatzes verwandt wurde. So sehr Friedrich

Abb. 60. Friedrich der Große. Nach J. Mettenleitter.

Unterschrift des Originals: Der Gerechteste Richter
Wider Bergewaltigg, Unrecht, u. Verstoßung.

Dem ungerecht verurtheilt, vergewaltiget
und verstoßen gewesenen, Müller Arnold,
zu Pommerzig, gewidmet.

auch in dem strengen Geiste peinlichster Sparsamkeit, der als Erbteil seines Vaters seitdem die preußische Verwaltung dauernd gekennzeichnet hat, mit jenen Geldern wirtschaftete und so große Erfolge er erreichte — den im zweiten schlesischen Kriege völlig geleerten Staatsschatz brachte er bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges wieder auf die Höhe von über 13 Millionen Thaler, mit einigen Nebenkassen sogar auf die Summe von 15 3/4 Millionen — der einheitliche klare Zug der Finanzverwaltung, die nur der König allein noch völlig übersah, ging allmählich verloren. Wirrwarr und Willkür verzerrten die von Friedrich Wilhelm einst scharf und festgezogenen Linien. Andererseits schuf er sich freilich in dem Staatsschatz die unbedingt erforderliche Handhabe, um der von ihm eingeleiteten Großmachtspolitik Preußens ihren selbständigen Charakter zu wahren, und gewann er die Mittel, die Kriegsrüstung seines Staates ins Gewaltige zu steigern.

XIV.

„Die Armee muß die erste Sorge und das wichtigste Studium des Königs, er selbst ihr Connetable sein. Er muß in den Offizieren den ersten Stand, die Säulen des Staates sehen, dessen Macht und dessen Einheit in der Armee ihren Ausdruck hat.“ Dieser fundamentale Satz in Friedrichs Testament enthüllt die tiefste Lebensbedingung des preußischen Staates wie des Königs inneres Verhältnis zu seinem Heere. Noch waren keine hundert Jahre vergangen, seitdem der Große Kurfürst unter schweren Kämpfen mit seinen Landesständen und Kriegsobersten die Grundlagen der brandenburgischen Wehrmacht gelegt, die Anfänge eines stehenden Heeres geschaffen hatte, und erst seit wenigen Jahrzehnten stand jene militärische Verfassung Friedrich Wilhelms I. in Kraft, die den ersten Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht bedeutete, die neben die ausländische Werbung die gesetzlich geregelte Aushebung der Landeseinwohner gesetzt und die mit dem Bauer auch den Junker zum Dienst in des Königs Rock gezwungen hatte. Friedrich hat auch hier, an den Grundzügen der Heeresorganisation seines Vaters, Wesentliches nicht geändert; aber er hat sie nicht bloß mit dem verklärenden Ruhmesglanz seiner kriegerischen Thaten umwoben, er hat einige ihrer bedeutsamsten Seiten so eigenartig weiter gebildet, daß die Nachwirkung davon sich bis heute dauernd geltend macht.

Abb. 61. Offiziertypen der Königl. Garde, 1. Bataillon. Nach einem Uniformwerke vom Jahre 1759.

Das Werk, das Friedrich Wilhelm begonnen hatte, die Offiziere zu einem besonderen Stande mit eigener Ehre abzuschließen, hat Friedrich folgerichtig weiter entwickelt. Er hat dem preußischen Offizierkorps jenen aristokratischen Charakter aufgeprägt, jenen kameradschaftlichen Geist eingehaucht, die ihm noch heute eigentümlich sind, er hat darin ein Material geschaffen, das uns nach Bismarcks treffendem Wort kein anderes Land der Welt nachmachen kann. Wie gerade seine Junker mit allen ihren körperlichen und moralischen Eigenschaften einen unvergleichlichen Ersatz für sein Offizierkorps lieferten, hatte er mit untrüglichem Blick erkannt, wenn schon er später in seiner Überzeugung, daß „die Race davon so gut, daß sie auf alle Art meritieret, conservieret zu werden“ die Bevorzugung des Adels zu weit ausdehnte. Nicht selten vertraute er dem derb praktischen Verstande seiner Offiziere die Lösung schwieriger Aufgaben in der Verwaltungs- und Justizpflege an, in denen sich

Abb. 62. Parade vor König Friedrich. Radierung von D. Chodowiecki vom Jahre 1777.

seiner Ansicht nach, die unfähige Routine seiner Beamten rettungslos verfahren hatte.

Unablässig, wie sein Vater, war er auf die Mehrung des Heeres und dessen Ausbildung bedacht, aber aus allen militärischen Liebhabereien und Spielereien, die jener noch betrieben, hob er sie zielbewußt in die höchste, allein auf den Krieg berechnete Sphäre. Mag man nun seine Freude am Soldatenhandwerk als väterliches Erbteil ansehen, mag man seine Feldherrngaben auf welfisches Blut zurückführen wollen, jedenfalls war Friedrich nicht aus königlichem Pflichtgefühl allein, sondern mit Leib und Seele Soldat. Trotz der Stärke seiner litterarischen Triebe und des Reichtums seiner geistigen Veranlagung, trotz seiner immer und immer wieder betonten Sehnsucht nach dem stillen Genuß eines geistig und künstlerisch angeregten Lebens, wenn er die Wahl gehabt hätte zwischen dem blutigen Siegeslorbeer nicht der mordenden Feldschlacht, die übrigens gerade auf starke Charaktere eine fascinierende Wirkung übt, sondern des geretteten Vaterlandes auf der einen, und der Friedenspalme des Dichters auf der anderen Seite, zweifellos würde er zum ersten gegriffen haben.

Über die schon während der beiden ersten schlesischen Kriege allmählich erreichte und nach dem Dresdener Frieden festgehaltene Stärke der Armee von etwa 140 000 Mann ging er im wesentlichen nicht hinaus, nur daß er in dem Institut der überkompletten Mannschaften, die er noch verdoppelte, sich einen ausgebildeten Heeresersatz von 16 000 Mann bereitstellte. In großartigem Maßstab griff er zur Sicherung der neuen Landesgrenzen den Ausbau der schlesischen Festungen an, unter Verwendung sehr beträchtlicher Geldmittel hatte er ihn dicht zum Abschluß geführt, als der Krieg von neuem ausbrach.

Sein geradezu einziges Verdienst aber bestand in der unerreichten taktischen Ausbildung seiner Truppen. Hier hat er Normen geschaffen und Regeln gegeben, die zum Teil noch heute in der Armee lebendig sind.

Die Grundlage bildeten die schon nach dem ersten Feldzuge erlassenen Reglements

für die Infanterie und Kavallerie, die in knappster Kürze alle Vorschriften für den gesamten Dienstbetrieb enthielten, den Katechismus seiner Offiziere, wie ihn Friedrich nannte. Auf ihnen weiter bauend war er rastlos bestrebt, durch schriftliche und mündliche Instruktionen die Ordnung und Beweglichkeit seiner Truppen zu steigern. Immer neue, im Reglement nicht vorgesehene Anforderungen stellte er an sie, um schließlich von allen schwierigen Manövern diejenigen auszuscheiden, die ihm für den Krieg nicht einfach genug erschienen. Ganz außerordentliche Leistungen, wie man sie damals nirgends sah, verlangte er von seinen Regimentern, im Aufmarsch und im Einschwenken, in der Bildung und Entfaltung der Kolonnen, im Schwenken großer Linien. Speziell seiner Infanterie mutete er das Höchste zu, den geschlossenen Angriff mit dem Bajonett ohne eigenes Feuer. War das auch ein taktischer Mißgriff, den er nach den ersten blutigen Schlachten des siebenjährigen Krieges wieder zurücknahm, immer sachte er den offensiven Geist seiner Truppen damit aufs stärkste an. Die gleiche rückhaltslose Angriffslust erwartete er von seiner Reiterei. Ihren Offizieren verbot er bei infamer Kassation, „sich ihrer Tage in einer Aktion vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren". Er verlangte von ihnen kühnen, raschen Entschluß, wie der Blitz aus der Wolkenhülle sollten sie mit ihren Geschwadern über den überraschten Feind herfallen. Eben die Gefechtstaktik der Kavallerie, die sich noch bei Mollwitz als völlig unfähig erwiesen hatte, baute er in geradezu glänzender, vorbildlicher Weise aus. Er lehrte sie in großen Massen in allen Gangarten ruhig und sicher exerzieren, in breitester geschlossener Front mit immer wachsender Wucht und Geschwindigkeit ihre Attacken zu reiten. In der Formation von drei Treffen, von denen jedes hintere das vordere seitwärts überragte, fand er ein neues Mittel, um dem Feinde die Flanke abzugewinnen. Für jeden Dienst im Felde wurden seine Reiterregimenter gleichmäßig geschult, die Kürassiere und Dragoner wie die Husaren, die er erst eigentlich nach österreichischem Muster geschaffen hatte. Wenn er die Artillerie, deren Wirkung er erst im siebenjährigen Kriege richtig schätzen lernte, nicht in gleicher Weise beachtete, so prüfte er doch alle technischen Neuerungen im Waffen- und Geschützwesen auf das sorgfältigste und wohnte selbst den geheimgehaltenen Versuchsschießen bei. Die Entscheidung traf er fast immer persönlich. „Alles zu probieren, was möglich ist, ist mein System", das war sein Grundsatz.

Bei den jährlichen Spezial- und Generalrevuen, die er im Frühjahr und Sommer über die einzelnen Regimenter in den Provinzen hielt, nahm der König Gelegenheit, sich von dem Ordnungs- und Ausbildungsstande der Truppe auf das eingehendste zu überzeugen. Anzug wie Ausrüstung, alle neu eingestellten Mannschaften und Pferde mußten vor seinem prüfenden Auge passieren, alle Übungen, vorgeschriebene und nicht vorgesehene, mußten seinem scharfen Urteil standhalten. Er führte sein Fußvolk wohl selbst und hetzte seine Reiter persönlich ein, ritt ihre Attacken mit, um das Tempo zu regulieren. Es war der Tag des großen Gerichts, vor dem jeder im Regiment zitterte. Die eigentliche Hochschule für den Krieg aber bildeten die Herbstmanöver, die Friedrich in jenen Friedensjahren zuerst einführte. Wurden auch bei den Revuen schon Übungen im gemischten Truppenverband vorgenommen, so herrschte doch hier bei den Manövern von Spandau und Potsdam, die bald europäischen Ruf erlangten, ausschließlich der Zweck vor, Bilder des Krieges zur Vorstellung zu bringen, Führer und Truppen für das große Gefecht zu schulen. Das Vorrücken der Armee in bestimmter Richtung trotz aller Hindernisse des Geländes, die Schlacht in der Ebene, der Flußübergang, der Angriff und die Verteidigung einer verschanzten Stellung, alles wurde in möglichst kriegsmäßiger Form geübt. Hier bildete Friedrich in immer neuen Versuchen, in acht verschiedenen Herstellungsweisen, seine schräge Schlachtordnung zur Vollendung aus. In dieser Formation, mit Versagen des einen Flügels, mit Verstärkung des angreifenden Flügels und mit schräger Ansetzung der gesamten Schlachtlinie hoffte er mit Sicherheit auch einen überlegenen Feind von der Flanke her aufrollen und niederwerfen zu können. So schliff er sich in seinem Heer jene wunderbare Waffe, mit der er den Ansturm einer Welt bestehen sollte.

Uniformen der Gardes du Corps.

Uniformen des Füsilier-Infant.-Regt. Nr. 39.

Uniformen des Musketier-Inf.-Regt. Nr. 14.

Uniformen des Dragoner-Regiments Nr. 2.

Uniform. d. Husaren-Regt. Nr. 2 (Zieten-Hus.).

Unif. d. Kürassier-Regt. Nr. 8 (Seydlitz-Kür.).

Uniformen des Artillerie-Corps.

Uniformen des Pionier-Regiments.

Abb. 63. Uniformen aus der Zeit Friedrichs des Großen. Nach einem Kupferwerke vom Jahre 1759.

Seine praktischen Erfahrungen, seine Gedanken und Studien auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft faßte er in Lehrschriften zusammen, nicht mit dem Ehrgeiz, gemeingültige Theorien entwickeln zu wollen, wie es die Kriegsschriftsteller vor ihm, die er alle gelesen hatte, bisher gethan hatten, sondern in der Absicht, den Generalen seiner Armee eine brauchbare Anleitung in die Hand zu geben. Unter diesen Schriften und Instruktionen werden seine „Generalprincipien vom Kriege", die er zweimal französisch redigierte, ehe er sie endlich in deutscher Fassung ausgab, neben den Arbeiten Napoleons, Clausewitzs und Moltkes immer einen klassischen Wert beanspruchen dürfen. Ist auch heute manches naturgemäß veraltet, die großen, elementaren, für alle Zeiten bindenden Gesetze der Kriegsführung sind in präcisester Form und knappster Fassung hier niedergelegt. Auf fast allen Gebieten, den Festungskrieg etwa ausgenommen, entwickelt Friedrich außerdem originale Ansichten. Besonders charakteristisch ist seine Ablehnung der in seiner Zeit hochgeschätzten verschanzten Stellung und seine stets wiederholte, in den wärmsten Tönen gehaltene Empfehlung des Angriffes. „Attaquez donc toujours", das ist sein Wahlspruch, den er seinen Offizieren immer und immer wieder einschärft. Dieser Geist rücksichtsloser Offensive, er entspringt nicht bloß seiner festen Ueberzeugung, daß gerade im Angriff die ganze Ueberlegenheit seiner wohlgeschulten Armee erst zur vollen Geltung kommt, er entspricht auch seinem innersten Temperament.

Abb. 64. Vignette aus F. Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen. Gezeichnet von Adolph Menzel.

XV.

Um so merkwürdiger berührt seine politische Haltung in jener Friedenszeit, die sich dazu im entschiedenen Widerspruch befindet, die sich durchaus in der Defensive bewegt. Mit außerordentlichem Geschick und feinster diplomatischer Kunst hat Friedrich es zehn Jahre hindurch verstanden, die drohenden Wetter zurückzuhalten, die verderblichen Anschläge seiner Feinde nicht reifen zu lassen, seinen Gegenspielern immer wieder die Vorhand abzugewinnen, ohne auch nur ein einziges Mal ängstlich vor ihnen weichen, seiner Würde das geringste vergeben zu müssen.

Nach dem Dresdener Frieden fühlte er sich vorerst im sichern Hafen und um keinen Preis wollte er sich verlocken lassen, das Staatsschiff wieder in die stürmische See zu steuern. Während der Krieg Österreichs und der Seemächte gegen Frankreich nach seinem Rücktritt vom Kampfplatze noch drei Jahre weiter brannte, unter entschiedenem Uebergewicht der französischen Waffen namentlich in den Niederlanden, behauptete er unerschütterlich seinen Standpunkt strengster Neutralität trotz des „Krieges der Chikanen und Federn", der vom Wiener Hofe gegen ihn geführt wurde, und trotz wiederholter Versuchungen von seiten Frankreichs und Englands, die ihn gern mit der gefährlichen Mittlerrolle betraut hätten. Wie ihn einst bei seinem Angriff auf Schlesien der Gegensatz jener beiden großen Mächte gedeckt hatte, so wurde er jetzt für seine ruhig zuwartende Haltung der schützende Schild. Als Preis trug er im Aachener Frieden, der den österreichischen Erbfolgekrieg beendete und den Streit um die pragmatische Sanktion endgültig zu Gunsten Österreichs entschied, die europäische Garantie seiner schlesischen Erwerbung, das Ziel seiner Wünsche davon.

Abb. 65. Emailporträt Friedrichs d. Gr. Im Besitz von Frau Dr. Ewald. Berlin.

Bedeutend schwieriger und gefahrvoller gestaltete sich trotzdem von da ab seine Lage. Bisher hatte seine in den Krieg verwickelten Gegner seine gedeckte neutrale Lage in Schach gehalten, jetzt bot ihnen seine politische Isolierung willkommene Blößen. Ohne Rückhalt mehr bei Frankreich oder England zu finden, stand er zunächst den Machinationen Österreichs und Rußlands allein gegenüber.

Aus einer Bewunderin und Verehrerin Friedrichs hatte sich Kaiserin Elisabeth in launischer Eitelkeit zu seiner Feindin gewandelt, deren Haß, von ihrem Kanzler Bestushew, den österreichischen und englischen Diplomaten an ihrem Hofe um die Wette geschürt, den Rachegedanken Maria Theresias an leidenschaftlicher Hitze nicht nachstand. Seitdem Preußen es gewagt hatte, trotz dem Einspruch Rußlands sich an dessen Schützling Sachsen zu vergreifen, hatte sich allmählich zwischen den beiden Mächten ein latenter Fehdezustand entwickelt, der zum völligen Abbruch aller diplomatischen Beziehungen führte. Die damals in den russischen Ostseeprovinzen zusammengezogenen Truppen sammelten sich in jedem Frühjahr wieder wie eine drohende Wolke, die jeden Augenblick sich über die preußischen Grenzen ergießen konnte. Mit Österreich hatte Rußland eine Defensivallianz geschlossen, die in ihren Geheim- und Separatartikeln direkt gegen Preußen gerichtet war, es harrte nur der günstigen Gelegenheit, ihre Spitze offen gegen Friedrich zu kehren. Aber der König blieb

Abb. 66. Louise Ulrike, Prinzessin von Preußen, Kronprinzessin von Schweden. Schabblatt von Haid.

ruhig und fest, vermied jede Provokation; er sah in dem Gebaren Rußlands nur leere Drohung und hielt die Kaiserin eines großen wagenden Entschlusses für unfähig. Immerhin erfüllten ihn die Treibereien der beiden feindlichen Höfe mit Sorge, um so mehr als ihr innerster Zusammenhang ihm verborgen blieb. Mancherlei freilich, was ihn beunruhigen konnte, erfuhr er durch aufgefangene Depeschen und durch bestochene Kreaturen im österreichischen und sächsischen Dienste.

Eben hierin war Friedrich seinen Gegnern gegenüber in entschiedenem Vorteil. Allein in seinem Kopfe liefen alle Fäden der preußischen Politik zusammen. Keiner seiner Vertrauten, Podewils und selbst Eichel nicht, war vollständig in seine Absichten und Pläne eingeweiht. Manches erfuhr nur sein Kämmerer Fredersdorff, eine treu ergebene Bedientennatur, andere Aufträge namentlich mit militärischem Nebencharakter besorgte allein sein Generaladjutant Winterfeld. Nie sich erraten lassen, immer seine Absicht verheimlichen, das war Friedrichs Devise oder, wie er sich noch drastischer einmal geäußert haben soll: wenn er glauben könnte, daß sein Hemde,

ja seine Haut etwas von dem wisse, was er thun wolle, so würde er sie zerreißen. Mit Recht durften ihn daher die fremden Diplomaten an seinem Hofe als unerforschlich bezeichnen. Lag in diesem undurchdringlichen Geheimnis seiner Politik ein gutes Stück ihrer Macht, so steigerte es andererseits auch das allgemeine Mißtrauen gegen ihn. An seine ehrliche Neutralität wollte niemand glauben, wie er es einmal selbst richtig empfindet und bekennt: „Man hält mich in Wien für einen unversöhnlichen Feind des Hauses Österreich, in London für unruhiger, ehrgeiziger und reicher als ich bin, Bestushew glaubt, daß ich auf Rache sinne, in Versailles meint man, daß ich über meinen Interessen einschlafe. Sie täuschen sich alle, aber was dabei Sorge macht, ist, daß diese Irrtümer üble Folgen veranlassen können. Diesen Folgen gilt es zuvorzukommen und Europa von seiner Voreingenommenheit zu heilen."

Sehr bald sollte sich Friedrich überzeugen, daß ihm dies nicht gelang. Schon gleich nach dem Aachener Frieden wurde es offenbar.

Die englische Politik, vom Herzog von Newcastle geleitet, suchte ein dauerndes Gegengewicht gegen Frankreichs Einfluß zu schaffen, indem sie die Seemächte mit den beiden Kaiserhöfen, mit Sachsen und anderen deutschen Fürsten zu einem Bunde zu vereinigen strebte. Dieser Plan kam den geheimen Absichten Bestushews in höchst willkommener Weise entgegen, da er in ihm die Handhabe zu finden hoffte, Schweden und das mit ihm verbündete Preußen in einen allgemeinen Krieg zu verwickeln. Vergebens hatte Friedrich daran gearbeitet, seiner Verbindung mit Schweden jeden bedrohlichen Charakter fernzuhalten, vergeblich hatte er seine Schwester, die schwedische Kronprinzessin, immer und immer wieder gemahnt, in ihrem Ehrgeiz Maß zu halten, Rußland nicht zu reizen. Durch eine Änderung der Thronfolge, welche Prinzessin Ulrike und ihren Gemahl beseitigen sollte, gedachte der russische Kanzler Schweden für immer unter die Botmäßigkeit Rußlands zu bringen, den alten französischen Einfluß im Lande zu brechen und Preußen zum offnen Widerstande zu zwingen. Längst glaubte er hier den richtigen Angriffspunkt gefunden zu haben, doch hatte sich Österreich bisher vorsichtig zurückgehalten. Als er nun im Frühjahr 1749 von England, Österreich und Sachsen die bestimmte Erklärung forderte, ob er auf ihre Mithilfe bei seinen schwedischen Plänen zu rechnen habe, war die Krisis da. Aber mit glänzender Geschicklichkeit wußte Friedrich den Stoß zu parieren. Es gelang ihm, Frankreich zu einer kräftigen Erklärung für Schweden in Bewegung zu setzen, eindringlich mahnte er England, mit ihm für den Frieden zu wirken, und seinen Worten gab er durch die plötzliche, offen angekündete Mobilmachung seiner Armee den erforderlichen Nachdruck. Vor diesem energischen Auftreten strichen England und Österreich ohne weiteres die Segel. Beide Mächte verschlossen sich Bestushews Bewerbungen, Rußland blieb isoliert und sah sich genötigt, seine Pläne zu vertagen. Als es Friedrich dann noch gelang, Dänemark auf seine Seite zu ziehen, hatte er die ganze feindliche diplomatische Aufstellung gesprengt. Er verglich seinen Erfolg mit einem gut geführten Schachspiel: Unsere Partie ist die stärkere geworden. Frankreich, das sich ihm wieder freundschaftlich näherte, Preußen, Schweden und Dänemark standen, ohne durch eine Allianz miteinander verbunden zu sein, nunmehr in politischer Interessengemeinschaft, zu der auch die Pforte herangezogen werden sollte. Glatt und ohne Anstand vollzog sich unter diesem Horoskop der Thronwechsel in Schweden, die gefährliche nordische Frage versumpfte allmählich.

Immerhin hatte sich Friedrich während dieses diplomatischen Feldzugs die Überzeugung aufgedrängt, daß er auf einen lang bemessenen Frieden nicht mehr zu rechnen habe, daß er seine Dauer höchstens noch auf einige Jahre schätzen dürfe. Und in der That, an Gelegenheit zu Konflikten fehlte es nicht. Abgesehen davon, daß Preußen mit Österreich und Sachsen in einen scharfen Zoll- und Handelskrieg verwickelt war, so ergaben sich von neuem Differenzen bei der Absicht Österreichs und Englands, die deutsche Königswahl des siebenjährigen Erzherzogs Joseph im Reich durchzusetzen, und bei dem namentlich von Rußland betriebenen Plan, dem Prinzen Karl von Lothringen die polnische Thronfolge zu sichern. Scheiterte dieser an dem

Widerspruche Frankreichs und Preußens, so genügte dort schon die Forderung Friedrichs, an die Wahl die Erfüllung gewisser Bedingungen und Ansprüche zu knüpfen, um sie dem österreichischen Stolze als aussichtslos und unannehmbar erscheinen zu lassen. War für den König Georg von England die Aufgabe dieser seiner Lieblingsidee und der Ton des preußischen Neffen gegen den „Jüngsten im Kurfürstenrat“ peinlich genug, so traf eine andere Maßregel Friedrichs die englische Nation an ihrer empfindlichsten Stelle. Da er für die Verluste, welche englische Kaperschiffe während des letzten Kriegs dem preußischen Handel zugefügt hatten, keine Entschädigung erlangen konnte, belegte er den Rest der Gelder schlesischer Staatsschuld, die an englische Kapitalisten zu zahlen waren, mit Beschlag. Zugleich stellte er in Staats- und Flugschriften, an deren Ausarbeitung Cocceji stark beteiligt war, gegen die brutale Theorie und Praxis der meerbeherrschenden Engländer, die auf altes Gewohnheitsrecht sich stützten, als Axiom des Naturrechts den Grundsatz vom freien, allen Völkern gemeinsamen Meere auf. Griff er auch mit seiner kühnen Formulierung: Frei Schiff, frei Gut! seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, thatsächlich gelang es seiner Festigkeit endlich doch, seinen Standpunkt siegreich durchzusetzen. Kein Wunder, daß unter all diesen Anstößen und Streitigkeiten jene Jahre schon voll von Kriegsgerüchten und Drohungen waren.

Inzwischen geriet die sichere politische Stellung Preußens langsam ins Wanken, die 1749 so gut stehende Partie hatte sich 1754 schon stark zu seinen Ungunsten verschoben. Es war wesentlich die Schlaffheit und Zerfahrenheit der französischen Politik, die dies verschuldete. Von immer unfähigeren Ministern geleitet, durch das stete Eingreifen des Königs und seiner Maitresse, der Marquise von Pompadour (Abb. 71), in Verwirrung gebracht, ließ sie trotz aller Ratschläge und Mahnungen Friedrichs sich einen Vorteil nach dem andern entgleiten, von den Gegnern sich eine Position nach der andern rauben. Weder auf das blutsverwandte Spanien, noch auf ihre traditionellen Alliierten, Schweden und die Türkei, durfte sie mehr mit Sicherheit rechnen, auch an den deutschen Fürstenhöfen verlor sie stetig an Einfluß. Und

Abb. 67. Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen. Gemälde im Schloß zu Quedlinburg.

immer näher rückte der entscheidungsvolle Augenblick, da Frankreich mit England den Kampf um die Vorherrschaft in Amerika und auf der See aufnehmen und zum endgültigen Austrag führen sollte. Die langen ergebnislosen Konferenzen über die Feststellung der Grenzen, die beginnenden Kämpfe der Kolonisten am Ohio, alle Anzeichen wiesen darauf hin, daß beide Mächte mit vollen Segeln in den Sturm getrieben wurden. Ob Frankreich stark genug und fest geleitet sei, ihn zu bestehen, durfte sich Friedrich wohl mit banger Sorge fragen. Für ihn konzentrierte sich alles Interesse auf die Frage, wo dieser Kampf ausgefochten werden würde, ob auf und jenseits vom Weltmeere oder auf dem europäischen Festlande? Im letztern Falle war die Gefahr groß, daß auch Preußen, dessen fünfzehnjährige Defensivallianz mit Frankreich zudem noch nicht abgelaufen war, mit in die Verwicklungen hineingezogen wurde, daß neben England Österreich und Rußland mit auf den Plan traten. Nur ein energischer Anlauf Frankreichs, sein Angriff auf Hannover, konnte dann vielleicht noch England zur Besinnung bringen, das europäische Kriegsfeuer ersticken, ehe es recht ins Brennen kam. Aber so wenig Friedrichs Ratschläge, durch das Aufgebot der Pforte die beiden Kaisermächte im Zaum zu halten, bei Frankreich Gehör gefunden hatten, so sehr verkannte dieses die Tragweite seines auf Hannover zielenden Winkes, wenn es ihm selbst die Besetzung dieses Landes zumutete. So leichtsinnig die Furien des Krieges gegen Preußen zu entfesseln, war der König am allerwenigsten gewillt. Im Gegenteil erschien ihm nunmehr die Sicherstellung der hannoverschen Neutralität als der einzige Weg, Deutschland wenigstens vor ihnen zu behüten.

Abb. 68. Minister Podewils.
Stich von J. C. G. Fritzsche.

Immer stärker drängte die Entscheidung, und immer größer wurde das Schwanken und die Unentschlossenheit Frankreichs, wie es ihr begegnen sollte. Schon hatte England seine Flotte nach Amerika entsandt und französische Kriegsschiffe mit Gewalt aufgebracht, schon hatte König Georg im Parlament vernehmlich genug gedroht, und noch immer wußten die französischen Minister nicht, was ihnen die Ehre und der Vorteil ihres Landes gebiete. Der König und seine Maitresse wünschten im Innersten den Frieden. Einem großen Kriege schienen die Streitkräfte Frankreichs namentlich zur See in keiner Weise gewachsen. Wollte man ihn zu Lande führen, gegen die Niederlande und Hannover vorgehen, so war es das erste Gebot der Klugheit, sich des einzigen mächtigen Freundes, den Frankreich noch besaß, dauernd zu versichern, sich mit König Friedrich völlig zu verständigen. Aber die dafür angesagte Gesandtschaft des Herzogs von Nivernais setzte sich nicht nach Berlin in Bewegung, während ein Monat nach dem anderen fruchtlos verstrich.

Um so rührіger war die englische Diplomatie. Ihrer alten Verbündeten seit den Tagen Ludwigs XIV., Österreichs und Hollands, meinte sie sicher zu sein. Seit langem war sie bemüht, auch Rußland mit englischem Gelde an sich zu ketten, seine Macht vor allem zum Schutze Hannovers bereit zu halten. Eben im Spätsommer 1755 sah sie sich am Ziele ihrer Wünsche, dem Abschluß des russischen Subsidienvertrags, dessen Spitze weniger gegen Frankreich, als dessen Alliierten, den Nachbar Hannovers, den gemeinsamen preußischen Feind, wie ihn ein Geheimartikel benannte, gerichtet war. Von allen Seiten glaubte sich Friedrich von seinen Gegnern umstellt, wenn Hannover wirklich ernsthafte Gefahr drohte. Gelang es ihm, diese abzuwenden, so durfte er Preußens und

Deutschlands Frieden für gesichert halten. Da er auf ein Entgegenkommen des noch immer unschlüssigen Frankreich in dieser Frage nicht rechnete, so schien ihm die Verständigung mit England selbst die beste Aussicht und in der Folge noch andere bedeutsame Vorteile zu bieten. Mit England legte er, wie er meinte, gleichzeitig Rußland an die Kette, zerstreute er die seit zehn Jahren im Osten stehende Wetterwolke. Vielleicht eröffnete sich sogar die Gelegenheit, wie England, so auch Rußland von der Seite Österreichs abzuziehen, dem Erbfeind die gleiche Isolierung zu bereiten, in der er sich befand. Das entscheidende Moment indes für seinen Entschluß blieb immer die Rücksichtnahme auf Rußland. Je zuversichtlicher die Meldungen vom Zustandekommen jenes Subsidienvertrages lauteten, um so mehr näherte er sich England, dessen Interesse in gleicher Weise darauf drängte, den gefährlichsten Gegner Hannovers zu gewinnen und damit die Rückendeckung für einen Seekrieg im großen Stile zu erhalten. Die Verhandlungen, durch die Vermittlung des Herzogs von Braunschweig eingeleitet, verliefen zunächst stockend, solange sie noch gegenseitiges Mißtrauen und die Unsicherheit der diplomatischen Lage beeinflußten, bis endlich der Druck der Ereignisse und das Schwergewicht der gemeinsamen Vorteile sie zum Abschluß brachten.

XVI.

Die Konvention von Westminster, die England und Preußen im Januar 1756 eingingen, führte beide Mächte, die sich Frieden und Freundschaft gelobten, doch nur in einem Punkte zur Mitwirkung zusammen, in der Verpflichtung, jeder fremden Macht den Ein- oder Durchmarsch von Truppen in Deutschland zu verwehren. Frankreich wie Rußland sollten damit vom deutschen Boden ausgeschlossen sein, ihm sollte der Friede erhalten werden. Daß dieser unscheinbare Vertrag die Einleitung zu einem großen und allgemeinen Frontwechsel der europäischen Politik bilden werde, daran dachte keiner der Beteiligten. England war ebenso gewillt, seine Verbindung mit Österreich und Rußland aufrecht zu erhalten, wie es Friedrich nicht in den Sinn kam, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich abbrechen zu wollen. Er hatte es von der Annäherung Englands in Kenntnis gesetzt, offen und rückhaltslos legte er jetzt dem endlich eingetroffenen französischen Unterhändler, dem Herzog von Nivernais, die neue Sachlage dar. Ja er schmeichelte sich mit der Hoffnung, in dem Konflikt der beiden Mächte die Rolle des Mittlers spielen zu können.

Abb. 69. Kaunitz. Stich von J. Schmuzer.

Wie grundfalsch diese politische Rechnung war, sollte sich binnen weniger Monate offenbaren. Das Ungeahnte, das Unglaubliche vollzog sich: über ihren hundertjährigen traditionellen Gegensatz hinweg reichten sich Frankreich und Österreich die Hand. Die Seele der neuen österreichischen Politik war Graf Kaunitz, auf dem Felde diplomatischer Kunst Friedrich ebenbürtig, durch seine leidenschaftslose Ruhe und die unerschütterliche Konsequenz seiner Pläne ihm vielleicht überlegen.

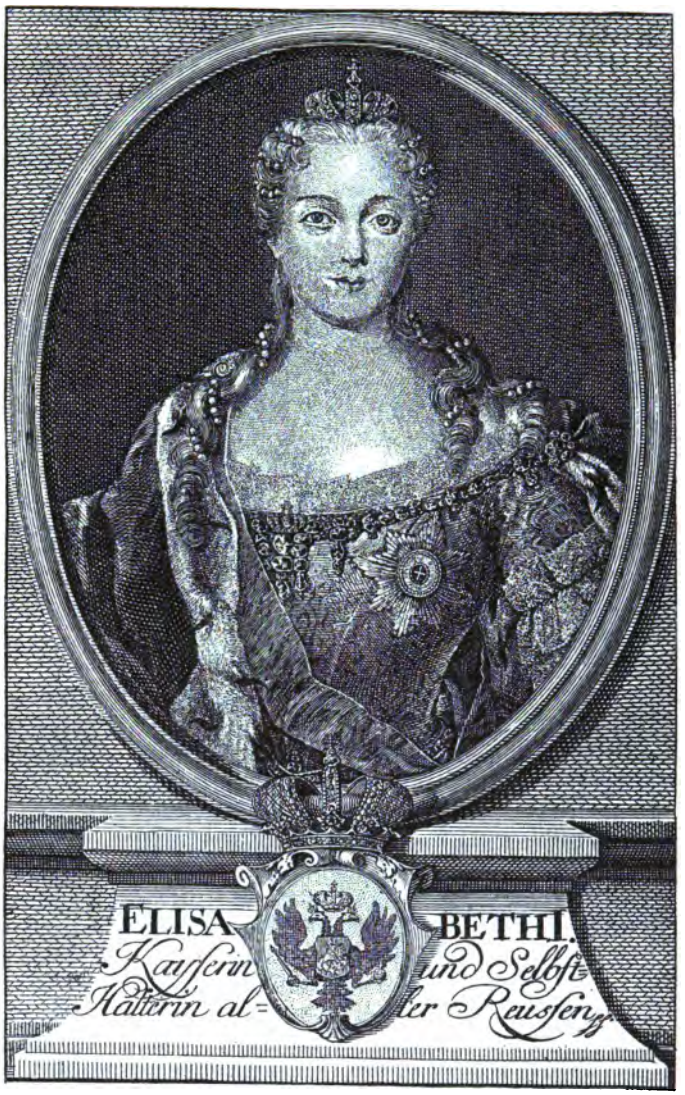


Abb. 70. Elisabeth, Kaiserin von Rußland.

Von seiner felsenfesten Überzeugung aus, „daß Preußen übern Haufen geworfen werden muß, wenn das durchlauchtigste Erzhaus aufrecht stehen soll", hatte er seit dem Aachener Frieden jenes große Ziel im Auge, Frankreich aus der preußischen Allianz zu lösen und den isolierten Feind durch eine übermächtige Koalition zu erdrücken. Eben in denselben Tagen, da England und Preußen zum erstenmale vorsichtig tastend sich näherten, ließ er durch den Gesandten Starhemberg am französischen Hofe sein neues Programm in unverhüllter Deutlichkeit entwickeln: falls Frankreich bereit ist, Preußen zu opfern und einen angemessenen Kostenbeitrag beizusteuern, soll im nächsten Frühjahr 1756 König Friedrich von Rußland und Österreich, von Schweden, Sachsen, vielleicht auch Hannover, kurz von allen Seiten angegriffen werden; nicht nur Schlesien soll er verlieren, sondern, um es für alle Zeiten unschädlich zu machen, soll Preußen auf den territorialen Umfang vor dem dreißigjährigen Kriege zurückgebracht werden. Frank-

reich wird dafür eine Ausstattung des Infanten, des Schwiegersohnes Ludwigs XV., mit österreichischem Besitz in den Niederlanden in Aussicht gestellt.

Verhielt sich nun auch Frankreich gegen diese Eröffnungen zuerst ablehnend, es ließ doch den einmal angeknüpften Faden der Verhandlungen nicht fallen. Im tiefsten Geheimnis, in das nur sehr wenige Personen eingeweiht waren, wurden sie zwischen dem Abbé Bernis, dem Vertrauten des Königs wie der Pompadour, und dem Grafen Starhemberg weiter geführt. Mit meisterhafter Geschicklichkeit spielte die österreichische Diplomatie ihre Versucherrolle, indem sie den französischen Ehrgeiz mit einem allmählich immer größer scheinenden Gewinn in den Niederlanden lockte, dabei zugleich ihre Ansprüche an Frankreichs Mithilfe immer höher schraubte und indem sie nebenbei systematisch vergiftenden Argwohn gegen Friedrichs Absichten zu wecken suchte. Bei König Ludwig, dessen bigotter Faulheit die Regentenarbeit und das Freidenkertum des preußischen Herrschers längst widerwärtig waren, der von der stolzen Höhe seiner uralten Würde mit Verachtung auf den vom Glück begünstigten Emporkömmling herabsah, fand sie den Boden schon trefflich vorbereitet, als die Kunde von der Westminster-Konvention ihr in wirksamster Weise zu Hilfe kam. Zwar verschlossen sich die französischen Minister zunächst der anerkennenden Einsicht nicht, daß wesentlich die Befürchtungen vor Rußland Friedrich zu jenem Schritt geführt hatten; aber die äußere Form desselben, die Geheimhaltung der Verhandlungen mit England, ihr rascher Abschluß, der die Mission des Herzogs von Nivernais fruchtlos und lächerlich zugleich zu machen schien, und schließlich ihre Tendenz, Hannover vor jedem feindlichen Angriffsgelüst zu sichern, verletzten den französischen Stolz aufs empfindlichste. Die Verständigung mit Österreich machte von nun ab überraschende Fortschritte. Zu einer ausgiebigen Subsidienzahlung zeigte man sich bereit, auch an die neuen Forderungen Österreichs bequemte man sich allmählich. Den Unterhalt einer aus deutschen Hilfstruppen gebildeten Armee wollte man übernehmen, ja selbst die Aufstellung eines starken französischen Observationskorps am Niederrhein wies man nicht unbedingt zurück. Nur gegen die werkthätige Teilnahme am Kampfe gegen Preußen und gegen den Vorschlag seiner Zerstückelung sträubte sich Frankreich noch unbedingt, während es mit dem Verluste Schlesiens bereits einverstanden war. Noch hielt Kaunitz an seinem Plane fest, Friedrich unverzüglich zu überfallen. Jeder Zeitverlust sei schädlich, jeder Tag sei kostbar, mahnte er immer wieder in Versailles, um so dringlicher, als Rußland schon aus eigenem Antrieb mit den Rüstungen begonnen, sich jeden Augenblick zum Losschlagen bereit erklärt hatte.

Dort operierte der österreichische Gesandte Esterhasy in gleich ausgezeichneter, umsichtiger und verständnisvoller Weise wie Starhemberg in Versailles. Binnen kurzem war er der einflußreichste Mann am russischen Hofe geworden, der Vertraute der Kaiserin wie ihrer sonst durch bittere Feindschaft getrennten höchsten Beamten. Auch ihm hatte die Westminster-Konvention den Boden vortrefflich geebnet. Daß gerade der Gegner, den Rußland beim Abschluß des Traktats mit England allein im Auge gehabt hatte, nun gesichert ausscheiden sollte, empfand Elisabeth als härteste persönliche Kränkung; sie machte kein Hehl daraus, daß der Vertrag zum Schutze Hannovers für sie nur bindend sei, wenn es sich dabei um und gegen Preußen handle. Vergebens waren alle Bemühungen des englischen Gesandten, sie umzustimmen, umsonst verschwendete er seine Gelder zur Bestechung Bestuhews und dessen Gegner. Rußland wandte sich von England ab, es begann die lange unterbrochenen diplomatischen Beziehungen mit Frankreich wieder aufzunehmen, es trug Österreich eine Offensivallianz gegen Preußen an und wartete nur auf das Angriffssignal von Wien.

Den russischen Uebereifer zu mäßigen, sah sich Kaunitz doch genötigt, da die Verhandlungen in Versailles langsamer vorrückten, als er anfänglich gehofft hatte. Zwar bedeutete der Neutralitäts- und Defensivvertrag vom 1. Mai 1756, den Starhembergs Geschicklichkeit zunächst zu stande brachte, schon einen sehr erheblichen Erfolg. Gewissermaßen das Echo der Westminster-Konvention, war er, wie man ihn richtig genannt hat, eine Blankokriegserklärung, die Frankreich dem österreichischen Staatskanzler vertrauensselig in die Hand gab.

Abb. 71. Die Marquise von Pompadour. Gemälde von La-Tour im Louvre. (Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Indes für den geplanten erdrückenden Angriff Preußens, für das sichere Gelingen des großen Unternehmens verlangte dieser stärkere Garantien, wünschte er vor allem Frankreichs Interessen untrennbar damit zu verflechten. Dessen steigende Begehrlichkeit nach Landerwerb in den Niederlanden bot hierzu die bequemste Handhabe. Schritt um Schritt wußten Kaunitz und Starhemberg mit feinster Berechnung es immer tiefer ins Netz zu locken. Mitte August durften sie sich am Ziel glauben. Frankreich hatte zwar zur Zerstückelung Preußens seine formelle Zustimmung noch nicht gegeben, aber sie stillschweigend zugestanden. Es wollte Soldtruppen in der Stärke von 30000 Mann stellen und erklärte sich ferner bereit, jede Macht an einer Unterstützung Preußens mit Gewalt zu verhindern. Subsidien bewilligte es in reichlicher, kaum gehoffter Fülle. War auch über den Umfang, die Grenze und die Art der Abtretungen in den Niederlanden eine völlige Einigung noch nicht erzielt, in Kraft sollten sie erst treten, wenn Schlesien erobert und wieder in den dauernden Besitz Österreichs gelangt wäre.

Um diesen Preis hatte es sich allerdings verlohnt, den für das Jahr 1756 geplanten Angriff bis zum nächsten Frühjahr zu vertagen, um so mehr, als Österreich erst langsam mit seinen Rüstungen begonnen hatte. Rußland war von Wien aus bedeutet worden, seine allzu auffälligen Kriegsvorbereitungen vorläufig einzustellen. Auf sein Anerbieten einer Offensivallianz hatte man es weder einer bestimmten Antwort gewürdigt, ehe die Verhandlungen mit Frankreich zum Schluß gekommen, noch war es in ihren Gang überhaupt eingeweiht worden. So unbedingt sicher fühlte sich Österreich dieses Bundesgenossen. In leitender, ausschlaggebender Stellung, zu der von ihm gewählten Stunde gedachte es die Kräfte seiner Verbündeten für den großen Entscheidungskampf einzusetzen. Noch immer waren alle diese Verhandlungen in das tiefste Geheimnis gehüllt. Der österreichische Staatskanzler war sich dessen wohl bewußt und sprach es offen aus, daß sonst „der desperate König von Preußen seine Gegner jählings überfallen möchte“.

XVII.

Von dem verheerenden Unwetter, das sich über seinem Haupte zusammenzog, hatte Friedrich lange keine Ahnung, bis einzelne merkwürdige Meldungen und auffallende Beobachtungen ihm blitzartig seine gefahrvolle Lage erhellten. Monate hindurch verharrte er in der zuversichtlichen Stimmung auf Erhaltung des Friedens, in die ihn der Abschluß der Westminster-Konvention versetzt hatte. Über die feindseligen Absichten Rußlands und Österreichs war er freilich nie im Zweifel, aber ihre Verwirklichung schien ihm ausgeschlossen, solange den beiden Mächten das Geld fehlte. Die Finanzkraft Europas aber, England, hatte er auf seiner Seite. Nichts vermochte ihn zu beirren, weder vereinzelte Nachrichten von österreichischen Rüstungen, noch die Abberufung des Herzogs von Nivernais, noch die Kunde vom Versailler Vertrag. Der Exerzier- und Manöverkalender seines Heeres für das Jahr 1756 war durchaus im Friedensrahmen ohne Änderungen nach den Terminen der Vorjahre geregelt und wurde programmgemäß innegehalten.

Erst aus dem Haag einlaufende Andeutungen über die diplomatische Annäherung Frankreichs und Rußlands machten ihn stutzig. Von verschiedenen Seiten drängten sich ihm noch unklare Anzeichen der Koalition der drei Mächte auf. Aber wenn er auch dagegen eine engere Verbindung mit England und die Verstärkung ihrer Stellung durch die Heranziehung der Pforte und einiger deutschen Reichsfürsten ins Auge faßte, an eine unmittelbar drohende Gefahr glaubte er nicht. War er freilich gegen die Aufrichtigkeit der Russen England gegenüber argwöhnisch geworden, noch immer traute er diesem die Kraft zu, jene durch die Macht der Interessen festzuhalten, und England ließ ihn in diesem Glauben, verschwieg ihm die mißgünstigen Nachrichten aus Petersburg. Seid ihr auch der Russen sicher? war Friedrichs wiederholte Frage an den englischen Gesandten Mitchell, der eben in jenen Tagen an seinen Hof gekommen war, ein kluger Schotte voll ehrlichen Willens, zu seinem Teile das gemeinsame Band der beiden Staaten immer enger zu knüpfen, der von steigender Bewunderung für des Königs Größe erfüllt, bald ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihm gewann.

Abb. 72. Hans Karl von Winterfeld. Stich von J. G. Schmidt.

Erst nach der Mitte des Juni vollzog sich plötzlich eine scharfe, gründliche Wendung in Friedrichs Ansicht der politischen Sachlage. Von seinem Gesandten in Wien war ein Bericht eingelaufen, der Näheres über die französisch-österreichischen Ver-

handlungen meldete, Abtretung der Niederlande für die Hilfe bei der Wiedereroberung Schlesiens und Fortsetzung der militärischen Vorbereitungen in Böhmen und Sachsen. Eingegangen waren ferner wichtige Nachrichten aus Dresden über die hinterlistigen Schleichwege der russischen Politik und über die wachsende Entfremdung des Petersburger Hofes gegen England. Am bedeutsamsten aber war die Mitteilung Mitchells, er habe einen Kurier aus Rußland empfangen, der auf seiner Reise bis zur livländischen Grenze alle Wege voll marschierender russischer Truppen gefunden; aus einem Briefe seines Kollegen in Petersburg ersehe er, daß die Dinge dort für England nicht gut ständen, er halte es für seine Pflicht, dies dem Könige nicht zu verheimlichen.

Unter dem Eindruck dieser überraschenden Meldungen trifft Friedrich, soeben von einer militärischen Inspektionsreise aus Magdeburg heimgekehrt, mit souveräner Sicherheit unverzüglich seine ersten Vorsichtsmaßregeln, vor allem für seine bedrohten Grenzprovinzen. Feldmarschall Lehwaldt in Ostpreußen erhält seine besondere Instruktion für die Sicherung dieses Landes mit weit ausgedehnten Vollmachten für den Kriegsfall. Die dort stehenden Truppen werden konzentriert und rufen ihre Urlauber zurück. Das Land wird in Alarmzustand versetzt, ebenso wie Schlesien, wo die Festungen armiert werden und die Regimenter vor dem Termin zu den jährlichen Übungen ihre Mannschaften einziehen. Völlig mobil gemacht wird vorläufig nur eine kleine Heeresabteilung mit der Bestimmung, in Hinterpommern sich als Reserve für Ostpreußen bereit zu halten. Das alles geschieht nach einem umfassenden Operationsplan des Königs, der längst reiflich überdacht fertig liegt, nur nach den gegebenen Verhältnissen in Kleinigkeiten geändert zu werden braucht. Mit General von Winterfeld, der wie ein moderner Generalstabschef neben dem König arbeitet, die Marschdispositionen und Tabellen entwirft, daneben aber auch den Pferdeankauf für die Armee übernimmt, und mit General von Retzow, der die Geschäfte eines Feldintendanten führt, wird schon jetzt die Gliederung und der Aufmarsch des Heeres in drei großen Abteilungen festgelegt. Aber vorerst setzen sich von der mit untadeliger Genauigkeit und wunderbarer Schnelligkeit arbeitenden Maschine nur einige wenige, genau bestimmte Räder in Bewegung, noch ist Friedrich keineswegs gewillt, ihrem Getriebe den vollen Schwung zu geben. Zunächst soll die politische Lage deutlicher geklärt, soll vor allem aufgehellt werden, wie weit Österreich seine Hände ernstlich im Spiel hat. Die militärischen Maßnahmen werden daher mit einer gewissen Auffälligkeit getroffen. Für die nach Hinterpommern rückenden Regimenter werden andere in Marsch gesetzt, um ihre Quartiere einzunehmen, auch sie ziehen ihre Urlauber und Knechte ein. Die Luft erfüllt sich allmählich mit Rüstungsmeldungen und Kriegsgerüchten. Werden die Österreicher darauf wirklich Farbe bekennen?

Noch einmal, Ende Juni, gerät der König in die peinlichste Ungewißheit. Aus den in Berlin aufgefangenen Depeschen des holländischen Gesandten in Petersburg geht hervor, daß die Russen ihre Kriegsvorbereitungen einstellen, ihre Truppen von der Grenze wieder zurückrufen. Es ist die Wendung, die durch Österreichs Mahnung zur Vorsicht und den Aufschub des allgemeinen Angriffs aufs nächste Frühjahr veranlaßt wird, aber für Friedrich bleibt sie zunächst völlig unerklärlich. Denn noch ist ihm der eigentliche Beweggrund verborgen; er glaubt wieder einmal an Englands übermächtigen Einfluß am Petersburger Hofe und meint, daß der Friede wenigstens dies Jahr noch erhalten werden könne. Nur wenn die Österreicher ihre Truppen aus Italien heranziehen, ihre Kavallerie aus Ungarn nach Böhmen und Mähren marschieren lassen, dann erscheint ihm Gefahr im Verzuge; aber es dünkt ihm unglaublich, daß sie alles „allein auf die Hörner nehmen" wollen, wenn Rußland sich zurückzieht. „Gehen sie indes wirklich mit dem Kriege schwanger, so wird er ihnen als Geburtshelfer beistehen."

Vierzehn Tage verstreichen so in unsicherem Harren. Inzwischen haben die Österreicher auf die Kunde von den preußischen, im Juni getroffenen Kriegsvorbereitungen mit offenen Rüstungen im großen Stile begonnen. Hatte man schon von langer Hand her die Ergänzung der Regimenter und den Ausbau der Festungen betrieben, auch die Kavallerie unauffällig zu

konzentrieren und an die nördliche Grenze vorzuschieben gesucht, so wurden jetzt, nach den Beschlüssen einer außerordentlichen Rüstungskommission, die Truppen auf Kriegsfuß gesetzt und in zwei großen Lagern in Böhmen und Mähren gesammelt. Man bedauerte zwar in Wien, daß man nicht eher habe die Armee zusammenziehen können, verhehlte sich aber nicht, daß man dadurch alles hätte verderben können. Jetzt mache der König von Preußen, nachdem er durch seinen Traktat mit England den ersten größten Staatsfehler begangen, den zweiten, da er Österreich und Rußland durch seine Kriegsveranstaltungen den besten Vorwand gebe, ihre Armeen an den Grenzen zu versammeln.

Abb. 73. E. Christoph, Baron von Plotho. Stich von J. E. Nilsen nach Bild.

Rasch aufeinander trifft nun, Mitte Juli, eine Alarmnachricht nach der anderen in Potsdam ein. Briefe aus Wien und Dresden, die Beobachtungen der aus Böhmen heimkehrenden Offiziere, sie alle melden das Gleiche: Österreich rüstet auf der ganzen Linie. Aus dem Haag kommt, durch den Herzog von Braunschweig vermittelt, die denkwürdige Mahnung seines wohlunterrichteten Bruders, des alten österreichischen Feldmarschalls: Seine Majestät der König von Preußen wird wissen, ob die Lage der Dinge am Petersburger Hofe es gestattet, dem Wiener Hofe zuvorzukommen, der die feste Absicht hegt, sobald wie möglich zum Angriff zu schreiten. Wenige Tage darauf folgen von ebendaher die entscheidenden Berichte des preußischen Gesandten, die Friedrich das Komplott seiner Gegner enthüllen. Schon hat er kurz vorher befohlen, alle Nachrichten und Einläufe Mitchell vorzulegen, „daß klar in meiner Conduite sehe". An seinen Gesandten in Wien hat er die Weisung ergehen lassen, bei der Kaiserin anzufragen, ob die österreichischen Rüstungen auf ihn zielten? Der Schlagfertigkeit seiner Armee völlig sicher, macht er auch jetzt sie noch nicht mobil, nur ihre Komplettierung und Konzentration wird fortan emsiger betrieben. Den Ausbruch der Feindseligkeiten nimmt er für die letzte Woche des August in Aussicht, obschon er noch immer, wie jeder große Staatsmann, bereit ist, sich von den Konjunkturen leiten zu lassen.

Aber immerhin sieht er nun doch den Krieg nach aller menschlichen Berechnung als unvermeidlich an. Er kennt die Gesinnung seiner Gegner und weiß, daß ihr Stolz ihnen nicht gestatten wird, auf seine Anfrage eine klare, befriedigende Antwort zu geben. Er hofft zugleich, daß er vorerst die Klinge mit Österreich allein zu kreuzen haben wird. Rußland wird in diesem Jahre nicht mehr im Felde erscheinen können, vielleicht doch noch durch das englische Geld oder einen Thronwechsel ganz zurückgehalten werden. Frankreich traut Friedrich, trotz der formellen Erklärung, daß es bei einem Angriff auf Österreich seine Bundespflicht erfüllen werde, nicht den selbstmörderischen Willen zu, diese Drohung wahr zu machen. Meint er auch nicht wie sein Bruder, daß er den Krieg mit dem Kaiserstaate werde in Pantoffeln führen können, ihm zum mindesten völlig gewachsen, wenn nicht überlegen fühlt er sich allemal. Jetzt hält er die Stunde für gekommen, den Erbfeind, dessen Haß ihn seit einem Jahrzehnt überall verfolgt und umstellt hat, an die Wand zu drücken. Die Vorstellungen seines alten getreuen Podewils, wie die Bedenken des englischen Kabinetts gegen die furchtbare Gefahr, die

er heraufbeschwört, gleiten wirkungslos an ihm ab. Dem Appell an die Furcht ist er völlig unzugänglich. Der Scharfblick seines politischen Genius, die Empfindlichkeit seines Stolzes und das Ungestüm seines Temperaments wirken unlöslich zu seinem großartigen Entschlusse zusammen oder, wie es Ranke einfach und treffend bezeichnet hat: „Keine Erwägung der Welt wäre fähig gewesen, ihn zurückzuhalten. Die Sinnesweise, die ihn belebte, mit der er geboren war, trieb ihn unwiderstehlich vorwärts."

Abb. 74. Graf von Brühl. Stich von L. Zucchi nach S. Torelli.

Anfangs August trifft die Antwort seines Wiener Gesandten mit der ausweichenden Erklärung Maria Theresias ein, die Friedrich vorausgesehen: bei der allgemeinen Krisis habe sie zu ihrer und ihrer Verbündeten Sicherung Maßregeln getroffen, die niemandem zum Schaden gereichen sollten. Aber der König will der Welt unzweideutige Klarheit verschaffen, wem der Ausbruch des Krieges zur Last fällt und wer als der wirkliche Angreifer zu gelten hat. Für die richtige Beurteilung seines Entschlusses in England, Holland, bei den deutschen Reichsständen und den nordischen Regierungen, nicht zuletzt beim französischen Kabinett, erscheint ihm die Klarstellung dieser Frage von höchster Wichtigkeit. Noch einmal ergeht seine Weisung nach Wien, nunmehr angesichts der enthüllten Vereinbarungen mit Rußland die formelle Zusicherung zu verlangen, daß Österreich weder in diesem, noch im nächsten Jahre ihn anzugreifen die Absicht habe.

Gleichzeitig werden jetzt alle Regimenter der preußischen Armee in kurzen Terminen nacheinander mobil gemacht, erst die Pommern, dann die Westfalen, Schlesier, Brandenburger, zuletzt die Berliner Garnison. Nur sechs Tage brauchen sie, um kriegsbereit zu sein, doch ehe sie die ihnen bezeichneten Sammelplätze erreichen, bedarf es ebenfalls noch einiger Tage. Gegen die sächsische Grenze schieben sich die drei Kolonnen der Armee, welche der König befehligen will; in Schlesien vereinigt Feldmarschall Schwerin ein Korps von 30 000 Mann. Winterfeld und Eichel sind in fieberhafter Geschäftigkeit, diese Bewegungen zu leiten. Alles vollzieht sich im strengsten Geheimnis, selbst die einzelnen Ko-

lonnenführer sind nicht eingeweiht. Da gerät noch einmal alles ins Stocken, die Regimenter machen auf ihrem Marsche Halt. Die Antwort des Wiener Hofes verzögert sich, weil der preußische Gesandte es zunächst nicht gewagt hat, auf eigene Verantwortung die schicksalsschwere Anfrage schriftlich zu stellen, wie es Kaunitz verlangt. Endlich von Friedrich mit verzehrender Ungeduld erwartet, trifft nach drei Wochen die Botschaft ein. „Die Antwort ist gekommen und ist nichts wert." Die Kaiserin gibt auf die bestimmte Frage gar keinen Bescheid, sie bestreitet einfach, daß Preußen über ihre Vereinbarung mit Rußland zutreffend unterrichtet sei. Während Kaunitz sich seiner diplomatischen Geschicklichkeit freut, die sich das Geheimnis nicht habe abdrücken lassen, und hofft, daß der Gegner langsam am eigenen Feuer sich verzehren werde, sind für Friedrich die Würfel der Entscheidung gefallen. An die Kolonnen fliegt sein Befehl, die sächsische Grenze zu überschreiten. Im Morgengrauen des 28. August rückt er selbst an der Spitze seiner Garde aus Potsdam. Zieht er auch nicht, wie vor sechzehn Jahren, im überschäumenden Kraftgefühl der Jugend, die Brust von Ruhmessehnsucht geschwellt, ins Feld, so begleiten ihn doch die feste Zuversicht des Erfolges, das sichere Bewußtsein seiner Stärke und das untrügliche Gefühl, daß er in der Notwehr zu den Waffen gegriffen. Keine Ahnung des ungeheueren Leides, der unerhörten Spannung, die ihm die nächsten sieben Jahre bringen sollen, überschattet seine Seele.

XVIII.

Sachsen sollte es in erster Reihe büßen, daß hier seine heimlichsten und verbissensten Gegner, voran der Kabinettsminister Graf Brühl, unablässig gegen Preußen geschürt hatten. Zwar war es in die Pläne der drei feindlichen Großmächte in Wirklichkeit nur oberflächlich eingeweiht und zu ihren Vereinbarungen nicht hinzugezogen worden. Sein Eintreten für die gemeinsame Sache erwartete man in Wien und Petersburg erst, „wenn der Ritter im Sattel wankte". Aber eben aus den Geheimnissen des sächsischen Kabinetts hatte Friedrich durch bestochene Kanzleibeamte die bedrohlichsten Anschläge erfahren, in Dresden hoffte er mitten in das Nest der Verschwörung zu greifen. Er wollte die Erfahrungen des Jahres 1744 nicht noch einmal von neuem erleben, „den gefährlichen Nachbarn unschädlich machen, der nur auf den günstigen Moment laure, um ihm hinterrücks den Dolch ins Herz zu stoßen, sobald er durch den Kampf in Böhmen gebunden den tödlichen Stoß nicht parieren könne". Diesmal war er entschlossen, nicht nur das Land zu besetzen und das Heer zu entwaffnen, sondern das Schicksal Sachsens überhaupt an das seine zu ketten. Die sächsischen Truppen sollten in die preußische Armee eingegliedert, das Land in preußische Verwaltung übernommen werden. Wenn dies Verfahren die Formen einer Annexion trug, so erklärte doch Friedrich wiederholt in feierlichster Form, daß er Sachsen nur als ein ihm überlassenes geheiligtes Pfand betrachte, das er bei einem Ausgleich mit Österreich zurückzuerstatten jeden Augenblick bereit sei.

Man hat wohl früher und in neuester Zeit wiederum annehmen wollen, daß der König von vornherein die völlige Einverleibung Sachsens ins Auge gefaßt, daß er sich mit dem Gedanken getragen, dem Kurfürsten zum Tausche dafür Böhmen zu überlassen, ja, daß er überhaupt mit der Absicht, Sachsen und Westpreußen zu erobern, seine Kriegsvorbereitungen getroffen habe, daß seine offensiven Pläne auf die gleichartigen Tendenzen Österreichs und Rußlands gestoßen seien. Irgendwie überzeugende Beweise hat man weder damals noch jetzt für diese Vermutungen beibringen können. Gegen die Annahme eines von langer Hand her vorbereiteten Eroberungskrieges spricht geradezu alles: die öffentlichen Erklärungen wie die intimen Äußerungen Friedrichs, am allerlautesten sein Verhalten in jenen drei Sommermonaten, das sonst von einer unbegreiflichen Kopflosigkeit zeugen würde. Daß Friedrich nahezu zeitlebens den sehnlichen Wunsch gehegt hat, das preußische Staatsgebiet durch Sachsen abzurunden, dessen Grenze auf die bedrohliche Nähe von nur sieben

Abb. 75. Die Schlacht bei Lobositz am 1. Oktober 1756. Stich von P. Benazech.

Meilen an Berlin herangerückt war, ist zweifellos und bei dem großen Realpolitiker, der er war, selbstverständlich; aber schlechterdings nichts deutet darauf hin, daß er in dieser Krisis daran gedacht hat, jenen Wunsch zu verwirklichen.

Mit der Besetzung Sachsens wollte er eine gesicherte Operationsbasis, eine centrale Stellung gewinnen, die ihm freie Bewegung nach allen Seiten gestattete. In Böhmen selbst beabsichtigte er nur soweit vorzurücken, daß seine Truppen dort ruhige Winterquartiere beziehen konnten. Es war keineswegs ein vom Schwunge rücksichtsloser Offensive getragener Feldzugsplan, den Friedrich für diese Herbstmonate entworfen hatte, nur zu deutlich trug er das Zeichen an der Stirn, daß er aus der politischen Defensive geboren. Die entscheidenden Schläge gegen Österreich sollten erst im nächsten Jahre fallen, falls nicht Preußens entschlossenes Auftreten schon vorher die feindliche Koalition zersprengt hätte. Sehr bald jedoch erwies es sich, daß wie politisch so auch militärisch Friedrich sich schwer verrechnet hatte.

Die Rücksichtnahme auf England und Frankreich vor allem hatten den Einmarsch in Sachsen in verhängnisvoller Weise verzögert, so daß Österreich genügend Zeit zu starker Rüstung fand und die sächsischen Truppen sich ihrer Überwältigung vorerst im festen Lager bei Pirna erwehren konnten. Woche auf Woche verrann, ohne daß Friedrich, der in wenig Tagen gehofft hatte mit ihnen fertig zu sein, ihrer Herr wurde. Den Entschluß zum Sturm, der schwer ausführbar jedenfalls große Opfer erfordert haben würde, lähmte der Gedanke, daß ohne die Verbitterung des Blutvergießens die Eingliederung der Sachsen sich viel leichter vollziehen werde. Ohne besonderen Widerhall zu finden, verkündeten inzwischen aller Welt die preußischen Manifeste und Staatsschriften, die der König selbst zum Teil entworfen und gefeilt hatte, die mit urkundlichen Belegen aus dem erbrochenen Dresdener Archiv ausgestattet worden waren, wie er notgedrungen zu den Waffen gegriffen und Sachsen besetzt habe, wie der eigentliche Friedensstörer und Angreifer der Wiener Hof sei. Wenn auch nicht die öffentliche Meinung überall, die Kabinette wenigstens waren einig darin, ihn für den Friedensbruch, der in ganz Europa ungeheueres Aufsehen erregte, zur Verantwortung zu ziehen.

Vergebens hatte er, um die Formen bis zum letzten Augenblick zu wahren, an den Wiener Hof noch eine dritte Anfrage gerichtet. Sie erhielt diesmal eine direkte schroffe Abfertigung. Schon setzte sich eine starke österreichische Heeresabteilung unter Feldmarschall Browne in Bewegung, um der eingeschlossenen sächsischen Armee Entsatz und Rettung zu bringen. Der König sah sich selber genötigt, ihr in Böhmen den Weg zu verlegen. Bei Lobositz an der Elbe kam es an einem nebeligen Oktobermorgen zum ersten großen Waffengange dieses Krieges, der Friedrich sogleich die empfindliche Lehre brachte, wie auch der Gegner in den Friedensjahren sich militärisch geschult und gehoben hatte. Bei ungefähr gleicher Stärke gelang es den Preußen nur das Schlachtfeld zu behaupten. In wildem Ungestüm hatte die Reiterei erfolglos ihre Kräfte ausgegeben und nur die Entschlossenheit des Fußvolkes, das ohne Befehl zum Angriff schritt und Lobositz nahm, führte die günstige Entscheidung herbei. Feldmarschall Browne trat unbehelligt in voller Ordnung den Rückzug an, um wenige Tage darauf auf dem anderen Ufer der Elbe geheimer Verabredung gemäß den Sachsen die nahe rettende Hand zu bieten. Aber die durch lange Entbehrungen erschöpften sächsischen Truppen hatten nicht mehr die Kraft, die preußischen Linien zu durchbrechen, nach fünfwöchentlicher Einschließung kapitulierten sie am Fuße des Lilienstein. Es war ein mit wenig Menschenleben, aber schweren Nachteilen erkaufter Erfolg. Die vorgerückte Jahreszeit und die starke Aufstellung der Österreicher gestatteten es nun nicht mehr, den Krieg weiter nach Böhmen zu tragen, sie zwangen sogar zur völligen Räumung dieses Landes. Die gefangenen, zum preußischen Fahneneid gepreßten Sachsen, die teils unter die preußischen Regimenter gesteckt, teils in selbständigen Truppenteilen belassen wurden, erwiesen sich bald als ein höchst unzuverlässiges Heeresmaterial, sie desertierten haufenweise.

Böse Sorgen zogen für Friedrich herauf, der sein Winterquartier zu Dresden genommen hatte. Immer klarer trat es zu Tage, daß Preußen in dem schweren Sturm

allein auf seine Kraft und seinen König angewiesen bleiben würde. Die Hoffnung, Holland und Dänemark durch einen kräftigen Appell an ihr protestantisches Gewissen zu gewinnen, schwand zusehends, auch das Gewicht, das der Beistand Englands gewähren sollte, verringerte sich in bedenklichster Weise. Mit Niederlagen zunächst im Mittelländischen Meere wie jenseits des Oceans hatte es jenen Krieg mit Frankreich begonnen, der sein mächtiges Kolonialreich und seine Handelsherrschaft der Welt begründen sollte. Das Ministerium war uneins und gespalten. William Pitt, gleich groß in der Rede wie in der That, später der treue Bundesgenosse Preußens, tauchte nur auf kurze Zeit am Ruder des englischen Staatsschiffes auf, um vor der Ungunst der königlichen Familie alsbald wieder zu verschwinden. Während England, gegen alle Mahnungen und Ratschläge Friedrichs taub, für den Schutz Hannovers keinen englischen Soldaten stellen wollte, war man an der Leine selbst schon dazu bereit, sich durch Österreichs Vermittelung Neutralität und Schutz vor jedem französischen Angriff auszubedingen.

Abb. 76. William Pitt. Stich von Aug. Bind.

Auch die noch immer gehegte Hoffnung, daß Frankreich oder Rußland vor dem Eintritt in den Kampf zurückscheuen würden, mußte Friedrich schließlich aufgeben. Lange glaubte er, daß Englands Geld am Petersburger Hofe doch am Ende siegreich bleiben werde. Auch der stark schwankende Gesundheitszustand der Kaiserin Elisabeth eröffnete für den Fall ihres Todes die Aussicht auf eine bessere Wendung der Dinge, da der Großfürst-Thronfolger Peter für Preußen und seine Gemahlin, die deutsche Prinzessin Katharina, für England günstig gestimmt war. Indes Rußland trat dem Versailler Vertrag bei und verpflichtete sich in besonderer Vereinbarung mit Österreich, mit 80000 Mann in den Krieg einzugreifen sowie durch seine Flotte die preußische Küste zu belästigen. Zwischen dem französischen und österreichischen Kabinett schwankten die Verhandlungen, die Ende August dicht vorm Abschluß gestanden, lange hin und her. Nach dem Angriff Friedrichs schienen die Rollen vertauscht. Frankreich, das seinen niederländischen Beuteanteil in Sicherheit bringen wollte, wurde der drängende Teil, während Österreich zurückhielt und zunächst die Stellung der bundesmäßigen Hilfe von 24000 Mann gegen Preußen verlangte. Ob diese in Böhmen, in Thüringen oder am Rhein verwandt werden sollten, darum wurde monatelang mit großer Heftigkeit gestritten, bis Kaunitz auch hier den Siegespreis davontrug. Gegen einen verhältnismäßig geringen territorialen Gewinn verpflichtete sich Frankreich im zweiten Versailler Vertrage, neben einigen deutschen Soldtruppen ein Heer von über 100000 Mann am Niederrhein aufzustellen und 12 Millionen Gulden jährlicher Hilfsgelder so lange an Österreich zu zahlen, bis es wieder in den sicheren Besitz von Schlesien gelangt und Preußen auf den Umfang vor dem dreißigjährigen Kriege reduciert sei. Aber noch erschien diese Übermacht nicht ausreichend, den Gegner zu erdrücken. Am Regensburger Reichstage wußte trotz der rührigen, schlagfertigen Opposition des preußischen Vertreters, des Freiherrn von Plotho (Abb. 73), der Kaiser die allzeit Österreich ergebene und gefügige Mehrheit der deutschen Reichsstände zum Beschluß der Reichsexekution gegen Preußen zu stimmen, während in Schweden der allmächtige Senat unter dem

Einfluß Frankreichs über die Köpfe des schwedischen Königspaares hinweg sich anschickte, das im nordischen Krieg verlorene pommersche Land wieder zu erobern.

Seit dem Beginn des neuen Jahres 1757 wußte Friedrich sehr wohl, was ihm bevorstand, daß es „auf Kopf und Kragen gehe", wie er einmal an Winterfeld schreibt. Mit dem Hirsch, der von einer Meute von Königen und Fürsten gehetzt wird, durfte er sich wohl vergleichen und ein anderes Mal mit Orpheus, dessen Schicksal ihm von vier Furien bereitet werden solle. Aber nicht der leiseste Ton kleinmütiger Verzagtheit klingt aus den Äußerungen jener Tage. Entschlossene Zuversicht spricht aus allen, auch aus dem Briefwechsel mit seiner Lieblingsschwester Wilhelmine, der allzeit rege unterhalten, seit dem Eintritt der Katastrophe immer lebhafter geworden ist, immer innigere und zärtlichere Herzensergießungen bringt. Ihren erhabensten Ausdruck findet die heroische Gesinnung des Königs in der Geheiminstruktion an den Kabinettsminister Grafen Finckenstein, die für die Bergung der königlichen Familie, des Staatsschatzes und der obersten Regierungsbehörden im schlimmsten Notfalle die erforderlichen Weisungen gibt: „Geschähe es, daß ich getötet würde, so müssen die Dinge ihren Gang gehen ohne die mindeste Veränderung und ohne daß man bemerkt, daß sie in anderen Händen sind. Wenn ich das Mißgeschick hätte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, daß man die mindeste Rücksicht auf meine Person nimmt, noch daß man irgendwie in Betracht zieht, was ich etwa aus meiner Haft schreiben würde. Wenn ein solches Unglück mir zustieße, so will ich mich für den Staat opfern und muß man meinem Bruder gehorchen, der wie alle meine Minister und Generale mir mit ihrem Kopfe dafür einstehen werden, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg fortsetzt und seine Vorteile verfolgt, ganz, als wäre ich nie auf der Welt gewesen."

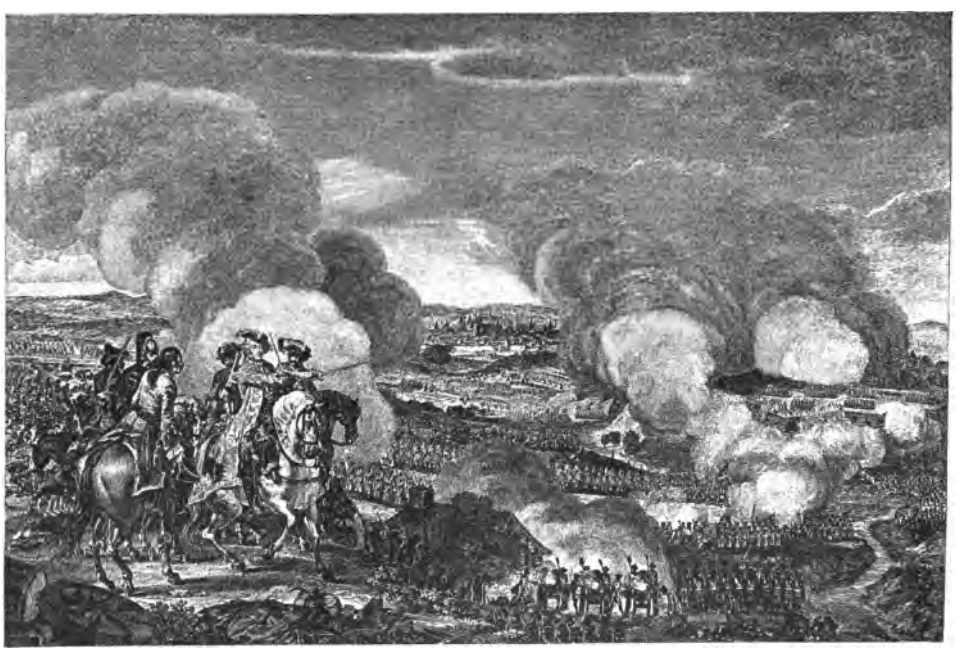


Abb. 77. Die Schlacht zu Prag am 6. Mai 1757. Stich von P. Benazech.

XIX.

Der Entscheidung, welche die nächsten Monate bringen mußten, gedachte Friedrich so stark gewappnet als möglich entgegenzutreten. Dem Staatsschatz von 13 Millionen, den der erste Feldzug schon auf die Hälfte ausgeschöpft hatte, führte er aus einer bei den Provinzialständen aufgenommenen Anleihe vier neue Millionen zu; die bald sinkenden Einnahmen der Staatskassen ergänzte er durch die in Sachsen erhobenen Kontributionen, die im verflossenen Jahre beinahe die Höhe von 2 Millionen erreicht hatten und in diesem Jahr auf über $3^1/_2$ Millionen gesteigert, vorläufig noch bedeutend unter seinem jährlichen Voranschlag von 5 Millionen blieben. Durch eine erhebliche Verstärkung der einzelnen Kompanien und Schwadronen um je dreißig und fünfzehn Köpfe brachte er sein Heer auf die Stärke von 200 000 Mann, von denen er etwa 150 000 ins offene Feld stellen konnte.

Wieder wie in der hochgestimmten Zeit vor Hohenfriedberg hoffte er die Entscheidung durch die Schlacht herbeizuführen und „jede Bataille sollte ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden". Und ähnlich wie damals wollte er den heranrückenden Feind erwarten, je nachdem in Sachsen oder Schlesien den großen Schlag führen. Vor dem Mai oder Juni glaubte er nicht, daß der Feldzug beginnen werde. Es war die Rücksicht auf die Franzosen und Russen, die Ungewißheit über die Pläne des Feindes, die ihn zur strategischen Defensive zwang. Zwar war die Gefahr, daß Hannover sich neutral erklärte und daß die volle Kraft der französischen Armee sich gegen Preußen allein kehrte, beseitigt. Nicht zuletzt hatte die lockende Aussicht auf eine Vergrößerung seines Stammlandes den König von England bewogen, seinen Bundesgenossen nicht im Stich zu lassen. Ein aus niederdeutschen Truppenteilen gebildetes Heer unter dem Herzog von Cumberland sammelte sich, um dem vom Rhein her vorrückenden Feinde entgegenzutreten. Aber ein zweites französisches Korps sollte in Verbindung mit der Reichsarmee vom Main aus durch Thüringen gegen Sachsen sich wenden und zwischen Franzosen und Österreichern war als gemeinsames Operationsziel Magdeburg in Aussicht genommen, das letzte feste Bollwerk Preußens, mit dessen Fall auch Friedrich der Untergang des Staates besiegelt schien. Von Osten her drohte immer bedenklicher der Einfall der Russen, der gleichfalls die Kernlande der preußischen Monarchie treffen mußte.

Unablässig erwog Friedrich alle Möglichkeiten des feindlichen Angriffes, um von keiner überrascht zu werden. Zunächst rechnete er mit den Österreichern und Franzosen, während Feldmarschall Lehwaldt in Ostpreußen die Russen abzuwehren hatte. Die einen hoffte er schlagen zu können, ehe die anderen zur Stelle waren. Immer schien ihm die Hauptsache, „gleiche Force gegen gleiche Force" zu setzen. Da brachten die letzten Tage des März eine entscheidende Wendung. Als der König seine in hypothetische Formen gekleideten Projekte den Generälen Schwerin und Winterfeld, den Führern der schlesischen Armee, zum Gedankenaustausch mitteilte, darunter auch den Plan eines koncentrischen Einmarsches in Böhmen, falls die Franzosen nicht kommen und die Österreicher einen Defensivkrieg führen wollten, überraschte ihn Winterfeld mit dem Vorschlage, sobald wie möglich von Schlesien aus die feindlichen Magazine an der Elbe und die dort in der Sammlung begriffenen österreichischen Heerhaufen zu überfallen und von Sachsen aus dies Vorgehen zu unterstützen. Seinem frischen Wagemut schien nur der allerkühnste Entschluß Rettung zu bringen, während Friedrich im Gefühl seiner Verantwortlichkeit noch zurückhielt. Indes als einmal seine Bedenken durch Winterfeld und Schwerin zum großen Teil gehoben waren und sich ihm die Aussicht eröffnete, daß die Franzosen sobald nicht auf dem Kriegsschauplatz erscheinen würden, ergriff er mit Feuereifer die kongeniale Idee seines Generals. Er war es nun, der die einzelnen Gedanken

Abb. 78. Carl Christoph, Graf von Schwerin.
Stich von F. Reucke nach A. Pesne.

und Vorschläge zusammenfaßte zu einer im großen Maßstab angelegten koncentrischen Offensive gegen die österreichische Hauptmacht in Böhmen und diese allen Reibungen zum Trotz zur festgesetzten Zeit, Mitte April, in Scene setzte.

In vier Kolonnen, vom Riesengebirge, aus der Lausitz und durch das Erzgebirge — ähnlich ist trotz Napoleons Kritik Moltke im Sommer 1866 wiederum mit glücklichstem Erfolge verfahren — drang die preußische Armee in Böhmen ein und warf ohne Mühe den überraschten Gegner von allen Seiten auf Prag zurück. Mitten in der gelungenen Ausführung seines Planes faßte der König schon ein größeres Ziel, das höchste und letzte des Krieges, in Aussicht, die gänzliche Vernichtung der feindlichen Streitmacht. Bei Prag, wo er mit Schwerin sich vereinigte, sollte der Feind geschlagen, zersprengt werden oder in der Festung eingeschlossen in seine Hände fallen. Am 6. Mai fand er die österreichische Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Lothringen in einer starken Stellung auf den Höhen östlich von Prag. Ohne Zaudern beschloß er den Angriff mit der Umgehung des schwächeren, nicht an die Festung gelehnten feindlichen Flügels einzuleiten. Ehe die Österreicher noch genügend Zeit gefunden hatten, ihre Aufstellung entsprechend zu verändern und zu verstärken, stürmte bereits die preußische Infanterie durch Sumpf und Gräben heran. Der Kampf schwankte hin und her. Winterfeld wurde verwundet und mit der Fahne, die er selber zum Angriff vorangetragen, sank Feldmarschall Schwerin, der Sieger von Mollwitz, dessen Alter nach des Dichters

Wort wie greisender Wein geblüht hatte. Der König verlor an ihm einen Heerführer von europäischem Ruf, die vornehmste Zierde seines Offizierkorps. Endlich gelang es die feindliche Linie zu durchstoßen, während auch auf dem bisher zurückgehaltenen Flügel Führer wie Truppen ohne Befehl vorwärts drangen und den Gegner aus einer festen Position nach der anderen warfen. Unaufhaltsam wälzte sich die geschlagene flüchtige Masse in die Festung, die auf dem linken Moldauufer durch eine starke preußische Heeresabteilung unter Feldmarschall Keith eingeschlossen war. 50 000 Mann hoffte der König hier zu Gefangenen machen und damit das Schicksal des Krieges besiegeln zu können. Dafür schien der grauenvoll blutige Sieg, der die Säulen der preußischen Infanterie gebrochen hatte, nicht zu teuer erkauft.

Eine kleine Streitmacht hatte Österreich noch im Felde, von dem vorsichtigen Marschall Daun geleitet stand sie an der böhmisch-mährischen Grenze. Während Friedrich sich anschickte, Prag durch Beschießung zur Übergabe zu zwingen oder es auszuhungern, hatte der Herzog von Bevern die Aufgabe, Daun nach Mähren zu jagen. Als ihm dies nicht gelingen wollte, im Gegenteil die österreichische Armee erheblich verstärkt sich Prag näherte, um es zu entsetzen, beschloß Friedrich persönlich das Spiel zu wenden. Es würde ihm nicht schwer gefallen sein, durch die Besetzung einer unangreifbaren Stellung Daun in achtungsvoller Entfernung zu halten, aber der Stand der Dinge vor Prag, die Rücksicht auf die von Westen und Osten vordringenden Feinde, alles schien ihm die ungesäumte Entscheidung zu fordern, die sein ungestümes Temperament ersehnte. Bei Kolin am 18. Juni suchte er sie. Obschon der Gegner nahezu doppelt so stark auf überragenden verschanzten Höhen sich eingenistet hatte, marschierte er mit unvergleichlicher Kühnheit an seiner Front entlang, um ihn an seiner schwächsten Stelle von der Flanke her zu fassen. Glänzend gelang der erste Angriff seiner Grenadiere, die das Vortreffen bildeten, und der volle Erfolg wäre sicher gewesen, wenn nicht die nachrückenden Regimenter aus Mißverständnis und dem Übereifer einiger Führer zu frühzeitig eingeschwenkt und auf die feuerspeienden Höhen vorgestürmt wären. Die Kräfte erwiesen sich zu schwach, um den Angriff bis zum Ende zu führen und die entstandenen Lücken in der Schlachtreihe zu füllen. Ein energischer Vorstoß der sächsisch-österreichischen Reiter entschied die Schlacht zu Ungunsten der Preußen in einem Augenblick, da Daun schon den Befehl zum Rückzug gegeben hatte. Jetzt trat ihn Friedrich an, nicht verfolgt vom Feinde, mit Truppen, deren Reihen zwar außerordentlich gelichtet waren, die jedoch ihre feste Haltung sich bewahrt hatten.

Die Wirkung dieses unglücklichen Tages, der Schicksalswende des ganzen Krieges, wuchs rasch ins ungeheuere. Verloren war der in sieben Schlachten erworbene Nimbus der Unbesieglichkeit der preußischen Armee und ihres Königs. Zuversichtlich erhoben auf allen Seiten die Feinde ihr Haupt. Die unmittelbare Folge der verlorenen Schlacht war die Aufhebung der Einschließung von Prag und der Rückzug an die sächsisch-schlesische Grenze. Zwar hatte Friedrich gehofft, sich auf Kosten des Feindes noch den Sommer hindurch in Böhmen halten zu können, aber die Unentschlossenheit und das Ungeschick seines Bruders Wilhelm, dem er zum erstenmal ein größeres militärisches Kommando, die Führung der einen Heereshälfte anvertraut hatte, verdarb seine Rechnung. Durch den übereilten und verlustreichen Rückzug in die Lausitz, zu dem sich dieser verleiten ließ, wurde auch er gezwungen, bald den sächsischen Boden wieder zu betreten. Mit schneidender Härte und erbarmungslosem Hohn warf er dem unglücklichen Prinzen, der die Armee verließ, um bald darauf zu sterben, die begangenen Fehler vor, ohne zu bedenken, daß er ihm eine zu schwierige Aufgabe zugemutet hatte.

Die weiche Stimmung, die ihn nach dem Koliner Schlage kurze Zeit erfaßt hatte, war verflogen. Die tiefe, seelische Erschütterung bei der Kunde vom Tode der geliebten Mutter, die in Herzenslaute rührenden Schmerzes ausgebrochen, sich in wehmütig-zärtliche Erinnerungen an seine traurige Jugendzeit ergossen hatte, mit stoischer Kraft hatte er sie bemeistert. Indem er sich dem wild dahinstürmenden Rosse verglich, das die Zügel zwischen die Zähne nehmend keine Gefahr mehr scheut, sehnte er sich, mit einem großen Schlage alles zu beenden, dürstete er nach dem letzten

Kraftmittel der Schlacht, die ihm Sieg oder Untergang bringen sollte. Aber vergebens bot er sie in der Lausitz wiederholt seinem weit überlegenen Gegner an, doch auch seinerseits nicht gewillt, an dessen unangreifbaren Stellungen seine Truppen zerschellen zu lassen. Auf jeden Ausgang gefaßt hielt er es für seine Pflicht, der Nachwelt gegenüber, vor seinem Volke und vor sich selber noch einmal Rechenschaft zu geben über die politische Lage beim Kriegsausbruch, England erhofft hatte, die Deckung, welche ihm im Westen die niederdeutsche Armee unter dem Herzog von Cumberland gewähren sollte, hatte sich als völlig unzuverlässig und brüchig erwiesen. Vom Rhein zur Lippe, von der Lippe zur Weser hatte sich der Herzog von den Franzosen drängen lassen; dann dort im Treffen bei Hastenbeck geschlagen war er bis zur unteren Elbe zurückgegangen und hatte in der Konvention von Kloster Zeven seine Truppen völlig

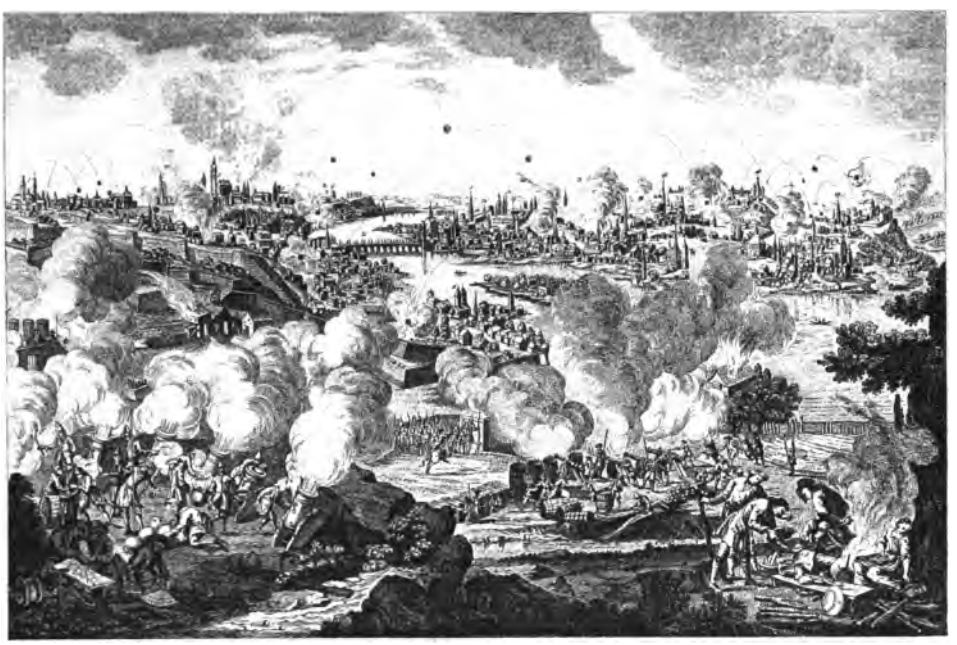


Abb. 79. Das Bombardement von Prag in der Nacht vom 29. zum 30. Mai 1757.
Stich von B. Benazech.

über die Beweggründe, die ihn dabei geleitet hatten, wie über sein Verhalten nach der Schlacht von Prag und am Tage von Kolin. In den beiden knapp und klar gehaltenen Denkschriften, die er damals entwarf, betonte er mit besonderem Nachdruck immer wieder, daß er Frankreichs unbegreifliches Eintreten für Österreichs Rachepläne nicht habe ahnen und in Rechnung stellen können.

Allein nach dieser Seite schien sich ihm auch jetzt der einzig gangbare Ausweg aus einer aussichtslosen Lage zu öffnen. Die Unterstützung, die er von dem verbündeten außer Gefecht gestellt, ganz Niederdeutschland dem Feinde preisgegeben. Schon waren die preußischen Landesteile um Halberstadt von den Franzosen besetzt worden und die Gefahr, daß sie sich mit den in Pommern eingedrungenen Schweden, denen nur einige Landmilizen entgegengeworfen werden konnten, zur Belagerung Magdeburgs vereinten, rückte immer näher. Hatte der König schon bald nach der Koliner Schlacht die Anerbietungen der Markgräfin von Bayreuth und des Grafen von Wied, eine Friedensvermittlung mit Frankreich anzubahnen, keineswegs zurückgewiesen, so suchte

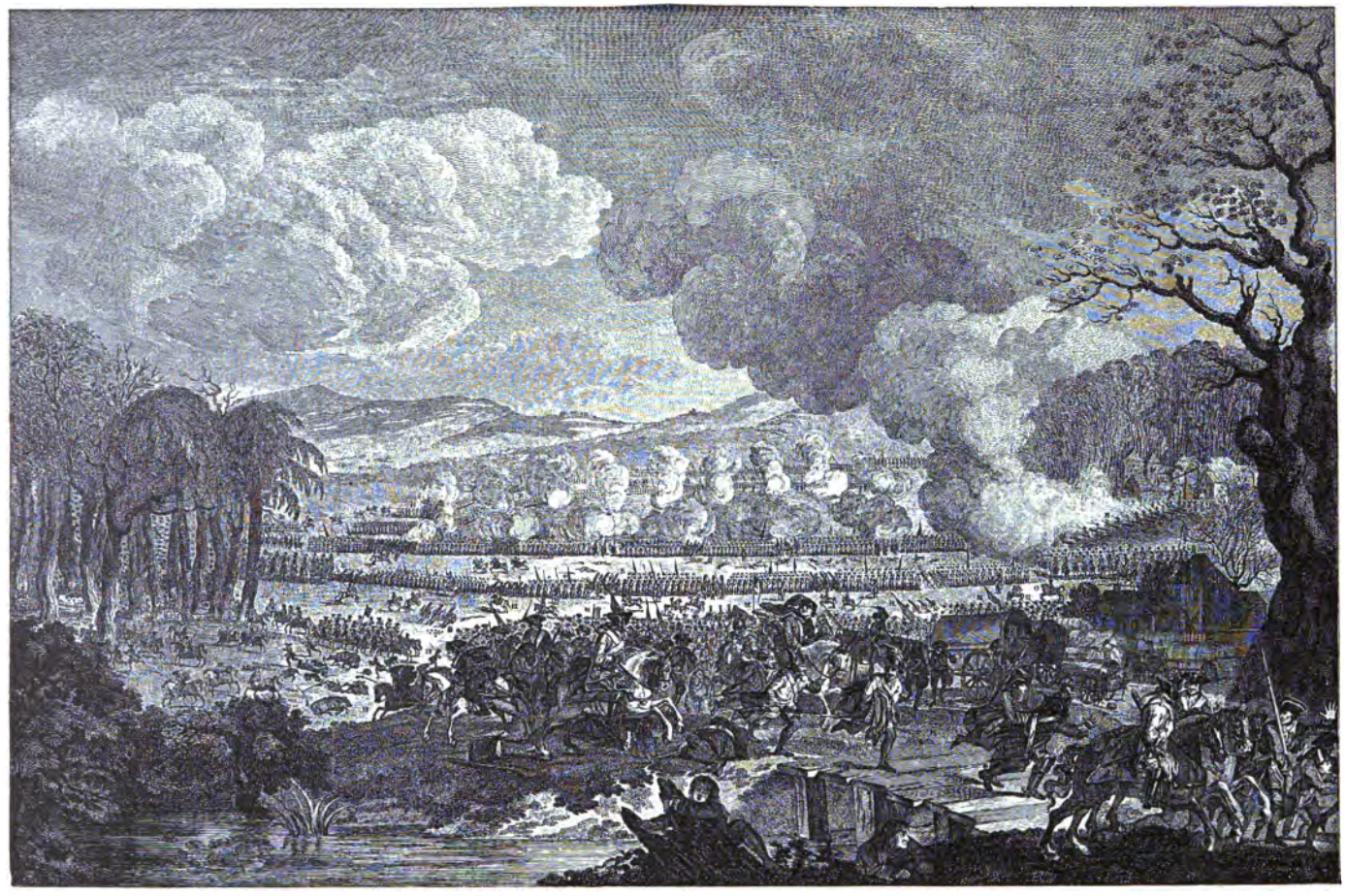


Abb. 80. Die Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757. Stich von P. Benazech.

er jetzt durch eigene Missionen das Ziel zu erreichen: Einstellung der Feindseligkeiten, in die auch seine Verbündeten mit einbegriffen sein sollten, und Leitung der Friedensverhandlungen durch Frankreich. Er wandte sich zu dem Zweck selber mit einem von feinster Schmeichelei durchtränkten Schreiben an den Führer des französischen Heeres, den Herzog von Richelieu, ja, er scheute sich nicht, den Beistand der Pompadour durch das Angebot des Fürstentums Neufchâtel erkaufen zu wollen. Selbst der billig denkende englische Gesandte Mitchell konnte seine Anerkennung dem Gewicht der Gründe nicht mehr versagen, die Friedrich bestimmten, von Englands Seite abzurücken, das statt thatkräftiger Hilfe an Truppen und Schiffen sich begnügt hatte, seinem Bundesgenossen Subsidien anzubieten.

Indes an dem hoffärtigen Stolze des französischen Hofes und seinen österreichischen Sympathien scheiterten rundweg alle Anwürfe und Versuche. Und schon stand Friedrich selbst im Begriff, mit den alten Freunden, deren militärische Tüchtigkeit er nicht eben hoch schätzte — 50 000 Franzosen machen mir weniger Eindruck als 10 000 Österreicher, sagte er einmal — die Klinge zu kreuzen. Von der Lausitz aus war er, nachdem er den Herzog von Bevern mit einer starken Heeresabteilung zum Schutze Schlesiens zurückgelassen hatte, durch Sachsen und Thüringen gegen die Reichsarmee und die mit ihr vereinten Franzosen unter dem Prinzen von Soubise vorgebrochen, bereit auch, wenn es not thue, sich gegen Richelieu zu wenden. Aber der schlachtenscheue Gegner hatte sich seinem bis über Gotha geführten Stoße entzogen und Friedrich war nunmehr zu peinvoller Unthätigkeit und zu ermüdenden Hin- und Hermärschen verurteilt, da er sich stets auf dem Sprunge halten mußte, den von verschiedenen Seiten her andrängenden Feinden den Weg zu verlegen. Zudem war aus Ostpreußen die Nachricht eingelaufen, daß die Russen den Feldmarschall Lehwaldt geschlagen, und aus der Lausitz die erschütternde Kunde gekommen, daß Winterfeld gefallen, ein unersetzlicher Verlust für Friedrich, der den kühnen, freimütigen und doch treu anhänglichen General, dem bei seinen Feldherrngaben noch mancher Siegeslorbeer geblüht hätte, den einzigen im Heere, der seine Gedanken verstanden, seiner Herzensfreundschaft gewürdigt hatte. Der Herzog von Bevern hatte sich vor dem übermächtigen Feinde nach Schlesien zurückziehen müssen und deckte nur mit knapper Not vor ihm noch Breslau.

Es waren Wochen voll entsetzlicher Spannung, voll grausamer Qualen für Friedrich, da jeder Tag ihm eine neue niederschmetternde Botschaft bringen konnte und immer drohender das Schreckbild der völligen Vereinsamung und des nahen Unterganges sich vor ihm erhob. Er war entschlossen zu „kämpfen wie ein Löwe“ und zu „fallen den Degen in der Faust“, auf keinen Fall die schimpfliche Niederlage seines Staates zu überleben. Es war nach Carlyles treffender Bezeichnung ein Selbstgespräch von Nachtgedanken, das er in den Briefen und Versen jener Tage führte. Düstere, traurige Todesahnungen durchzogen seine Seele. Voltaire, der ihm mit dem Trost platter Vernunftgründe und geschichtlicher Beispiele auch eine nachgiebige Haltung als mit seinem Ruhme verträglich empfahl, rief er das stolze Wort entgegen: „Ich, dem der Schiffbruch droht, muß mutig trotzend dem Verderben als König denken, leben, sterben.“ Und in den glanzvollen Bildern seiner Episteln an Wilhelmine und an d'Argens, die er in jenen Tagen dichtete, malte er mit glühenden Farben die Stürme des Unwetters, das über ihn hereingebrochen, die Schrecken der Zwietracht, die ganz Europa gegen ihn entfesselt, die süße Ruhe im Arm des selbstgerufenen Todes. Seine Schwester, die sich mit allen Fibern ihrer empfindsamen, reizbaren Natur an den geliebten Bruder klammerte, im Gefühl des Leides mit ihm förmlich schwelgte, erklärte sich bereit, das Los, das er wähle, mit ihm zu teilen, auch sie wollte die Schmach ihres Hauses nicht überleben.

Schon war Berlin von einem österreichischen Streifkorps heimgesucht worden und vergebens hatte Friedrich versucht, es bei der Rückkehr abzufangen. Er stand an der Elbe und war im Begriffe nach Schlesien aufzubrechen, um dem schwerbedrängten Bevern Beistand zu bringen, als ihm plötzlich der so lange gesuchte Gegner die Gelegenheit zur Abrechnung bot. Die Reichsarmee war samt den Franzosen ihm bis über die Saale nachgerückt. Sofort zog der König alle erreichbaren Streitkräfte zu-

sammen und marschierte ihr entgegen. Auf ihrem Rückzug brachte er sie zum Stehen, konnte jedoch in dem schwierigen Gelände nicht gleich zum Angriff schreiten. Da glaubte der Prinz von Hildburghausen, der Führer der Reichsarmee, dem Soubise nur zögernd folgte, die um die Hälfte schwächeren Preußen anfallen und schlagen zu können. Er setzte seine Truppen in Marsch, um die preußische Stellung völlig zu umgehen. Friedrich, dem diese Bewegung nicht entgangen war, faßte blitzschnell wie einst bei Soor den kühnen Entschluß, dem Feinde zuvorzukommen, brach augenblicklich sein Lager ab und rückte, von einer Hügelkette gedeckt, parallel des Feindes Marschlinie soweit vor, bis er dessen Kolonnen in der Front und in der Flanke packen konnte. Während das preußische Geschütz sie plötzlich überraschend begrüßte, brauste schon der jüngste Reitergeneral in Friedrichs Heer, der unvergleichliche Seydlitz, mit seinen Schwadronen heran und überritt die feindliche Kavallerie. Nur ein Teil der eben aufmarschierenden Infanterie konnte noch die vordersten französischen Bataillone unter ihr vernichtendes Feuer nehmen, da wandten sie sich bestürzt zur Flucht, die alles mit fortriß und zu einer völligen Katastrophe auswuchs. Erst an der Werra und am Main konnten die fliehenden Scharen wieder gesammelt werden, wenn sie nicht wie einzelne Truppenteile der Reichsarmee völlig auseinandergelaufen waren.

Abb. 81. Siegesband von der Schlacht bei Leuthen. Größe des Originals.

In einer Stunde eines kurzen Novembernachmittags war der glänzende Sieg von Roßbach gewonnen worden. Gewiß war dieser Waffengang für die Preußen nur eine Bataille en douceur, wie sie der König nannte. Aber so populär, so von der erfindungsreichen Phantasie des Volkes mit Anekdoten um-

Abb. 82. Denkmünze auf die Schlacht bei Leuthen.

Abb. 83. Gesticktes Bivatband auf den Sieg bei Zorndorf.

rankt wurde keine kriegerische Entscheidung in Friedrichs Leben wie diese Roßbacher Schlacht, die zum erstenmal wieder nach jahrhundertlanger Ohnmacht und tiefer, nationaler Erniedrigung dem deutschen Kraftgefühl gegenüber französischer Anmaßung und Überhebung den triumphierenden Ausdruck verlieh.

Es war der erste Hoffnungsschimmer, der Friedrich nach langer Nacht wieder leuchtete, aber doch nur ein „Anfang vom Glück", wie er selber sagte. Zwar hatten die Russen in Ostpreußen ihren Sieg von Großjägersdorf in keinerlei Weise ausgenutzt, waren vielmehr über die Grenze zurückgegangen, so daß Lehwaldt mit seinen Truppen abberufen werden konnte, um die Schweden aus Pommern zu vertreiben, auch Richelieu blieb ruhig in seinen Winterquartieren sitzen; aber auf dem Eilmarsch nach Schlesien traf den König nun eine Hiobspost nach der anderen. Die Festung Schweidnitz war verloren gegangen; der Herzog von Bevern, mit dem der König eine gemeinsame Operation gegen die österreichische Armee geplant hatte, hatte sich, so oft er auch mit seinem Kopfe verantwortlich gemacht worden war, bei Breslau schlagen lassen und war selber danach gefangen in die Hände des Feindes gefallen. Wenige Tage darauf hatte sich die schlesische Hauptstadt ergeben.

Nur ein glänzender Sieg konnte Schlesien retten. Ihn zu erringen um jeden Preis, war Friedrich, dem die volle alte Spannkraft wiedergekehrt war, fest entschlossen. Diesen Geist unüberwindlicher Siegeszuversicht wußte er seinen Offizieren durch die berühmte Parchwitzer Ansprache, die in überwältigender Weise an ihre heiligsten Gefühle appellierte, neu zu beleben, seinen Truppen, auch den bei Breslau geschlagenen, durch seine sichere Haltung einzuflößen. In der starken Stellung bei Leuthen unweit der schlesischen Hauptstadt erwarteten ihn am 5. Dezember Karl von Lothringen und Daun mit 70 000 Mann. Mit untrüglichem Blick erspähte Friedrich sofort ihre schwache Seite, wo dem einen Flügel die Rückendeckung fehlte. In tadelloser Weise vollzog sein Heer den treffenweisen Parallelmarsch der feindlichen Linie entlang, bis die Vorhut die Einbruchsstelle erreicht hatte. Wie auf dem Exerzierplatz marschierten die Bataillone in der schrägen Schlachtordnung staffelförmig auf. Der Angriff der Infanterie, der zuerst die süddeutschen Truppenteile des Gegners traf, gelang vollkommen und der wackere Zieten sorgte mit der Reiterei dafür, daß der Feind auf diesem Flügel völlig geworfen wurde. Heiße, blutige Arbeit erforderte noch die Erstürmung der centralen, mit Batterien gekrönten Stellung bei Leuthen, in die schließlich nahezu das gesamte preußische Fußvolk eingriff. Einen letzten kritischen Moment, den Angriff der österreichischen Reiterei, wendete General Driesen mit seinen rechtzeitig vorbrechenden Schwadronen zum Heil und zum siegreichen Ausschlag. Auf der ganzen Linie war der doppelt starke Feind geschlagen und nur die früh einbrechende Winternacht hemmte seine völlige Vernichtung.

Dieser Sieg von Leuthen, der Breslau und Schlesien wieder in Friedrichs Hände gab, ist der Höhepunkt seiner kriegerischen Laufbahn. Viel studiert und viel gepriesen, hat er von Napoleon das sachkundigste Lob gefunden, der ihn ein Meisterwerk nannte, das allein genügen würde, um Friedrich unsterblich zu machen und ihm einen Rang unter den größten Feldherren anzuweisen. Zugleich aber offenbarte er in eindrucksvollster Weise die in den preußischen Reihen lebendig wirkenden sittlichen Kräfte und religiösen Stimmungen, wie sie in den frommen Morgen- und Abendgesängen der Truppe an jenem Tage zum ergreifenden Ausdruck kamen. Die Schrecken dieser Schlacht sind von einem idealen Schimmer verklärt.

XX.

Nach allen Richtungen hin machte sich die Wirkung dieser letzten gewaltigen Schläge, dieser unerhörten Glückswendung fühlbar. Am französischen Hofe wurden ernste Bedenken laut, die namentlich Bernis, der Leiter der auswärtigen Politik vertrat, ob Frankreich seine opferreiche Rolle noch weiter an der Seite Österreichs spielen solle, Bedenken, die erheblich an Gewicht gewannen, als England die Konvention von Zeven nicht bestätigte, Prinz Ferdinand von Braunschweig, von Friedrichs Seite weggerufen, die Führung der niederdeutschen Armee übernahm und mit einem Überfall der Franzosen in ihren Winterquartieren, mit der Befreiung Hannovers und Westfalens den Feldzug in glückverheißender Weise eröffnete. Auch Maria Theresia hatte ihre Hoffnungen und Wünsche tief herabgestimmt; Kaunitz allein hielt mit unerschütterlicher Zähigkeit an seinem alten politischen Programm fest und wußte durch den unverantwortlichen Leichtsinn der Pompadour unterstützt es durchzusetzen, daß Frankreich auch im neuen Kriegsjahr wiederum auf deutschem Boden seine volle Kraft zu entfalten versprach, nur in der Spendung von Hilfsgeldern sich Beschränkungen auferlegen durfte.

Abb. 84. General von Seydlitz.
Nach dem Gemälde im Ständehaus zu Breslau.

In England wurde Friedrich von der Flut der Volksgunst hoch emporgehoben. Zeitungen und Predigten feierten den „protestantischen Helden“ und Pitt, der wieder am Ruder mit staatsmännischem Blick sofort erfaßt hatte, wie maßgebend für den Streit um die See- und Kolonialherrschaft der Welt es sei, daß Frankreich sich im Kontinentalkampfe verblute, setzte alle Hebel ein, um Preußen dauernd an die Sache Englands zu ketten. Viel schwieriger, als er es sich gedacht, erwies sich dieser Versuch. Friedrich, der sein Leben hindurch als Grundaxiom der preußischen Politik festhielt, ihr die freie Hand und volle Selbständigkeit zu wahren, war nur mit äußerster Mühe zu bewegen, sich die Fesseln eines neuen Vertrages auferlegen zu lassen. Erst als er sah, daß sein Widerstreben Mitchells Gesandtschaft, ja Pitts Stellung gefährdete, und als ihm der Tresorzettel vom April 1758 mit grausamer Deutlichkeit nachwies, daß der preußische Staatsschatz völlig erschöpft sei, verstand er sich zu der Konvention mit England, die ihn zu gemeinsamem Ausharren im Kampfe verpflichtete und ihm dafür jährliche Subsidien von vier Millionen Thalern zusicherte. Von seinen weiteren

Forderungen, Entsendung eines britischen Geschwaders in die Ostsee, um die Russen und Schweden im Zaum zu halten, sowie Verstärkung der niederdeutschen Armee mit englischen Truppen, hat er die erstere niemals durchzusetzen vermocht und die zweite ging erst später in Erfüllung. England glaubte seine Schiffe auf dem Weltmeere und für ergebnislose Landungsversuche an der französischen Küste dringlicher zu gebrauchen, gedachte auch keineswegs seine höchst einträglichen Handelsbeziehungen zu Rußland zu trüben. Daß für den Schutz Hannovers der Einsatz der Knochen eines britischen Grenadiers zu hoch sei, darüber war die parlamentarische Weisheit Englands klar und einig.

Noch einmal hatte Friedrich im Winterquartier zu Breslau die Schatten friedlicher, ruhigem Lebensgenuß geweihter Tage heraufbeschwören dürfen. Führte er auch ein arbeitsvolles Einsiedlerleben, so sammelte er doch des Abends zu Musik und Unterhaltung eine kleine erlesene Gesellschaft um sich, in der seine Schwester Amalie (Abb. 67) und seine Nichten sowie sein Freund d'Argens gefeierte Gäste waren. Zwar begannen körperliche Leiden, heftige Unterleibsbeschwerden kolik- und krampfartiger Natur, ihn nunmehr häufiger heimzusuchen, um schließlich mit Gichtanfällen eine harte Geißel für ihn zu werden; aber noch regte sich in ihm beim Rückblick auf die Erfolge des vergangenen Jahres und bei der tröstlichen Hoffnung, daß das neue

Abb. 85. Siegesband auf die Schlacht bei Zorndorf. Größe des Originals.

Jahr den Frieden bringen werde, ein Gefühl des Glückes und der Zufriedenheit zugleich mit der Sehnsucht, „recht bald das Seil zu verlassen, auf dem er tanzen müsse", „dieses verfluchte Handwerk, zu dem man ein ehernes Herz brauche", an den Nagel zu hängen.

Ende und Entscheidung des Krieges glaubte er um so eher erhoffen zu dürfen, als er diesmal, nicht wie in den beiden Jahren vorher durch den Zwang der Umstände gebunden, den Feldzugsplan für 1758 nach freiem Ermessen entwerfen konnte und als er entschlossen war, Mähren als Operationsziel zu wählen „das gelobte Land der Fridericianischen Strategie", wie man es wohl genannt hat. Schon in seiner Lehrschrift der Generalprinzipien vom Kriege hatte er einen Stoß ins Herz der österreichischen Monarchie nur auf dem Wege längs der Donau oder durch Mähren für möglich erklärt. Auch im Vorjahre hatte er beim Einmarsch in Böhmen kein Hehl daraus gemacht, daß bei Olmütz der letzte Schlag fallen müsse. Diesmal beabsichtigte er mit dem Hauptheere von Oberschlesien auf geradem Wege gegen jene Festung vorzugehen, während sein Bruder Prinz Heinrich mit einem schwächeren Korps Sachsen gegen die Reichsarmee decken sollte, um später nach dem Falle von Olmütz und einer glücklichen Schlacht in Mähren in das vom Feinde geräumte Böhmen einzurücken und Prag zu nehmen.

Mit der Wiedereroberung

rung von Schweidnitz begann der König den Feldzug. Während Marschall Daun, der nunmehr allein die Führung der österreichischen Armee übernommen hatte, ihn in seinen Verschanzungen in Böhmen erwartete, vollzog er rasch und sicher seinen Einmarsch in Mähren und stand vor Olmütz, ehe sein Gegner noch recht zur Besinnung gekommen war. Feldmarschall Keith (Abb. 90) leitete die Belagerung der tapfer verteidigten Festung und Friedrich wählte eine geeignete Stellung, um den zum Entsatz herbeieilenden Daun zu beobachten und fernzuhalten. Aber wenn er darauf gerechnet hatte, daß Daun eine Schlacht wagen werde, so täuschte er sich darin ebenso wie in der Annahme, daß Olmütz bis Mitte Juni in seinen Händen sein dürfte. Die Belagerung machte keineswegs die gewünschten Fortschritte. Es erwies sich als undurchführbar, die Festung nach allen Seiten abzuschließen, und immer lästiger wurden die zahlreichen leichten Truppen des Feindes, welche die schwierigen Wege nach Oberschlesien unsicher und gefahrvoll machten. Als dann dem österreichischen General Laudon der kühne Streich gelang, einen für die Fortführung der Belagerung unentbehrlichen großen Wagenzug mit Munition und Proviant zu sprengen und zum Teil zu erbeuten, war damit der Ausgang des mährischen Feldzuges entschieden.

Ohne einen Augenblick zu zaudern, zog Friedrich dies Facit. Aber anstatt nun auf dem früheren Wege nach Oberschlesien zurückzukehren, wie es die dort ihn erwartenden Feinde ersehnten, nahm er sie völlig überraschend seinen Rückzug nach Böhmen.

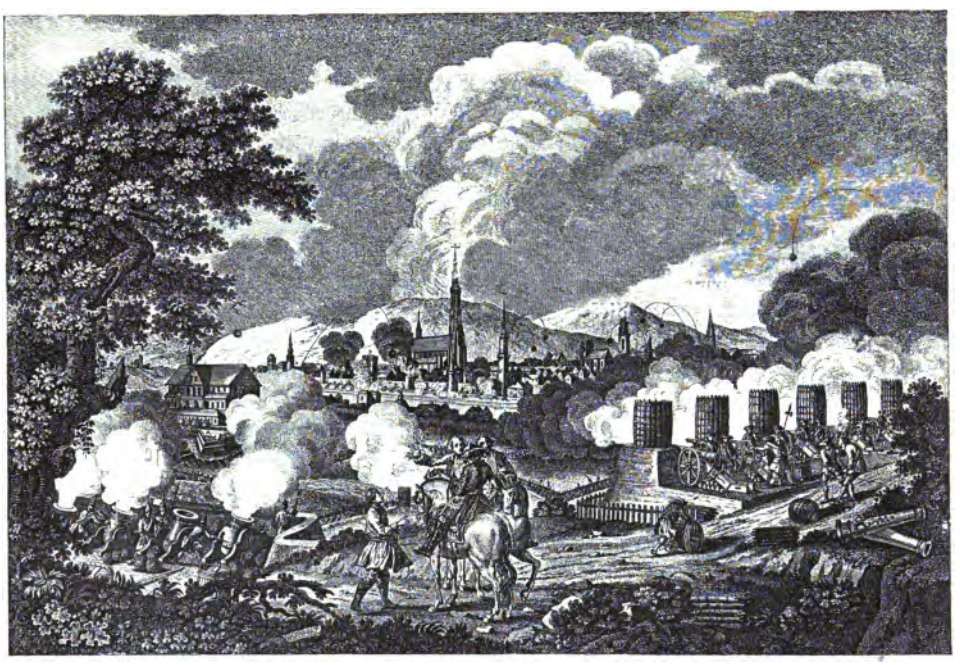


Abb. 86. Sieg bei Schweidnitz, 1758. Stich von Benazech.

Er führte ihn ohne Verluste für seinen großen Belagerungspark und seinen riesigen Wagentroß in tadelloser Weise durch, um an der oberen Elbe bei Königgrätz Daun eine Entscheidungsschlacht anzubieten. Erst nachdem er wochenlang vergebens darauf gewartet, entschloß er sich sein Heer nach Schlesien zurückzunehmen. Es waren die Nachrichten vom Vordringen der Russen, die ihn abberiefen.

Sehr frühzeitig waren sie in diesem Jahre aufgebrochen, hatten noch in den Wintermonaten das nicht verteidigte Ostpreußen besetzt, um endlich nach langem

Abb. 87. Breslau. Nach einem zeitgenössischen Stich.

Säumen im Sommer von Posen aus gegen die Oder vorzugehen und verheerend in die Neumark einzufallen. An Stelle des mit allen Ehren zur Ruhe gesetzten greisen Lehwaldt, dem es nicht gelungen war, die Schweden aus Stralsund und von der Insel Rügen zu vertreiben, hatte General Dohna das Kommando der preußischen Heeresabteilung im Norden übernommen. Auch er konnte nicht verhindern, daß der russische General Fermor die Beschießung Küstrins begann. Den Fall dieser Festung abzuwehren, dem Feind ein weiteres Vordringen abzuschneiden und, wo man ihn auch treffe, vernichtend zu schlagen, eilte Friedrich mit wenigen erlesenen Regimentern selber herbei. Die Weisung an Dohna, allen Offizieren beim Übergang über die Oder als die Devise des Königs den Wahlspruch: „Siegen oder Sterben" vorzuhalten, war ihm bitterster Ernst.

Östlich jenes Flusses unweit Küstrin stellte er nach seiner Vereinigung mit Dohnas Truppen die wenig stärkeren Russen, die in einer unförmlichen, dichtgedrängten Schlachtordnung seinen Angriff erwarteten. An einem glühend heißen Spätaugusttage umgingen die Preußen durch morastige Kiefernwälder hindurch die Stellung des Feindes, der dadurch genötigt wurde, die entgegengesetzte Front zu nehmen, die zur Deckung bestimmte ungangbare Sumpfniederung nunmehr im Rücken. Der erste Angriff der preußischen Infanterie, den der König in der gleichen Form wie bei Leuthen ansetzte, mißlang, nachdem schon vorher das einleitende Feuer der schweren Geschütze nicht die erhoffte Wirkung gehabt hatte: die ostpreußischen Regimenter Dohnas wandten sich zur Flucht. Da war es Seydlitz, (Abb. 84), der hier seinen schönsten Ruhmeslorbeer als allgegenwärtiger Reiterführer pflückte, der im richtigen Augenblick rettend eingriff und den Feind wie einen „Bienenschwarm" auseinandertrieb. Auch beim Angriff auf den anderen noch unerschütterten Flügel der Russen, bei dem das preußische Fußvolk wiederum versagte, erschien Seydlitz als Siegbringer und Totenmäher. Erst die Nacht trennte die völlig erschöpften Gegner, die sich im Wirbel umeinander drehend wie zwei gleichstarke Ringer ihre Kräfte gemessen hatten. Von der ungeheueren Widerstandskraft des russischen Soldaten, den er bisher völlig unterschätzt, hat Friedrich erst in dieser Zorndorfer Schlacht die richtige Vorstellung gewonnen. Er ließ den Feind, der über die Hälfte seiner Truppen verloren hatte, unbehelligt abziehen und war froh, als dieser noch einige Wochen lang von Dohna beobachtet den Rückweg antrat.

Er selber flog in Märschen von damals unerhörter Eile — fünf bis fünfeinhalb Meilen legte er am Tage zurück — nach Sachsen, wohin sich Daun während seiner Abwesenheit gewandt hatte, um den Prinzen Heinrich zu umstellen und Dresden zu nehmen. Es genügte schon die Nachricht seines Nahens, daß Daun seinen Plan aufgab und sich in eine uneinnehmbare Felsenstellung an der Elbe zurückzog. Alle Versuche ihn dort herauszulocken waren vergeblich, bis Friedrich Miene machte, ihn durch einen Marsch in die Lausitz von seinen Verbindungslinien mit Böhmen zu trennen und sich zugleich den Weg nach Schlesien zu öffnen. Dort lagerte sich der König im Vertrauen auf die Unthätigkeit der „dicken Exzellenz von Kolin", der „großen Perücke", des „Maximus", des „Fabius von Deutschland", des „Monsieur Leopold", wie er Daun mit immer neuerfundenen Spottnamen belegte,

in so unmittelbarer Nähe des Feindes, fast unter seinen Kanonen, daß Daun von Wien aus immer zum Schlagen gedrängt endlich den Entschluß zum Angriff wagte. Im Morgengrauen des 14. Oktober bei dichtem Nebel überfielen die Österreicher den überraschten Gegner, der Hochkirch und zwei große Batteriestellungen aufgeben mußte, sie auch trotz todesverachtender Tapferkeit seiner Bataillone nicht wiedernehmen konnte. Beim Sturm auf das brennende Dorf fiel der ehrenfeste Marschall Keith und neben dem Alter sank die Jugend ins Grab: Prinz Franz von Braunschweig, der Bruder der Königin, fand den Heldentod, während Feldmarschall Moritz von Dessau, der würdige Sproß des alten eisernen Kriegsfürsten, schwerverwundet in die Hände des Feindes geriet.

Jedem anderen Heer würde eine solche Niederlage zum vollen Verderben geworden sein, aber gerade hier bewährte sich die preußische Mannszucht in glänzender Weise. Von der Reiterei gedeckt, vollzog Friedrich trotz schwerer Verluste in stolzer ungebrochener Haltung seinen Rückzug, um gleich darauf in kurzer Entfernung vom Schlachtfelde dem Feinde schon wieder die Stirn zu bieten. Diesmal gelang ihm die Umgehung der Österreicher, die er schon eben vor dem Hochkircher Überfall hatte ausführen wollen. Er gewann den Weg nach Schlesien, vertrieb dort die Streitkräfte, welche Neiße und Kosel belagerten, und stand schon wieder in Sachsen, ehe Daun Zeit gefunden hatte, ernstlich zum Angriff von Dresden zu schreiten. Sein Heer glich wirklich dem rastlosen Webschiff, so wenig auch sein alter Kampfgenosse, der Marschall Belleisle, der jetzt Frankreichs Kräfte gegen ihn organisierte, eben diesen Vergleich zulassen wollte. Wiederum räumten die Österreicher Sachsen wie Schlesien und mit Genugthuung durfte der König auf den Ausgang dieses Feldzuges blicken, der sechs belagerten preußischen Festungen noch den Entsatz gebracht hatte.

Mit ausgesuchter Grausamkeit hatte indes das Schicksal seine schwersten Schläge hart aufeinander gegen Friedrich geführt. Wie ihn einst in den schlimmen Tagen nach der Koliner Schlacht die Nachricht vom Tode der Mutter getroffen, so war ihm am Unglücksmorgen von Hochkirch seine Wilhelmine entrissen worden. In den rührendsten Tönen zärtlicher Liebe hatte er die angebetete Schwester, deren Krankheit ihn aufs tiefste bekümmerte, angefleht, sich ihm zu erhalten, ihm nicht den unerträglichen Schmerz des Scheidens zu bereiten, der sein Leben für immer freudeleer und wertlos machen würde. Und nun war die Seele nicht mehr, die „völlig eins mit ihm gewesen, der allein in der Welt er sich anvertrauen gekonnt hatte". In dem Wehlaut: „Grand dieu ma sœur de Bayreuth" am Schluß eines Briefes an den Prinzen Heinrich liegt eine Welt von Schmerz. Ihm hatte sich Friedrich nach seinem Naturell zunächst fassungslos hingegeben, bis ihn die Stimmung fühlloser Verzweiflung ergriff, die auch „des Himmels Einsturz und der Erde Einbruch nicht beachten würde". Seinem alten schottischen Freunde, dem Bruder des gefallenen Keith, hob er die Nachtseiten des Krieges ebenso unerbittlich hervor wie d'Argens gegenüber die traurigen Wirkungen der letzten Ereignisse auf ihn selbst: „Ich bin dies Leben satt, der ewige Jude selbst war nicht so lebensmüde, wie ich es bin. Ich habe alles verloren, was ich geliebt und geachtet habe auf der Welt; was mich umgibt, sind Unglückliche, denen zu helfen mir das Elend der Zeit unmöglich macht. — Von Geschäften und Ekel erdrückt, führe ich das Leben eines Wüstenheiligen."

Abb. 88. Vignette aus F. Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen. Gezeichnet von Adolph Menzel.

XXI.

In dieser Stimmung, deren Grundton während des Krieges nicht mehr verklingen sollte, trat Friedrich, der wiederum sein Winterquartier in Breslau gewählt hatte, in das neue Jahr 1759.

Die größten, sich immer steigernden Schwierigkeiten bereitete ihm der Ersatz seines Heeres, die Füllung der durch Kriegsverluste und Fahnenflucht gerissenen Lücken in den Reihen seiner Regimenter. Wenn es schließlich auch gelang, die Feldarmee auf die Stärke von 110 000 Mann wenigstens wiederzubringen durch Aushebung in den Kantons, durch Werbung im Reich, durch Rekrutenpressung in Sachsen, Mecklenburg und Anhalt, der König sah am klarsten, wie minderwertig allmählich sein Soldatenmaterial wurde, wie sich das scharfgeschliffene Instrument, mit dem er einst das Kühnste wagen durfte, immer mehr abstumpfte. Auch der feste Kitt, der den Feldherrn und seine Truppen in gegenseitigem Vertrauen aneinander gebunden hatte, begann sich bedenklich zu lockern. War sich Friedrich vielleicht nie der Macht, welche seine Persönlichkeit auf die Gemüter seiner Soldaten ausübte, genügend bewußt und war er weit entfernt davon, ihren Ehrgeiz durch alle möglichen Lockmittel zu stacheln, wie Napoleon es später so meisterhaft verstand, immerhin hatte sich doch ein Verhältnis von fast patriarchalischem Charakter zwischen ihm und seinen bewährten Kriegern gebildet, die ihn selber so oft sich jeder Gefahr aussetzen sahen und die wußten, daß er alles mit ihnen teile. Der treuherzige Zuruf der Musketiere vom Regiment Alt-Braunschweig zu dem vor ihrer Front reitenden Könige bei Roßbach: „Vater aus dem Wege, daß wir schießen können," ist dafür ein ebenso köstliches Zeugnis wie die Scene nach der Zorndorfer Schlacht, da Friedrich in überwallender Dankbarkeit seine siegreichen Reiter antreten ließ, den einen umarmte, dem anderen auf die Schulter klopfte. Dagegen zog er jetzt um so schärfer die Zügel der Disziplin an und immer mehr wirkte er mit dem Drohmittel des Stockes gegen die „Kanaille", die „Kujone", die kommandieren zu müssen er sich beklagte.

Auch seine Offiziere boten ihm Grund zu ernstlicher Unzufriedenheit durch „Lamentieren und niederträchtiges Reden". Besonders peinlich empfand er den Mangel an brauchbaren höheren Führern, denen er eine Heeresabteilung anvertrauen konnte. Ohne sich an den Altersrang zu binden, beförderte er jetzt seine Generäle nach dem Prinzip, das er drastisch einmal so formulierte: „wüßte er einen Fähnrich bei der Armee, der die Qualitäten des Prinzen Eugène de Savoie besäße, so würde er denselben, ohne sich an einige Tour zu kehren, zum Generalfeldmarschall deklarieren." Setzte er auch auf die Fähigkeiten der neuernannten Generalleutnants von Wedell und von Finck einige Hoffnungen, so verhehlte er doch nicht, sondern erkannte es gern und unumwunden an, daß er an dem Prinzen Heinrich einen wirklichen Feldherrn besitze, der eine Armee mit Erfolg zu führen verstehe. Hat er ihn doch nach dem Kriege als den einzigen preußischen General bezeichnet, der keinen Fehler gemacht habe. Freilich lebte dieser kühle, nüchterne Kopf, dessen höchstgespanntes Selbstbewußtsein mit reizbarster Empfindlichkeit gepaart war, durchaus in den Kriegslehren der alten Schule, die allezeit dem klug berechneten, bedächtig vollzogenen Manöver vor dem Wagnis der Schlacht den Vorzug gab, und oft genug sah sich Friedrich genötigt, seinen Bruder zu rascherer Bewegung, zum kecken Vorwärtsbringen, zum entschlossenen Anfassen des Feindes anzuspornen.

An eine Offensive im großen Stil, wie er sie in den beiden Vorjahren unternommen hatte, konnte Friedrich allerdings bei seinen geschwächten Kräften nicht mehr denken. Durfte er sich auch gegen den Gegner im Westen durch die Erfolge des Prinzen Ferdinand ziemlich gedeckt fühlen, der die über den Rhein zurückgetriebenen Franzosen bei Krefeld geschlagen und am Schluß seines Feldzuges Westfalen durch die geschickte Trennung der beiden französischen Armeen behauptet hatte, so traten doch die Österreicher und Russen, die Reichstruppen und die Schweden mit so überlegener Macht gegen ihn auf, daß er immer und überall, wie er klagte, um ein Drittel schwächer als der Feind

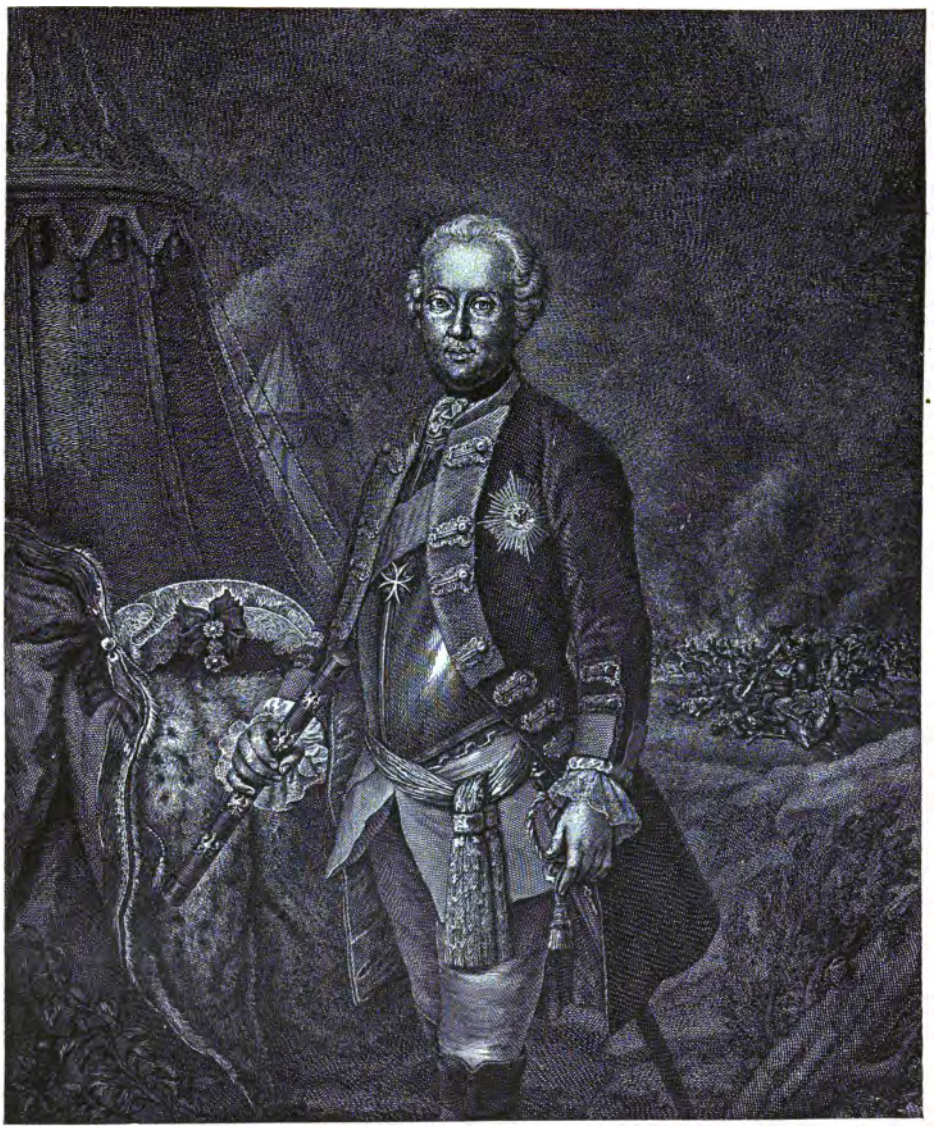


Abb. 89. Ferdinand von Braunschweig. Stich von Martin Tyroff.

erscheinen mußte. Unter diesen Umständen hielt er es für das Geratenste, eine abwartende Haltung zu beobachten, zu lauern, „wie die Katze auf der Maus", um den ersten seiner Feinde, der ihm zu nahe kam, anzugreifen, zu schlagen und damit freie Hand gegen die anderen zu gewinnen.

Mit einigen kühnen Vorstößen, welche die Gegner in ihren Kriegsvorbereitungen stören sollten, eröffnete er in den ersten Frühlingstagen den Feldzug, doch von nennenswertem Erfolg war nur der Zug des Prinzen Heinrich von Sachsen aus nach Böhmen und Franken begleitet. Der König lag lange Monate in Niederschlesien am Gebirge fest, um Daun zu erwarten und von der geplanten Vereinigung mit den Russen abzuhalten, über die „marode Kampagne", wie er sie nannte, innerlich ergrimmt. Denn hatte er, wie er spottend sagte, gegen seine Gewohnheit sich zwanzig Pfund Blei hinten angehängt, so hatte Daun

Abb. 90. Jac. v. Keith. Stich von A. Hoffmann nach dem Gemälde von A. Pesne.

statt dessen sechzig genommen. Gegen die Russen aber scheiterte diesmal einer seiner Generäle nach dem anderen. Als zuletzt auch sein Vertrauensmann, der „Diktator" Wedell, in der Nähe von Züllichau sich eine empfindliche Schlappe geholt hatte und als es Laudon gelungen war, trotz aller Wachsamkeit der Preußen, mit einer vom Heere Dauns getrennten Abteilung sich zu den Russen durchzuschlagen, blieb Friedrich kein anderer Ausweg, die Mark zu retten, als selber diesem Feinde entgegenzutreten und ihn zur Entscheidung zu zwingen. Während er dem Prinzen Heinrich die Deckung Schlesiens und die Beobachtung Dauns übertrug, Sachsen aber vorläufig preisgab, zog er alle erreichbaren Streitkräfte, nahezu 50000 Mann heran, um dem bei weitem stärkeren Gegner einigermaßen gewachsen zu sein.

Auf den Höhen jenseits der Oder zwischen Frankfurt und Kunersdorf erwartete ihn dieser. Ähnlich wie bei Zorndorf umging der König in weitem Bogen den Feind und zwang ihn zu einem Frontwechsel seiner Stellung, ähnlich wie dort war seine Schlachtdisposition auf einen vernichtenden Schlag zugeschnitten. Verzögerte sich auch der erste Angriff dadurch, daß das unbekannte Gelände die Preußen zwang, die Marschrichtung ihrer Kolonnen zu ändern, so glückte er trotzdem; ohne schwere Opfer wurde ein mit russischen Geschützen bespickter Berg in der Flanke der feindlichen Stellung genommen. Aber sie aufzurollen gelang diesmal nicht. An immer neuen natürlichen und künstlichen Hindernissen, an dem verbissenen Widerstande des Gegners erschöpften sich allmählich die Kräfte der preußischen Infanterie, die seit Mitternacht auf den Beinen war und bei glühender Augustsonne nunmehr stundenlang im heißen Kampfe stand, ohne die Unterstützung der Kavallerie zu finden, der sich keine rechte Gelegenheit zum Einhauen zeigen wollte, nachdem ihre Führer Seydlitz und der Prinz von Württemberg zum Unglück bald verwundet worden waren. Als Laudon dann im richtigen Augenblick den Gnadenstoß gegen die todesmatten Preußen führte, da wandten sie sich unter dem Ansturm seiner Reiter zur wilden Flucht. Nur mit der letzten Kraftanstrengung gelang es noch

dem König, der selbst in höchster Lebensgefahr geschwebt hatte, ein kleines Häuflein um sich zu sammeln und mit ihm ehrenvoll, dem Schicksal der Gefangenschaft trotzend, den Rückzug zu decken, während sein Heer in voller Auflösung und Zerrüttung an die Oderbrücken zurückströmte.

Unter der Wucht dieses furchtbaren Schlages brach Friedrich zusammen. Ein Billet, das er noch am Abend des Unglückstages an den Minister von Finckenstein schrieb, schloß er mit den verzweifelten Worten: „Das ist ein grausames Mißgeschick, ich werde es nicht überstehen. Ich habe keine Hilfsmittel mehr und um die Wahrheit zu sagen, ich halte alles für verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Ade für immer.“ Das Gift, das er immer bei sich trug, konnte ihn von einem unerträglichen Dasein befreien, und vielleicht würde er zu diesem letzten Rettungsmittel jetzt gegriffen haben, hätten nicht die zahlreichen schlaflosen Nächte und die Aufregungen der Katastrophe eine völlige Nervenabspannung und Willenslähmung bei ihm herbeigeführt. Dem General Finck hatte er das Kommando der Armee übertragen, die sich aus den Zersprengten links der Oder wieder sammelte, „weilen mir eine schwere Krankheit zugestoßen“, er sollte dem Prinzen Heinrich, der zum Generalissimus erklärt war, von allem berichten. Seinem Neffen sollte die Armee schwören. Auch diese Weisung klang ganz entmutigt aus: „Hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben.“ Doch nur kurz erlag Friedrich dieser Anwandlung menschlicher Schwäche. Schon am dritten Tage nach der Schlacht übernahm er seine alte Last wieder und rankte er sich an seinem unerschütterlichen Pflichtgefühl empor. Wenn er dem Prinzen Heinrich damals schrieb: „Rechnen Sie darauf, daß ich, so lange meine Augen offen sind, den Staat aufrechterhalten werde, wie es meine Pflicht ist,“ so hatte er die äußere Niederlage bereits mit einem glänzenden inneren Siege wettgemacht und nur aus den Worten: „Selig sind die Toten, sie sind sicher vor Kummer und aller Unruhe,“ sprach ergreifend seine Seelenqual.

Wie groß seine moralische Überlegenheit, wie wirksam der schreckende Ruf seiner Persönlichkeit war, zeigte sich niemals deutlicher, als in den Wochen nach der Kunersdorfer Schlacht. Mit den zusammengerafften Trümmern seines Heeres deckte er die Wege nach Berlin; doch weder die Russen noch die Österreicher wagten den letzten Stoß gegen ihn zu führen, der über das Schicksal Preußens entscheiden mußte, auch dann nicht, als Daun selbst auf diesem Kriegsschauplatze erschienen war. Waren die Verbündeten auch in ihren politischen Zielen einig, in ihren militärischen Plänen und Ansichten gingen sie weit auseinander. Stand für die Österreicher die Eroberung Schlesiens in erster Linie, so lockte gerade dieser Preis die Russen am geringsten, ebensowenig waren sie gewillt, jenen alle blutige Arbeit dieses Feldzuges abzunehmen. So trat denn „das Mirakel des Hauses Brandenburg“ ein, wie es Friedrich bezeichnete: Die vereinten Gegner nutzten ihren zerschmetternden Sieg nicht aus, sie ließen Preußen und seinem Könige Zeit, wieder neue Kräfte zu sammeln. Als sie sich dann trennten, die Russen um Glogau zu belagern, die Österreicher um in der Lausitz Sachsen und Böhmen zugleich zu decken, war die drohendste Gefahr beschworen.

Sachsen war freilich zum größten Teil inzwischen an die Reichsarmee verloren gegangen, und selbst Dresden, den wichtigsten Stützpunkt für die Preußen und ein bedeutsames Friedenspfand in ihren Händen, hatte der General Schmettau unter dem Schrecken der Kunersdorfer Niederlage übereilt übergeben. Aber Friedrichs Feldherrngenius, der wieder frei die Schwingen entfalten durfte, schien auch „die Glücksgöttin wieder wie eine wetterwendische Geliebte zur Rückkehr zwingen zu wollen“. Die Russen fanden die Straße nach Glogau bereits durch den König an der Oder gesperrt und nahmen nach kurzer Zeit ihren Rückweg nach dem Osten; Prinz Heinrich aber entzog sich durch einen vielbewunderten geschickten Eilmarsch den Klammern der Daunschen Armee, um die nördlichen Landstriche Sachsens wieder zu gewinnen. Als dann Friedrich durch die Gicht vorerst gefesselt seinen aus Schlesien vorauseilenden Truppen ebendahin nachfolgte, durfte er hoffen, mit der Wiedereroberung Dresdens die militärische Rechnung auch dieses Jahr in befriedigender Weise zu begleichen. Indes sein gewagtes Mittel, die Österreicher

durch eine in ihren Rücken gesandte Heeresabteilung unter General Finck zum rascheren Rückzug zu nötigen, sie dabei empfindlich zu schädigen, schlug fehl. Der Finkenfang bei Maxen, der dies ganze preußische Korps in die Hände des Feindes gab, wurde in seinen moralischen wie in seinen materiellen Folgen gleich verhängnisvoll. Hatte nach Friedrichs Annahme das letzte Bund Stroh, der letzte Laib Brot entscheiden sollen, wer in Sachsen bleiben würde, so behauptete nun Daun, „die geweihte Kreatur", wie er ihn jetzt öfters ingrimmig verspottet, Dresden, trotz eines mühseligen Winterfeldzuges, den der König noch durch das schneebedeckte Erzgebirge unternahm, um die Österreicher aus ihren festen Stellungen nach Böhmen zu treiben.

XXII.

Immer düstrer und aussichtsloser gestaltete sich die Lage Preußens, wenn es nicht gelang, die Koalition der feindlichen Mächte zu trennen, vor allem Frankreich zum Rücktritt und Frieden zu bewegen. Wiederum hatte es sich in diesem Jahr unter der Leitung seines neuen Ministers, des Herzogs von Choiseul, mit voller Wucht in den Kampf geworfen, wenngleich es das Band seiner Verpflichtungen gegen Österreich ein wenig gelockert, namentlich die Zahlung der Subsidien an den Wiener Hof eingestellt hatte. Wiederum waren die französischen Waffen von einem Unglück nach dem anderen heimgesucht worden: in Westdeutschland, wo der Braunschweiger Prinz einen anfänglichen Mißerfolg durch den glänzenden Sieg bei Minden wettgemacht, auf dem Meere, wo die letzte Flotte Frankreichs vor der Küste der Bretagne zersprengt, in der alten und neuen Welt, wo der Rest des ostindischen Besitzes verloren gegangen war und Kanada das gleiche Los bevorstand. Es schien, als müsse das französische Kabinett unter diesen Schlägen endlich mürbe geworden sein. Zwar war die förmliche Einladung zu Friedensverhandlungen, die England und Preußen gemeinsam an die Koalition erlassen hatten, von den drei Mächten ablehnend oder ausweichend beantwortet worden, aber es eröffnete sich dafür die Aussicht, einen Sonderfrieden mit Frankreich zu erreichen.

Abb. 91. De la Motte Fouqué.
Stich von D. Berger.

Friedrich war wie einst drei Jahre vorher aufs eifrigste dafür thätig, weil er wußte, daß seine Volkstümlichkeit in England um so rascher sank, je länger er seinen siegreichen Bundesgenossen zur Last fiel, daß damit zugleich bei der Spaltung des englischen Ministeriums Pitts Stellung immer gefährdeter wurde. Trug er sich wohl zuweilen mit Hoffnungen auf einen kleinen Landerwerb, etwa in der Lausitz, auf eine Brandsalbe für die Wunden, die sein Staat empfangen, so erklärte er sich doch auch mit dem Status quo zufrieden, wenn dabei der Friede zu stande komme. Aber daß es für ihn ein unabweisbares Gebot der Ehre sei, keinen Fuß breit Landes abzutreten, darüber ließ er keinen der offiziellen und geheimen Unterhändler in Zweifel, weder die eng-

lischen Minister noch Freund Voltaire, der hier gern die Fabelrolle der Maus spielen wollte, die am Netze des gefangenen Löwen die Masche zernagt, weder die Herzogin von Gotha noch ihren „Merkur", den jungen Edelsheim, der in Friedrichs Auftrage nach Paris und London ging. Indes an der hinterhaltigen, von Kaunitz noch immer beeinflußten Politik Frankreichs, das wohl gern mit England allein abgeschlossen hätte, Preußen aber seinem Geschick überlassen wollte, zerschlugen sich alle diese Aussichten, welche vom Herbste bis zum Frühling 1760 den König in Atem und in der Hoffnungsschwebe hielten.

Ohne den Frieden mit Frankreich sei er im Juli verloren, diese pessimistische Prophezeiung wiederholte er seinen Vertrauten gegenüber. Wenn er dann den Eintritt der Katastrophe bis zum August verschob, so stellte er seine Erwartungen auf das Eingreifen der Türken, die nicht minder trogen, und als letzten Termin bezeichnete er schließlich den September, falls nicht ein Wunder geschehe. So berechnete er sein und seines Staates Dasein nur noch auf die Frist weniger Monate in der steten, quälenden Sorge, von der Übermacht seiner Gegner erdrückt zu werden. Trotzdem erschien es ihm unumgänglich notwendig, der Entscheidung im Felde nicht auszuweichen, vielmehr jederzeit die günstige Gelegenheit für sie zu erspähen, „da man sonst am lebendigen Leibe verdorre". Immer wieder schärfte er diesen Grundsatz seinem widerstrebenden Bruder Heinrich ein, der den Auftrag erhalten hatte, Schlesien gegen die Russen und General Laudon zu decken, während er selbst in Sachsen Daun gegenüberstand. Vergebens aber bemühte er sich, seinen vorsichtig abwartenden Gegner, der ihn nur zu beschäftigen gedachte, bis eine günstige Wendung in Schlesien eingetreten, zu einer Schlacht zu zwingen. Es gelang ihm weder ein Vorstoß von Meißen aus noch sein Anschlag auf Dresden, als er durch die Einleitung eines Abmarsches nach Schlesien Daun verleitet hatte, ihm rasch voranzueilen. Inzwischen kam von dort die Unglücksbotschaft, daß Fouqué, der alte Rheinsberger Genosse, auf seinem vorgeschobenen Posten bei Landshut umzingelt und daß sein Korps trotz mannhafter Gegenwehr vernichtet worden, daß die Festung Glatz gefallen sei, und die Österreicher vor Breslau ständen.

Unverzüglich beschloß Friedrich am gefährdetsten Punkte selber zu erscheinen. Während Prinz Heinrich, der in der Neumark die Russen beobachtet hatte, gleichfalls nach Breslau eilte und die Stadt rechtzeitig entsetzte, rückte er in Geschwindmärschen nach Schlesien, von den Österreichern unter Daun und Lacy argwöhnisch begleitet. Hier fand er sich einem dreifach überlegenen Feinde gegenüber, dem zugleich nahe genug, um beim letzten Akte der Tragödie mit eingreifen zu können, die Russen standen. Schon mußte er im Stile eines Parteigängers jeden Tag die Stellungen wechseln, um den feindlichen Angriffen sich zu entziehen, als ihm in den frühen Morgenstunden des 15. August ein glücklicher Zufall die Siegesgöttin in den Weg führte. Er hatte in der Nacht sein Lager bei Liegnitz verlassen, in dem ihn am nächsten Morgen die Österreicher von allen Seiten her zugleich angreifen und vernichtend schlagen wollten, als er unversehens auf den bereits anschleichenden Laudon stieß. Mit der nur ihm eigenen Geistesgegenwart wußte er trotz der noch herrschenden Dunkelheit die Truppen des einen Flügels so überwältigend auf den Gegner zu werfen, daß dieser mit starken Verlusten über die Katzbach zurückgehen mußte, während sein anderer Flügel Dauns und Lacys spätere Annäherungsversuche ohne Mühe abwehrte. Die unmittelbare Folge dieses Sieges war der Rückzug einer bereits über die Oder gegangenen starken russischen Heeresabteilung und die Vereinigung der Preußen bei Breslau.

In den nächsten Wochen danach war Friedrich bemüht, durch geschickte Märsche und kühne Manöver die Österreicher von den schlesischen Bergen hinweg nach Böhmen zu treiben; aber das Mißverhältnis der Kräfte war zu groß, und noch immer standen die Russen unschlüssig drohend an den Grenzen der Provinz. Die Entscheidung, die er suchte und die zugleich der Wiener Hof seinen Feldherrn immer dringlicher ans Herz legte, sollte auf anderen Gefilden fallen. Die Nachricht von der Besetzung und Brandschatzung Berlins durch eine vereinigte russisch-österreichische Heeresabteilung sowie von Verlusten in Sachsen rief den

Abb. 92. Leopold von Daun.
Stich von Nilson nach M. de Meitens.

König aus Schlesien ab. Es gelang ihm zwar nicht mehr, die zurückweichenden Russen zur Schlacht zu stellen, wohl aber seinen treulichen Begleiter Daun, der ihm auch diesmal auf den Fersen nach Sachsen gefolgt war.

Aus der festen Höhenstellung bei Torgau, die für damalige Begriffe als uneinnehmbar galt, beschloß Friedrich seinen Gegner zu werfen und ihm ein nasses Grab in der Elbe zu bereiten. General Zieten erhielt den Auftrag, den Feind in der Front festzuhalten und anzugreifen, wenn der König im Rücken der Österreicher erscheinen und gegen sie vorrücken werde. Dessen Truppen hatten für diese Umgehung einen weiten Marsch durch die Heide zurückzulegen und traten, da seine Richtung geändert werden mußte, in starker Unordnung aus dem Walde, als bereits von Zietens Seite her Kanonendonner erscholl. Um seinem General Luft zu machen, setzte Friedrich seine Bataillone, kaum daß sie ihren Aufmarsch vollendet hatten, zum Sturme gegen die feindliche Position an, in der Daun sich inzwischen für diesen Fall weislich eingerichtet hatte und seinen Gegner mit einem furchtbaren Geschützfeuer überschüttete. Vergebens mühte sich die preußische Infanterie, außerdem von einem wilden Schneesturm empfangen, unter empfindlichsten Verlusten ab, die beherrschenden Höhen zu nehmen, so daß der König, dem selbst mehrere Pferde unter dem Leib erschossen wurden und den eine Prellkugel auf die Brust traf, bei dem früh einfallenden Novemberabend das Gefecht abbrechen mußte. Da wand sich noch unerwartet in letzter Stunde der Siegeslorbeer um seine Fahnen. Der alte Zieten, heute auf den höchsten verantwortungsvollen Posten der Armee gestellt, nachdem er lange Jahre hindurch als Husarenführer geglänzt, war nach einem langen bedeutungslosen Feuerkampf nur zögernd und spät zum Angriff geschritten und hatte gleichfalls schwere Verluste erlitten, bis es in der Dunkelheit einigen seiner Regimenter gelang, auf einem Damm die steilen Höhen zu gewinnen und den überraschten Feind zu werfen. Auch zerstreute Mannschaften von des Königs Abteilung wirkten bei diesem letzten entscheidenden Sturme mit. Die völlig erschöpften Österreicher fluteten unaufhaltsam durch Torgau über die Elbe zurück. Es war ein mit teuren Opfern erkaufter Sieg, den Friedrich so errang, nur geschaffen, wie er selbst sagte, um weiterem Unheil zu wehren, nicht aber um große Wirkungen und Erfolge nach sich zu ziehen.

In der That das Ergebnis dieses Feldzuges glich fast genau dem des Vorjahres, nur daß auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Lage sich verschlimmert hatte, Hessen ganz in die Hände der Franzosen gefallen war. Allerdings der Ersatz des Heeres vollzog sich glatter, als der König erwartet hatte, so daß es auf die Stärke von 100 000 Mann Feldtruppen gebracht werden konnte, unter ihnen freilich viel zweifelhaftes Menschenmaterial. Auch die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel machte ihm so wenig Schwierigkeiten, daß er vorerst noch mit Sicherheit hoffen durfte, den letzten Thaler in der Tasche zu behalten und damit Sieger zu bleiben. Wenn auch die Generaldomänenkasse gar keinen Zuschuß mehr leisten konnte, so flossen doch die Einkünfte aus Schlesien noch regelmäßig, und die Geldforderungen wie die Ansprüche an Naturalverpflegung wurden in Sachsen auf das höchste geschraubt, für das nächste Jahr 1761 z. B. im Anschlag

auf vierzehn Millionen Thaler, von denen dann etwa zehn Millionen wirklich eingingen. Dazu traten die Erträge aus der Münze, die schon im Jahre vor dem Ausbruch des Krieges an jüdische Unternehmer vergeben, bei einer steigenden Verschlechterung des Münzfußes und bei der Überschwemmung Preußens und der Nachbarländer, besonders Polens, mit den berüchtigten „Ephraimiten", einen wachsenden Schlagschatz gewährte, der im Jahre 1761 allein auf sechs Millionen sich bezifferte. Dazu kam weiter die Ausmünzung der englischen Subsidien, die in dem gleichen Jahre deren Wert um weit über das Doppelte steigerte. Die preußischen Finanzen waren mit einem so raffinierten Geschick geleitet, daß selbst der Ausfall jener Hilfsgelder, der 1762 eintrat, ihr Gleichgewicht nicht ernstlich zu stören vermochte.

War demnach ein Hauptnerv der weiteren Kriegsführung für Preußen noch keineswegs gelähmt, so wurde doch auch er durch den immer enger werdenden Kreis der feindlichen Einschließung bereits empfindlich berührt. Daß die Hilfsquellen des Staats versiegten, die organischen Kräfte seiner Widerstandsenergie abstarben, diese Katastrophe schien unabwendbar, ihr Eintritt nur noch eine Frage von Monaten zu sein. Das Gemälde des preußischen Staates war wirklich kein Watteau, sondern ein düsterer Spanier, wie Friedrich treffend bemerkte. Weil jetzt jeder gelungene Stoß der Feinde die verhängnisvollsten Wirkungen haben, jede eigene Niederlage alles ins Verderben reißen konnte, schien ihm äußerste Behutsamkeit im Felde geboten, und begann auch er die Fährlichkeiten einer Schlacht mit ängstlichem Auge abzuwägen, bis seine alte Anschauung wieder rasch die Oberhand gewann, daß man sich verdoppeln müsse, um dem Gegner gewachsen zu sein, daß man sich nicht von ihm nach Belieben einwickeln lassen dürfe, sondern überall sehen müsse, wo man ihn treffen könne. Wenn er auch in diesem Geiste den Feldzug weiterführte, der unerbittliche Zwang der Thatsachen, die unverrückbaren Grenzen seiner Kraft sorgten dafür, daß sich ihm fortan die Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlage fast immer unter ungünstigen Umständen bot und deshalb versagte, daß dadurch das Bild des Krieges

Abb. 93. Hans Joachim von Zieten. Stich von D. Berger nach Therbusch.

gegen die Vorjahre ein sehr verändertes Aussehen gewann.

Während sich in Sachsen Prinz Heinrich und Daun nahezu bewegungslos gegenüberstanden, der eine wetteifernd mit dem anderen in Vorsicht und Bedächtigkeit, übernahm der König in Schlesien, das ihm mit Recht am gefährdetsten erschien, selbst das Kommando, um die Unheil drohende Vereinigung der Russen und Österreicher zu verhindern. Er war gewillt, zu dem Zwecke mit Laudon, obschon ihm dieser an Streitkräften überlegen war, den Waffengang zu wagen, nicht aber mit den Russen, da er sich von ihrer Niederlage keine einschneidende Wirkung, wie die Räumung Schlesiens versprach. Lange beobachteten sich beide Gegner in festen Stellungen am schlesischen Gebirge. Einen Versuch Laudons, mit den Russen auf dem Wege durch Oberschlesien zusammenzustoßen, wußte der König durch kühne, geschickte Märsche zu vereiteln, aber ihre Vereinigung in Niederschlesien mußte er gewähren lassen, nachdem er den günstigen Augenblick, die Russen allein anzugreifen, hatte verstreichen lassen. Im Lager von Bunzelwitz war er dann wochenlang von den Feinden eingekreist, ohne Nachricht von den Vorgängen in Europa, jede Nacht eines Überfalls gewärtig, trotz allem in zuversichtlicher, ruhiger Stimmung. Befreiten ihn aus dieser Krise die Unentschlossenheit und die Uneinigkeit der feindlichen Heerführer, so traf ihn nach dem Abmarsch der Russen ein empfindlicher Schlag durch den Verlust der Festung Schweidnitz, die er bisher sorgsam gegen alle Absichten Laudons gedeckt hatte und die dieser nunmehr durch den echten Kroatenstreich eines Leiternsturmes in einer Nacht gewann. Bald darauf fiel auch Kolberg, das wiederholt vergeblich belagerte Bollwerk Hinterpommerns, in die Hände der Russen. Zum erstenmale durften sich die Gegner ihre Winterquartiere auf preußischem Boden wählen. Immer lebensbedrohlicher umschnürte Friedrichs Lande der Ring der feindlichen Armeen.

Abb. 94. Laudon. Stich von J. E. Nilson.

Um das Maß des Mißgeschickes voll zu machen, verlor Preußen zu gleicher Zeit die einzige politische Rückendeckung, die es bisher gehabt. England begann sich den Verpflichtungen seiner Bundesgenossenschaft zu entziehen. Eingeleitet war diese Wendung schon seit dem im Herbste 1760 erfolgten Tode König Georgs II., seitdem Lord Bute, der Vertraute des Thronfolgers, in das Ministerium getreten war. Aber solange Pitt noch in ihm saß, war Friedrichs Appell an die Treue wie an den politischen Weitblick seines Verbündeten niemals überhört worden, so stark auch die Strömung der britischen Nation sich dem Frieden zuwandte. Mit dem Gedanken an ein Sonderabkommen Englands und Frankreichs hatte er sich allerdings längst vertraut gemacht, freilich stets in der Voraussetzung, daß ebenso wie Frankreich dann nur noch an seine durch den Vertrag von 1756 festgesetzte bundesmäßige Hilfe für Österreich gebunden sei, auch England ihm etwa die Hälfte seiner niederdeutschen Armee, mit der Prinz Ferdinand bisher Hannover und das nördliche Westfalen behauptet hatte, zur Verfügung stelle und unterhalte. Indes diese Friedensverhandlungen waren völlig ins Stocken geraten, nachdem es Frankreich gelungen war, Spanien für die bourbonische Inter-

essengemeinschaft zu erhitzen und in den Kampf gegen England zu verwickeln. Gerade der Mangel an Energie, mit dem das englische Kabinett dieser neuen Gefahr entgegentrat, wurde der Grund zu Pitts Rücktritt aus dem Ministerium. Fortan verfolgte der im engsten Gesichtskreis befangene Bute mit allem Nachdruck seiner politischen Verbohrtheit und mit wenig wählerischen Mitteln hinterlistiger Verschlagenheit das Ziel, sich des lästigen Bundesgenossen zu entledigen, ihm den Frieden mit dem Zwang zu Opfern an Land und Leuten aufzuerlegen. Er unterhandelte mit Preußen, wie Friedrich ingrimmig bemerkte, nur noch „mit erhobenem Stock". Der Wegfall der Subsidien, ein Annäherungsversuch an den Wiener Hof, geheime Aufreizungen des russischen Kabinetts, alles diente der gleichen Einschüchterungspolitik.

So düster und hoffnungslos war dem König seine Lage noch nie erschienen wie in diesem Winter auf 1762. Der einzige Hoffnungsstrohhalm, an den er sich wie der Ertrinkende klammerte, war die so oft erwartete und immer ausgebliebene Hilfe der Türken. Trug er sich mit dem Entschluß der Verzweiflung, seine gesamte Streitmacht zusammenzuballen und sie zerschmetternd auf einen seiner Feinde zu werfen, so erwog er daneben den Plan, wie seine Minister auf dem Wege der Verhandlung für seinen Neffen noch die Reste des Staates retten möchten. Der Gedanke, sich selbst dieser Katastrophe zu entziehen, gewann wieder in ihm die Oberhand. Von neuem bemächtigte sich seiner die entsagungsvolle Stimmung, der er vor kurzem noch an d'Argens den ergreifenden Ausdruck geliehen:

„Nie werde ich den Augenblick erleben, der mich bestimmen wird, einen nachteiligen Frieden zu schließen; keinerlei Überredung, so beredt sie auch sein möge, wird mich bewegen können, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben oder wenn dieser Trost dem Schicksal, das mich verfolgt, noch zu süß erscheinen sollte, so werde ich meinem Elend ein Ziel zu setzen wissen, wenn es nicht mehr zu ertragen ist. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine Mannesjahre meinem Staat geopfert habe, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter selber zu verfügen."

Abb. 95. Peter III., Kaiser von Rußland. Stich von J. E. Nilson.

Da trat die erlösende Schicksalswendung von einer Seite her ein, von der Friedrich sie am wenigsten erwartete. Hatte er bei Beginn des Krieges noch damit gerechnet, daß der Tod der schwerkranken Kaiserin Elisabeth ihn von dem Gegner im Osten befreien könnte, sogar für diesen Fall schon die Beglaubigungsschreiben seines Vertreters bereit gehalten, so hatte er sich seitdem überzeugen müssen, daß, solange noch ein Lebensfunke in der russischen Kaiserin glühte, sie an ihrer feindseligen Gesinnung mit äußerster Hartnäckigkeit festhielt. Wenn Frankreich von Jahr zu Jahr das Band seiner Verpflichtungen gegen Österreich immer weiter lockerte, so knüpfte es Rußland dafür um so fester. Mit dem Gewinn von Ostpreußen hatte es sich selbst seinen Siegespreis ausbedungen. Verschiedene Schritte, die Friedrich unternommen hatte, um durch Bestechung auf das russische Kabinett Einfluß zu gewinnen, waren schon beim ersten Anlauf mißglückt.

Als nun Mitte Januar 1762 die Kunde

vom Tode der Kaiserin einlief, kam es ihm unter dem Druck seiner Lage nur allmählich zum Bewußtsein, welchen Umschwung sie herbeiführen werde. „Morta la bestia, morto il veneno“ schrieb er an seinen Gesandten in London; aber welche Wege nun der Thronfolger Kaiser Peter einschlagen werde, war trotz seiner bekannten schwärmerischen Sympathien für König Friedrich zunächst völlig unsicher. Unter Umständen konnten gerade aus den Beziehungen Preußens zur Pforte sich jetzt sehr unliebsame Verwickelungen ergeben. Das Entgegenkommen des russischen Herrschers klärte indes ungemein rasch die Lage. Der preußische Gesandte, der den seit über einem Jahrzehnt unterbrochenen diplomatischen Verkehr mit dem Petersburger Hofe wieder aufnahm, fand die herzlichste Aufnahme und die von Beteuerungen der Freundschaft und Dankbarkeit überströmenden Briefe Friedrichs waren mit ihren überstark aufgetragenen Schmeicheleien darauf berechnet und dafür geschaffen, den beschränkten Sinn Peters völlig zu gewinnen und zu fesseln. Der Einstellung der Feindseligkeiten folgte nicht bloß bald der Friede, dem sich auch Schweden anschloß, sondern sogar ein Bündnis, das Preußen ein russisches Hilfskorps in der Stärke von 20 000 Mann sicherte, ohne dafür seinen unmittelbaren Kräfteeinsatz für des Kaisers Absichten gegen Dänemark zu fordern.

Wenn Friedrich wohl daran dachte, die Gunst der Lage voll auszunutzen und im Vertrauen auf das Eingreifen der Türken seine alten Offensivpläne gegen Mähren und Böhmen wieder aufzunehmen, so zwang ihn ein neuer jäher Umschwung der Dinge in Rußland, die Entthronung und Ermordung Peters, die fast an Feindseligkeit streifende Zurückhaltung der Kaiserin Katharina, den Krieg wiederum in dem bescheidenen Rahmen des Vorjahres zu führen. Er durfte froh sein, daß die russischen Truppen noch so lange bei ihm aushielten, bis es ihm gelungen war, Daun von seiner die Festung Schweidnitz schützenden Stellung abzudrängen. Die Wiedereroberung dieses Platzes bildete das Ende und Hauptergebnis des eintönigen Feldzuges, dem Prinz Heinrich durch seine erste und einzige siegreiche Feldschlacht bei Freiberg in Sachsen wenigstens einen triumphierenden Schlußakkord gab.

Auch auf dem westlichen Kriegsschauplatze war das Glück der Waffen der zerfallenden Koalition der Mächte nicht hold. Prinz Ferdinand hatte das lange von den Franzosen behauptete Hessen wiedergewonnen und das frisch in den Krieg eingetretene Spanien hatte mit dem Verlust der Westindischen Inseln und der Philippinen seinen Leichtsinn büßen müssen. Wenn trotz dieser Erfolge Lord Bute ohne jede Rücksicht auf den alten Bundesgenossen zum Frieden drängte, so handelte er dabei in dem Bestreben, sich um jeden Preis an der Spitze der Geschäfte zu halten, keineswegs aber im Interesse Englands. Er wahrte dies bei der Auseinandersetzung mit Frankreich und Spanien nur insofern, als er seinem Staate die Alleinherrschaft in Nordamerika sicherte, gewiß eine stolze Errungenschaft, die jedoch nach wenigen Jahrzehnten schon in ihrem Werte die erheblichste Einbuße erleiden sollte.

Dem isolierten Österreich, das längst seine Hilfsmittel erschöpft hatte, stand kein anderer Ausweg nun mehr offen als die Pforte des Friedens. Dem stolzen Sinne des Wiener Hofes war es sehr willkommen, daß er nicht selbst den ersten Schritt zu thun brauchte, daß das aus tausend Wunden blutende Sachsen, das ein Ende seiner Not sehen wollte, vermittelnd vorangiug. Wenn Friedrich die Eröffnungen des sächsischen Vertreters günstig aufnahm und auf dem Schlosse Hubertusburg bei Leipzig die Friedensverhandlungen bald in Gang kamen, so wußte er doch auch in ihrer Führung den wohlverstandenen Vorteil seines Staates mit unerschütterlicher Energie zu behaupten. Nicht mit Unrecht durfte ihn Mitchell als den größten Unterhändler bewundern, den es je gegeben habe. Weder gab er Österreich die Grafschaft Glatz preis noch ermäßigte er seine Ansprüche an Sachsen und mit besonderem Geschick wich er der Einmischung Rußlands aus, das sich als Makler in letzter Stunde anbot. Brachte ihm auch der Friedensschluß vom 15. Februar 1763 keinerlei greifbaren Gewinn, bestätigte dieser lediglich den Besitzstand vor dem Kriege, so sah er in ihm doch die vorteilhafteste Lösung der Krise, die den Umständen nach zu erreichen war. Ohne jeden Überschwang

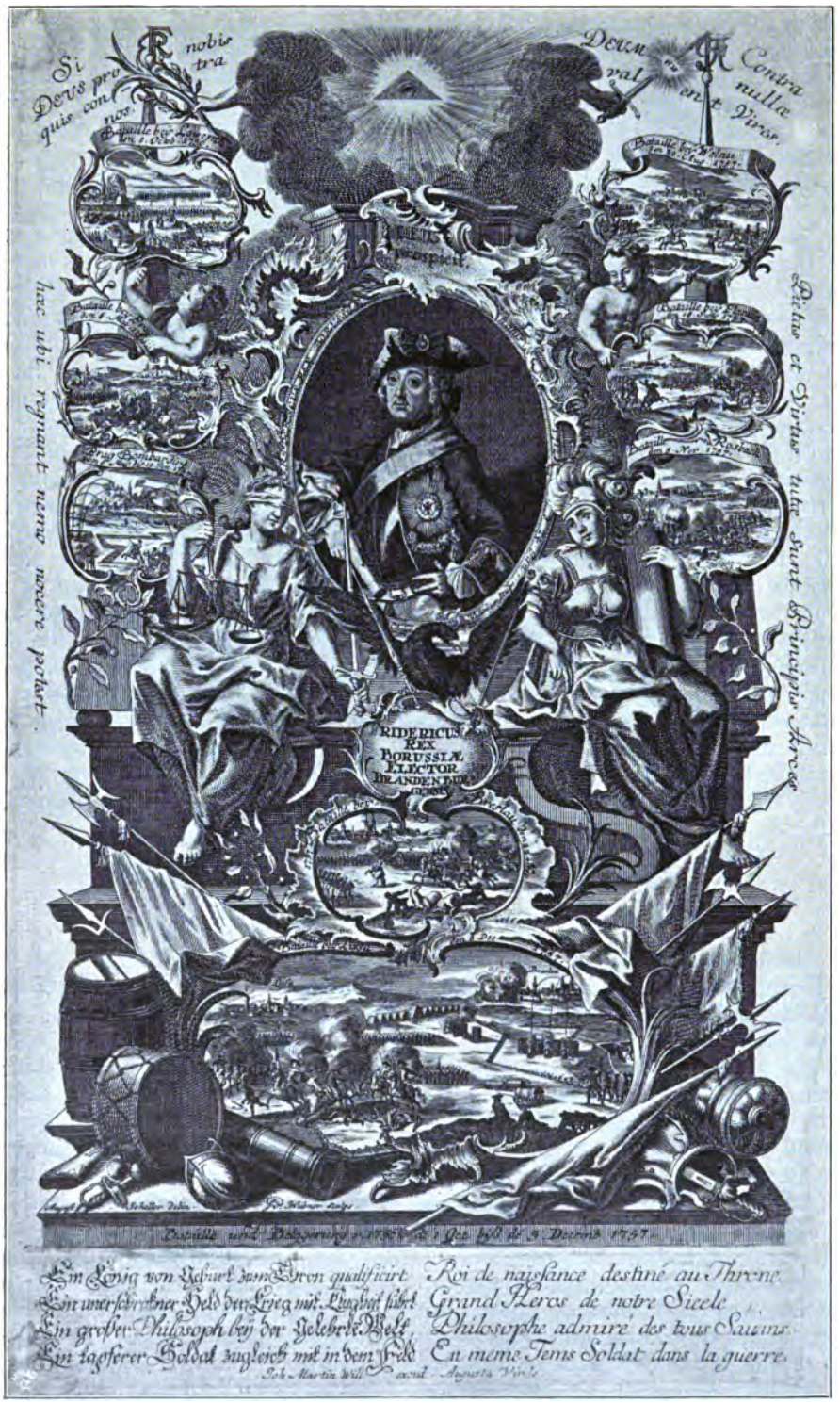


Abb. 96. Huldigungsblatt zur Veranschaulichung der lebhaften zeitgenössischen Kupferstichindustrie von Augsburg. Stich von Hübner nach August Scheller.

freudigen Gefühls, aber mit dem vollen Aufatmen einer lastbefreiten Seele begrüßte er diesen Ausgang des langen peinvollen Kampfes.

Es war eine schier übermenschliche Kraftprobe gewesen, dies siebenjährige Ringen, für Preußen und seinen König. Daß sie siegreich überstanden, ward für die Folge von unermeßlicher Bedeutung.

Hatte Friedrich es während des Krieges oft genug hervorgehoben, daß er für die deutsche Freiheit und die protestantische Sache streite, so lag jener Behauptung ein wahrerer und tieferer Sinn zu Grunde, als er selber ahnte. Waren diese Ideale für ihn sicherlich viel mehr politische Schlagworte denn treibende, sittliche Kräfte, in der Wirklichkeit standen sie doch unter Preußens Fahnen. Daß die politische Übermacht und die reltgiöse Einseitigkeit des österreichischen Kaisertums ganz Deutschland in Fesseln schlagen werde, diese drohende Gefahr hatte das Volk richtiger empfunden und lebhafter gefürchtet als seine Fürsten. Daß sie nunmehr glücklich abgewandt, schien von segensreichster Bedeutung. Und das Bewußtsein, daß deutsche Kraft einer Welt von Feinden standgehalten hatte, wurde zugleich eine unversiegliche Quelle nationalen Gemeingefühls, aus der jeder Deutsche schöpfen durfte, auch wenn er nicht auf Preußens Seite gestanden hatte. Welchen Widerhall die Kunde von Friedrichs Ruhmesthaten auch in Süddeutschland fand, hat uns niemand anschaulicher geschildert als Goethe. Die Angehörigen aber des jungen, siegreichen Staates, der sich nicht nur neben der alten deutschen Vormacht behauptet, der sich eine Stelle unter den europäischen Großmächten erobert hatte, fügte die Erinnerung an diese große Zeit und ihre furchtbare Not mit unlöslichem Kitte zusammen, erfüllte sie mit jener stolzen, selbstbewußten, herben Gesinnung des Preußentums, welche die schwersten Schicksalsschläge überdauerte, das Vaterland aus tiefster Erniedrigung wieder emporhob und die, so abstoßend sie zuweilen gewirkt haben mag, unter den grundlegenden Elementen des neuen Deutschlands mit in erster Reihe steht. Die Machtabmessung ferner des europäischen Staatensystems, das Kräftespiel der fünf Großmächte, das der siebenjährige Krieg hinterließ, hat sich ohne wesentliche Änderungen bis dicht auf unsere Tage erhalten, bis die Bühne des einen Erdteiles zum Weltkreis erweitert neuen Gewalten zur Entfaltung Raum gewährt hat. Daß die germanische Rasse auch in diesen weltpolitischen Wettkampf mit Aussicht auf Erfolg eintritt, ist nicht zuletzt mit auf den Bund Friedrichs und William Pitts zurückzuführen.

XXIII.

Unbezweifelt stand nach dem Kriege, trotz empfindlicher Niederlagen, die Unbesieglichkeit der preußischen Waffen fest. Glänzender und fleckenloser denn je schien der kriegerische Ruhm des königlichen Feldherrn zu strahlen. Und doch wurden frühzeitig Stimmen kritischer Mißgunst laut, zumeist aus dem Kreise des Prinzen Heinrich stammend, die nahezu systematisch darauf abzielten, die Thaten Friedrichs zu verkleinern. Ja selbst seine großen unzähligemal im Gefecht, im Lager wie auf dem Marsch bewährten persönlichen Eigenschaften, seinen Mut und seine Entschlossenheit, wagten die Lästerzungen in den Staub zu ziehen. Hatte dem Prinzen das verständnisvolle Mitgefühl für seinen Bruder stets gefehlt, so daß er nach dem Tage bei Kolin seiner Schadenfreude über den „Fall Phaetons“ ungescheut Ausdruck gab, hatte er ihn mit seinen empfindsamen Verstimmungen und Abschiedsgesuchen während des Feldzuges oft genug gequält, so faßte er nunmehr sein von Neid und Überhebung zugleich eingegebenes Urteil über die Feldherrnbegabung Friedrichs in dem Satze zusammen: „Mein Bruder wollte nur immer bataillieren, das war seine ganze Kriegskunst.“ Weder Prinz Heinrich noch seine Vertrauten, welche der militärischen Litteratur über den siebenjährigen Krieg fast ein Jahrhundert lang Ton und Richtung gegeben, sie mit ihren Legenden entstellt haben, hatten eine Ahnung, wie hoch sie gerade mit dieser Charakteristik Friedrich über den Bannkreis des Jahrhunderts erhoben.

Selbstverständlich hat sich Friedrich in seiner Kriegsführung aus den materiellen

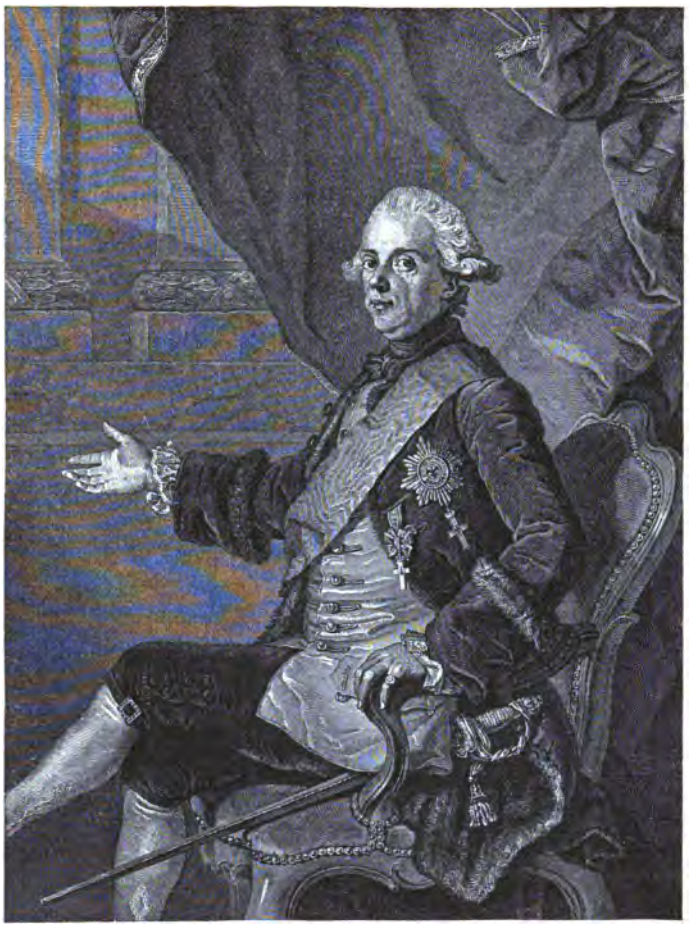


Abb. 97. Prinz Heinrich. Stich von G. F. Schmidt nach A. Vanloo.

Schranken seiner Zeit, wie sie namentlich durch die Heeresverfassung gezogen wurden, nicht gelöst. Auch für ihn war das Werbeheer ein kostbares Instrument, das mit Schonung und Behutsamkeit behandelt werden mußte, dessen lockeres Gefüge weder die Tirailleurtaktik der französischen Revolution noch die Requisitionsverpflegung im Stile Napoleons zuließ, für dessen Ergänzung Winterquartiere eine durchaus notwendige Einrichtung waren. Aber von den strategischen Anschauungen seiner Zeitgenossen hat er sich nahezu völlig losgerungen, vielleicht mehr noch in der That als in Wort und Lehre.

Wenn seit den Tagen Turennes und Montecucolis der Ehrgeiz des Feldherrn darauf zielte, den Gegner durch geschickte Märsche und Bewegungen allmählich mattzusetzen, zum Wagnis der Schlacht sich aber nur im dringendsten Notfall, bei der vollständig sicheren Aussicht des Erfolges zu verstehen, so hat Friedrich dem gegenüber allezeit mit ausgesprochener Vorliebe gerade die Waffenentscheidung der Schlacht bevorzugt. Zur Offensive wie zur Schlacht drängte nicht nur das Feuer seines Temperaments, sondern auch seine klare Erkenntnis, „daß unsere Kriege kurtz und vives sein müssen, daß diejenigen, welche preußische Armeen commandiren, obwohl klüglich und vorsichtig, die Sachen zu decidiren suchen müssen". Und er hat des weiteren begriffen und danach gehandelt, daß die Schlacht die völlige Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte

Abb. 98. Friedrich der Große. Nach einem zeitgenössischen farbigen Bilderbogen.

Es hat das richtige Augenmaß für seine Beurteilung als Feldherrn nur verwirrt, daß wenige Jahrzehnte nach ihm der Welteroberer Napoleon seine Feldzüge mit riesigen Massen und rücksichtsloser Verwegenheit in Scene setzte, den Krieg nur um des Krieges willen führte. Man hat in jüngster Zeit wohl einen absoluten Gegensatz zwischen ihm und Friedrich dahin konstruiert, daß jener die Niederwerfungsstrategie mit dem einen Pol der Schlacht, dieser die Ermattungsstrategie mit den zwei Polen der Schlacht und des Manövers vertrete, und man hat zu dem Zweck die Lehren unseres großen Kriegsphilosophen Clausewitz ergänzen und ausbauen wollen, ohne dabei zu beachten, daß es im Clausewitzschen Sinn nur eine Kriegsführung geben kann und gibt, die nach den verschiedenen Erscheinungsformen der Kriegsobjekte in der Geschichte zwar wechselnde Bilder zeigt, in Begriff und Wesen aber immer eins bleibt. Mag man bei Friedrich die Großartigkeit des Entwurfes und die Kühnheit der Ausführung vermissen, die man an Napoleon bewundert, so ist er diesem durch das richtige Gleichgewicht, in dem alle Elemente der Kriegsführung bei ihm stehen, überlegen. Neben dem lodernden Feuerbrande des Imperators brennt die ruhig strahlende Flamme des Königs. Immer wird er unter den größten Feldherren aller Zeiten, neben Alexander, Cäsar, Napoleon und Moltke seinen Platz mit Ehren behaupten.

Kaum einen aber mag es unter all den Helden des Krieges geben, dem seine Ver-

zum Zweck haben, daß in ihr die Entscheidung des Krieges gesucht werden müsse. Alle Friedericianischen Schlachten sind mit vereinzelten Ausnahmen als Angriffs- und Vernichtungsschlachten geplant und angelegt. In Theorie und Praxis steht Friedrich hier inmitten seiner Zeit auf einsamer Höhe. Aber sein größtes Verdienst liegt nicht hier. Es besteht vielmehr darin, daß er seine Kriegsweise allemal dem Zwang der veränderten Umstände anzupassen wußte, daß er gegen die erdrückende Übermacht sich zur rechten Zeit auf die strategische Defensive zu beschränken verstand, daß er mit maßvoller Besonnenheit Kraft und Stunde abwog, daß er das kunstvolle Operieren, das geschickte Manöver nach Lage der Dinge ebenso wertete, wie die Feldschlacht, daß er mit einem Worte stets nicht als bloßer Soldat, sondern als Krieger und Staatsmann zugleich dachte und handelte.

Mon cher frere.

n'etes pas encore restitué de
mon cher frere pour faire
pas de Luy meme ; je m
donne des Conseils a La
Son Mal, fortifiér ses no
Esprit, et tachér de passér
qui nous est finsé pour h
Le Mamamouchi est V
Charme de la Nouveauté
de Compatriotes a se faire
Gout pour Les Spectacles et
et de L'Autre ce qui Lu
des Spahïs, c'est apeupres
peuples Européans ont un
Sur tout les habitans des
industrieux, plus rafinéz qu'
premiérs principes des ch
plus que tout ces gens pris e
a berlin, et je crois etre a
j'ai travaillé depuis 10 ann
piesses que je peu Laissér
ce que peut prevoir la prud
de Nos Enemis et de Nos E
avec nous: Vous Auréz un
fait pressent il n'atant q

Brief Friedrichs des Großen an seinen Brud

4. Dezember 1763.

Mein lieber Bruder! Es thut mir sehr leid zu hören, daß Sie sich von Ihrer Unpäßlichkeit noch nicht erholt haben. Sie brauchen Bewegung, mein lieber Bruder, damit das Blut, wenn es nicht von selber rollt, in Fluß kommt. Ich finde es scherzhaft, daß ich mit meiner Hypochondrie der Ihrigen Ratschläge gebe; aber, mein lieber Bruder, man muß sein Leid in die Flucht schlagen, seine Nerven stärken, seinen Magen ausbessern, seinen Geist aufheitern und versuchen, so glatt wie möglich über all das hinwegzukommen, das uns für unser Wohnen und Leben hienieden nun einmal bestimmt ist.

Der Mamamouchi ist hier angekommen, ich würde sehr erstaunt sein, wenn der Reiz der Neuheit nicht einen oder den andern unter meinen närrischen Landsleuten dazu bringen sollte, sich beschneiden zu lassen. Der alte Effendi findet besondern Geschmack an Schauspiel und Jagd; beides habe ich für ihn zu seinem großen Vergnügen veranstaltet. Ich habe die Spahis zu Pferde gesehen, sie sehen ungefähr wie die Kosaken aus. In Wahrheit sind wir, die Völker von Europa, diesen Asiaten doch weit voraus und ebenso den Bewohnern der übrigen Erdteile, wir sind betriebsamer, gewandter als sie und wenn wir auch den letzten Grund der Dinge nicht kennen, so wissen wir doch hundertmal mehr als diese Leute alle zusammen. Der Effendi kehrt heute nach Berlin zurück, ich glaube jetzt darüber ruhig sein zu dürfen, daß diese Allianz, an der ich seit zehn Jahren gearbeitet habe, zum Abschluß kommt. Sie ist eins der besten Erbstücke, die ich meinem Neffen hinterlassen kann, und sie wird, soweit menschliche Klugheit das voraussehen kann, dazu beitragen, unsern Feinden und unsern Neidern die Achtung vor den Verträgen zu lehren, die sie vor kurzem mit uns geschlossen haben. Sie sollen ein schönes türkisches Pferd erhalten, das Ihnen der Kaiser zum Geschenk macht und das nur Ihrer Ankunft harrt ebenso wie ich, um Sie, mein lieber Bruder, nämlich der zärtlichen Liebe und der vollendeten Hochachtung zu versichern, mit der ich bleibe

Mein lieber Bruder

Ihr treuer Bruder
und Diener

Friedrich.

Vous assurer Monsieur
et de la parfaite estime

wüstungsgreuel und Schreckensbilder so wie Friedrich die Seele erschütterten, dem die Todessichel der Schlacht so ins Herz schnitt. Bei dem Gedanken an den traurigen Ruhm, den er durch die eingeäscherten Städte und Dörfer, durch die Verarmung ihrer Einwohner erworben, sagt er einmal, sträubten sich ihm die Haare. Auch hier offenbart sich wieder einer der tiefen unvermittelten Gegensätze, an denen seine Natur so reich ist. Wie einen Glückstraum malt er sich, wenn ihn die Furien des Krieges hetzen, zuweilen die sorgenlose Lage eines Privatmannes aus, der mit einem jährlichen Einkommen von 100 000 Thalern sich die Freude verschaffen könne, im Kreise seiner Freunde nach seinem Behagen das Leben zu genießen.

Immer von neuem will es wie ein unbegreifliches Wunder erscheinen, daß der König jahrelang diese unerhörte Spannung des Geistes und Körpers ertragen konnte, jeden Tag den Zusammenbruch seines Staates und sein eigenes Verderben drohend vor Augen. Sein Vorleser, der französische Schweizer de Catt, hat uns im anmutigen Plauderton erzählt, wie Friedrich nach den großen Anstrengungen und Aufregungen des Tages im angeregten Gespräch mit ihm Erholung fand, wie er dabei alle erlebten Kriegseindrücke ebenso wie alle möglichen anderen Fragen der Praxis und der Wissenschaft mit gleicher Lebhaftigkeit erörterte, wie er sich in die Lektüre der antiken Philosophen ebenso vertiefte wie in die Kritik der neueren französischen Dichter, wie er ihm innerlich ergriffen seinen Lieblingspoeten Racine vordeklamierte, einmal wohl auch in besonders glücklicher Stunde eine Balletarie sang und einige Tanzschritte mit ihm übte, immer in jeder Lage von formvollendeter Höflichkeit. Gewiß bei den guten Genien der Kunst, der Litteratur, der Geselligkeit suchte und fand sein vielseitiger Geist Trost und Erhebung. Auch war ihm des Menschen glücklichste Gabe, die Hoffnung, reicher zugefallen als anderen Sterblichen. Seine Lieblingsvorstellungen, an denen er trotz aller Enttäuschungen sehnsüchtig festhielt, die Hoffnung auf den nahen Frieden mit Frankreich, auf die Hilfe der Türkei, sie waren nach Carlyles schönem Bilde wie „lichte Wolkenvorhänge im düstern Innern seines Daseins. Aber nur eine Hoffnung war es, welche ihn nicht betrog, die Hoffnung auf sein eigenes bestes Bemühen bis zum Tode." Das unentwurzelbare Gefühl seiner Königspflicht, der fatalistische Glaube an das unabänderliche Schicksal, sie waren im Grunde die letzten Anker, die auch den ärgsten Stürmen standhielten. Sie ließen ihn nie gefaßter und größer erscheinen, als wenn eine kriegerische Unglücksbotschaft gekommen war, so aufgeregt und unruhig er ihr auch entgegen gesehen haben mochte.

Abb. 99. Krückstock Friedrichs d. Großen.

Freilich auch das Gefühl der Menschenverachtung, das tragische Erbteil aller großen Staatsmänner, wie man es wohl genannt hat, war unter jenen bitteren Erfahrungen übermächtig emporgewachsen und seine Vorstellung von der Schlechtigkeit und der Dummheit der Menschen hat sich in dem pessimistischen Worte von der „verwünschten Rasse, der wir angehören" verdichtet. Die Züge von Aufopferung und Heldenmut seiner Soldaten und Offiziere, von Pflichttreue seiner Beamten, von anhänglicher Liebe seiner Landeskinder verschwanden in dem Nachtgemälde, das ihm die mit allen Waffen des Hasses und der Hinterlist gegen ihn kämpfende feindliche Welt zeigte. Unter den täglichen Gefahren und Schrecken der sieben Jahre allmählich stumpfer und härter geworden, verschloß er sein Herz immer mehr den zarteren und

weicheren Regungen, suchte er alle Wallungen mitempfindenden Gefühls unter eisiger Decke zu bannen. „Trübe, kalt und hart wie ein sonnenloser Wintertag“, wie es der neueste Biograph Friedrichs, R. Koser, treffend bezeichnet hat, so im Innersten verwandelt ging der König aus der furchtbaren Prüfung hervor.

In seine äußere Erscheinung hatte sie nicht minder tiefe Furchen gegraben. In einem Briefe an seine alte Freundin, die Gräfin Camas, hat er bald nach der Torgauer Schlacht selbst einmal geschildert, wie er gealtert sei: „Auf der rechten Seite sind mir die Haare ganz grau geworden, meine Zähne brechen ab und fallen aus, mein Gesicht ist runzlig wie die Falbeln eines Weiberrocks, der Rücken gekrümmt wie ein Fiedelbogen.“ Hager und spitz sind jetzt die Linien seines Antlitzes geworden; aber aus dem scharfgemeißelten, rotgebräunten Gesicht, über das wie Wolkenschatten alle wechselnden Stimmungen fliegen und jedes Gespräch zuckende Lichter wirft, glänzen noch in alter Leuchtkraft die wunderbaren Augen, die sich jedem, der ihnen naht, in die Tiefe der Seele bohren, deren klarem, kaltem Blick nichts zu entgehen vermag, vor deren Zornesfunkeln alle erbeben. Um die festgeschlossenen Lippen drohen gleichsam die Stacheln seiner schonungslosen Rede, die im raschen Flusse, fast atemlos dahinzuströmen pflegt; aber noch ertönt seine Stimme mit ihrem alten, sanften Wohllaut. Die Einfachheit seiner Uniform ist bis zur Vernachlässigung gesunken. Im vielgetragenen, blauen Rock, in abgeschabter, mit Flecken besetzter, schwarzer Sammethose, auf der gelben Weste die reichlichen Spuren des Schnupftabaks, in vergilbten hohen Stiefeln, mit abgegriffenem Hute, dessen weiße Feder schmutzig geworden, so zeigt sich jetzt der König zu Potsdam, so reist er durch sein Land.

Es ist das Bild des alten Fritz, wie es sein Volk in Wirklichkeit geschaut, wie es die Legende treu festgehalten und die Kunst unserer Maler und Bildhauer später verklärt hat.

Abb. 100. Das Neue Palais zu Potsdam. Stich von A. L. Krüger nach J. F. Meyer.

Abb. 101. Das Neue Palais (Gartenseite) zu Potsdam.

XXIV.

Es ist zugleich das Bild des für die Wohlfahrt seines Landes unermüdlich sorgenden, die gesamte Staatsverwaltung bis in die kleinsten Einzelheiten regelnden und überwachenden, gegen alle Mißbräuche und Nachlässigkeiten mit rücksichtsloser Strenge einschreitenden Königs, wie es die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens widerspiegeln.

Von dem Augenblick des Friedensschlusses an waren alle seine Gedanken darauf gerichtet, wie er selber sagt, gleich der Lanze des Achill zu wirken, die Wunden schlägt und heilt, oder wie er es schlichter ausdrückt, die Verluste des Krieges wieder auszugleichen. Er werde dann doch zu etwas gut gewesen sein, darauf beschränke sich sein Ehrgeiz. Er wird der „enthousiaste du bien public“, wie er sich selber gern und wiederholt nennt.

Wenn er das Programm für die Wiederherstellung seines verwüsteten Landes, das er seinem Bruder Heinrich schon in den Februartagen des Jahres 1763 in großen Zügen entwarf, vielleicht nicht genau in der sehr knapp bemessenen Frist, jedoch im vollen Umfange durchführen konnte, so verdankte er dies in erster Linie den reichen Mitteln, die seine unvergleichliche Leitung der Finanzen am Schlusse des langwierigen, opferreichen Krieges bereit zu halten wußte. Trotzdem er in den sieben Jahren nahezu 140 Millionen Thaler verbraucht hatte, konnte er doch seine Friedensarbeit mit einem Kassenbestande von 30 Millionen beginnen, den längst erschöpften Staatsschatz wieder mit 16 Millionen füllen. Gegenüber der enormen Schuldenlast der anderen Staaten, die wie Schweden und Frankreich z. B. nahe am Bankrott standen, war dies eine Finanzleistung ersten Ranges. Mit großen Geldsummen, die vorzugsweise zum Aufbau der Städte und Dörfer verwandt wurden, mit der Gewährung zeitweiliger Steuerfreiheit, mit Spenden an Getreide, Saatkorn und Vieh, mit Vermehrung der menschlichen Arbeitskräfte, welche die Verminderung des Heeres zur Verfügung stellte, griff er seinen schwer geschädigten Provinzen unter die Arme. Innerhalb fünfzehn Monate beseitigte er die eingerissene Münzverschlechterung und Verwirrung, stellte er den alten sogenannten Graumannschen Münzfuß wieder her.

Abb. 102. Blick auf die Terrasse des Neuen Palais.

Waren die Spuren des dreißigjährigen Krieges in Deutschland nach einem Jahrhundert noch nicht völlig verwischt, so genügten jetzt wenige Jahre, daß in Schlesien, Pommern, der Neumark kaum etwas mehr an die überstandenen Leiden erinnerte. Auf den Brandstätten erhoben sich die Ortschaften in festeren, massiven Formen. Etwa dreizehntausend Häuser sind so wieder erstanden und dazu traten die neugeschaffenen Bauten, wie z. B. die zweitausend Häuslerstellen, die nur in den Bezirken von Breslau und Glogau in den nächsten sieben Jahren gegründet wurden. Und der kostspielige Bau des „Neuen Palais" bei Potsdam, der nach früheren Entwürfen sogleich nach dem Friedensschlusse in Angriff genommen wurde, mochte er immerhin später von Friedrich selbst als Fanfaronade bezeichnet werden, er erfüllte doch den Zweck, die Unversieglichkeit der preußischen Finanzen jedermann aufs deutlichste vor die Augen zu führen, und gab zugleich einzelnen Industriezweigen lohnende Beschäftigung.

Blühte hier neues Leben aus den Ruinen, so stellte eine ähnliche Kulturaufgabe, wie dies „Retablissement", die spätere Erwerbung Westpreußens. Dort galt es ein durch die polnische Lotterwirtschaft völlig verwahrlostes Land zunächst in die Bahnen einer geordneten Verwaltung überzuführen. Mit sicherem Griff traf Friedrich die erforderlichen Maßregeln, wählte er die geeigneten Männer. In Domhardt, dem Präsidenten der Provinz Preußen, der das Land angegliedert wurde, einem Self mademan im besten Sinne des Wortes, fand er eine hervorragende, organisatorische Kraft, bei der sich Umsicht und Energie die Wage hielten, während Geheimrat Roden mit erprobter Zuverlässigkeit die Grundlagen der Steuerverteilung legte. Binnen kurzem war Westpreußen in den kunstvollen Bau des preußischen Staates fest eingefügt. Seine Verwaltungs- und Gerichtsbehörden in Marienwerder und Bromberg arbeiteten mit der gleichen Präcision wie die altpreußischen Regierungsstellen. Die unparteiische, rasche Rechtspflege, die Maßnahmen für die materielle und sittliche Hebung der Einwohner wurden als lang vermißte Wohlthaten empfunden, ebenso wie die Einrichtung der Post, die neue Wege des Verkehrs öffnete. Wenn es dem König mit dem Aufwand von sieben Millionen Thalern gelang, hier an den Ufern der Weichsel auf altem Mutterboden deutsche

Kultur wieder einzupflanzen und die Bevölkerung des Landes um die volle Hälfte zu steigern, so war dies vor allem den massenhaft einströmenden Kolonisten zu danken.

Immer hatten die brandenburgisch-preußischen Herrscher die Kolonisation als das wirksamste Mittel betrachtet, ihrem menschenarmen Staate frische Lebenskräfte zuzuführen. Namentlich der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. hatten, der eine durch die Aufnahme von Hugenotten, der andere durch die Heranziehung der vertriebenen Salzburger, ihrem Lande neue reich fließende Quellen des Wohlstandes erschlossen. Aber in dem umfassenden Maßstabe, in der planmäßigen Ausdehnung, wie Friedrich die Kolonisation betrieb, war und blieb er unerreicht. Man hat die Zahl der Einwanderer, die seinem Rufe folgten, auf 300000 und der neu gegründeten Kolonistendörfer auf 900 geschätzt. Welche Umwandlungen sich daraus ergaben, mag man aus der Thatsache schließen, daß Preußen, welches von allen größeren europäischen Staaten am wenigsten bevölkert war, das im Jahr 1700 Frankreich gegenüber auf die Quadratmeile nur ein Viertel, Kursachsen gegenüber nur ein Drittel der Seelen zählte, um 1800 diesen Abstand auf über die Hälfte verringert hatte, daß es mit einem Worte im achtzehnten Jahrhundert sich des stärksten Menschenzuwachses erfreute, der zu einem Drittel allein auf die Einwanderung und Kolonisation zurückzuführen ist.

Wenn für Friedrich hierbei Nation und Religion seiner neuen Unterthanen im allgemeinen keine Rolle spielten, so legte er doch Wert darauf, zumeist Deutsche aus den benachbarten Staaten, aus Sachsen, Hessen, Mecklenburg, Böhmen, Polen heranzuziehen. Unermüdlich waren seine Agenten im Auslande thätig, den Strom der Auswanderer nach Preußen zu locken und zu leiten. Frankfurt am Main und Hamburg waren ihre großen Werbeplätze. Jeder Notstand, jede Unzufriedenheit wurde auf das geschickteste von ihnen verwertet, um den Betroffenen hinter den schwarz-weißen Grenzpfählen ein glücklicheres Los zu zeigen. Gewiß waren die den Kolonisten erteilten Beneficien nicht zu verachten, von der Reiseunterstützung an bis zur Landdotation und den Bauhilfsgeldern, vor allem die Befreiung vom Heeresdienst und der Erbunterthänigkeit, aber volles Eigentumsrecht erwarben sie nicht und auch sonst unterlagen sie von seiten des Staates und ihrer Genossenschaft manch lästigem Zwange.

Im Gegensatz zu seinem Vater war Friedrich bedacht, nicht die Staatsdomänen zu vergrößern und neue Vorwerke anzulegen, sondern bäuerliche Stellen zu schaffen, nicht Einzelhöfe, sondern Dörfer zu gründen. Er suchte ferner die Kolonisten nach ihrer Abstammung und ihren Fähigkeiten am geeignetsten Platze, sei es auf dem Lande oder in der Stadt anzusetzen. Rief er Handwerker und Industrielle in die Städte, so verwandte er Schwaben und Deutschpolen für die Bearbeitung eines besseren Ackerbodens wie in Westpreußen, die Ostfriesen zog er zur Hebung der Viehzucht und Milchwirtschaft heran, die Pfälzer sollten ihm Lehrmeister für Gartenbau und Obstkultur sein. Denn hier wie bei allen

Abb. 103. Der Neptunbrunnen beim Neuen Schloß in Potsdam.

seinen wirtschaftlichen Maßregeln leiteten ihn wohlerwogene erzieherische Grundsätze, denen er einmal in dem treffenden Worte Ausdruck verleiht: „Es muß die faule und schläfrige Art des Landmannes durch neues Blut korrigiert und dem Lande ein Exempel besserer Wirtschaft gegeben werden.“ Und in der That wird man die noch heute nachwirkende Steigerung der Arbeitsenergie, die Preußen gerade durch jene Einwanderer empfangen hat, nicht hoch genug einschätzen können.

Es erleichterte das Kolonisationswerk erheblich, daß der Staat selbst fast auf einem Drittel seines Bodens Grundherr war, daß ihm sein ausgedehnter Forstbesitz und die zahlreichen wüsten Hufen einen weiten Spielraum für seine Ansiedelungsarbeit boten. Dazu traten die durch umfassende Meliorationen erworbenen Ländereien, die Friedrich nicht ohne Grund einer errungenen Provinz gleich achten durfte. Hatte er schon vor dem großen Kriege das Oderbruch entwässern und urbar machen lassen, so wurde später für die Warthe- und Netzeniederungen das gleiche Werk unternommen. Hier war Brenckenhoff, der beim alten Dessauer in die Schule gegangen, der rastlose, findige Mitarbeiter des Königs, eine aus dem Vollen schaffende, nicht am Kleinen klebende Natur von hervorragender praktischer Begabung. Mehr denn sechzig Quadratmeilen wurden auf diese Weise für den Staat und die Bodenkultur gewonnen.

Für alle ihre Betriebsweisen wie für das ganze vielgestaltige Gebiet der Landwirtschaft überhaupt zeigte Friedrich die gleiche Fürsorge, die sich bis auf die Einzelheiten des Ackerbaues und der Viehzucht erstreckte. So drang er unermüdlich auf Verbesserung des Bodens durch Ausnutzung der zahlreichen Mergellager wie durch stärkere Düngung, suchte er zu dem gleichen Zwecke dem englischen Wirtschaftsverfahren mit seinem Fruchtwechsel und seiner reichen Futterkrautpflanzung Eingang zu verschaffen, betrieb er den Anbau der Lupine, war er ferner für die Verbreitung und Einbürgerung der Kartoffel thätig. So ließ er der Rindviehzucht seine unausgesetzte Pflege angedeihen, indem er die Aufhebung der Nachtweide und die Einführung der Stallfütterung durchzusetzen sich bemühte, indem er die Viehbestände unablässig mehrte, eine ausreichende Butterlieferung zu gewinnen trachtete, so führte er noch kurz vor seinem Tode zur Verbesserung der Schafzucht das spanische Edelschaf ein. Für den Gartenbau und die Baumzucht wirkte er durch Einrichtung von Kreisgärtnereien in der Kurmark. Wenn ihn bei seinem Interesse für einen stärkeren Anbau des Flachses und die Anpflanzung des Maulbeerbaumes fast ausschließlich die Rücksichten auf die Leinen- und Seidenindustrie seines Landes leiteten, so entsprach dies durchaus der Geschlossenheit seines wirtschaftlichen Systems, in dem alle Verordnungen und Maßnahmen eine eng ineinander greifende Kette bildeten, auf ihre Wechselwirkung genau berechnet und abgestimmt waren.

Es versteht sich von selbst, daß auf manchen Punkten das Schwergewicht der realen Verhältnisse, der Ungunst der Natur, der Macht der Gewohnheit, des Widerstrebens der Bevölkerung sich stärker erwies als der Wille und die Thatkraft des Königs, auch wenn er am richtigen Punkte den Hebel einsetzte. So gelang es ihm nur schwer und allmählich für eine bessere Gewannverteilung, für die Aufhebung des Flurzwanges, welche die Ackerbestellung erleichtern mußte, sowie für eine Aufteilung der gemeinsamen Ländereien, die anstatt zu regelloser Hutung zum Anbau und zur selbständigen Einzelbenutzung verwandt werden sollten, die Grundeigentümer, insbesondere die Bauern zu gewinnen, obschon die Bestimmungen so praktisch waren, daß sie auch dem späteren Separationsverfahren zu Grunde gelegt werden konnten, und obschon er es an Aufklärungsversuchen aller Art dabei nicht fehlen ließ.

Und in einer noch viel bedeutsameren Frage, derjenigen der Bauernbefreiung, hat Friedrich selbst resigniert bekannt, daß alle seine Bemühungen wenig gefruchtet hätten, daß die bestehenden Verträge stärker wären als der beste Wille. Aber vielleicht darf hier der Historiker günstiger über seine Thätigkeit urteilen, als er selber es gethan hat.

Unzweifelhaft hat Friedrich die Lösung dieser sozialen Frage seiner Zeit ein gutes Stück weiter gefördert als sein Vater, der über eine energische Anregung nicht viel hinausgekommen ist. So hat er auf den Domänengütern, die dem Staat gehörten und an Pächter vergeben waren, es durch-

Abb. 104. Friedrich der Große. Von J. G. Ziesenis (1770).

zusetzen gewußt, daß die Bauern nahezu überall ihren Hof zwar nicht als Eigentum, aber doch als erblichen Besitz erhielten, daß teilweise wie z. B. in der Provinz Preußen auch die lästigste Fessel der Unterthänigkeit, der Gesindedienstzwang, für sie fiel und daß weiter vielfach an die Stelle der ungemessenen Hand- und Spanndienste gemessene traten, daß die bäuerliche Überlastung mit Fronden eine sehr erhebliche Erleichterung erfuhr. Von diesen Zuständen bis zur völligen Befreiung der Domänenbauern unter Friedrich Wilhelm III. war keine allzuweite Strecke Weges mehr zurückzulegen, und Friedrich hat jedenfalls die Entwickelung in unaufhaltsamen, kräftigen Fluß gebracht. Viel weniger hat er für die gutsherrlichen Bauern, die dem adligen Grundbesitzer erbunterthänig waren, erreichen können. Seine Verfügungen, die Leibeigenschaft aufzuheben — mit dieser juristisch nicht zutreffenden, zu weitgehenden Bezeichnung umschrieb er das schlechte Besitzrecht jener Bauern —, die darauf zielten, ihnen die gleichen Wohlthaten wie den Domänenbauern zuzuwenden, scheiterten an dem Widerstande des Adels, der die schwere Schädigung seiner wirtschaftlichen Lage, vor

allem die Unmöglichkeit, seine Söhne wie bisher zum Offiziersdienst der Armee zu stellen, mit Erfolg geltend machte. So zeigt denn unter Friedrich namentlich in Hinterpommern und Oberschlesien das bäuerliche Leben noch zahlreiche traurige Bilder tiefster Versunkenheit und elendester Unfreiheit. Sein stolzes Wort: „Ich bin von amtswegen der Sachwalter der Armen" hat er hier höchstens durch seine energischen Prügelverbote wahrmachen können.

Größer und unbestrittener sind seine Verdienste, die er sich um den Schutz des Bauernlandes und des Bauernstandes im allgemeinen, um die Erhaltung der Bauernstellen erworben hat. Waren seine beiden Vorfahren schon gelegentlich gegen das Bauernlegen, das Einziehen der Bauerngüter aufgetreten, das der Adel seit Jahrhunderten trieb, so zog er hier die unübersteigbaren Schranken des Gesetzes. Mit unnachsichtlicher Strenge, in rücksichtsloser Weise hat er seine Verbote, Bauernland einzuziehen, durchgeführt und den Stand der bäuerlichen Stellen nach dem Verhältnis des Normaljahres 1756 aufrechterhalten, in einem Augenblick, da ihnen durch die rationelle Umwandlung und den technischen Aufschwung der großen Wirtschaftsbetriebe besondere Gefahr drohte, da in Schwedisch-Pommern und Mecklenburg z. B. die Bauern vom Adel entweder verdrängt oder zu Pächtern und Tagelöhnern herabgedrückt wurden. Hier wirkte keine philosophische Theorie mit, wie bei seinen Verfügungen gegen die Leibeigenschaft, hier sprachen allein die Gründe kühler Staatsraison, Erwägungen volkswirtschaftlicher und militärischer Natur. Es sollte ein in der sozialen Verfassung der Gesellschaft wie für die richtige Lastenverteilung und die kriegerische Leistungsfähigkeit des Staates so ungemein wichtiger Stand wie der der Bauern im vollen Umfange unversehrt bleiben.

Die gleiche konservative Tendenz zeigte Friedrichs Fürsorge für den Adel, den er vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruche nach dem Kriege durch große, gegen minimalen Zins gegebene Geldspenden rettete und für den er in Schlesien, der Mark und Pommern nacheinander in den sogenannten Landschaften Pfandbrief-Institute gründete, welche ihre Bestimmung, die übermäßige Verschuldung der adligen Güter durch Eröffnung eines rechtzeitigen und ausreichenden Kredits in Grenzen zu halten, vollauf erfüllten, zugleich auch den genossenschaftlichen Sinn der Edelleute belebten und stärkten. Wenn man freilich die gedrückte Lage des Bauern, der nur mit größter Mühe und bei angestrengtester Arbeit die auf sein Land fallende Kontribution auftreiben konnte, mit der Steuerfreiheit des Adels vergleicht, die allein in Schlesien und Westpreußen Beschränkungen erfuhr, und wenn man ferner sieht, wie systematisch der König Bürgerliche von der Erwerbung adliger Güter auszuschließen trachtete, so wird man in dieser Begünstigung des Adels, die auch sonst sich kundgab, in der sorgsamen Wahrung seiner Privilegien gewiß wohlerwogene staatsmännische Gründe achten müssen, wie z. B. die Rücksicht auf den Offizierersatz der Armee und die Scheu vor tiefgreifenden ökonomischen Umwälzungen der der Stabilität besonders bedürftigen ländlichen Verhältnisse; aber man wird auch nicht leugnen können, daß Friedrich hier mit starrer Härte an der Tradition festhielt, daß seine Praxis mit seiner philosophischen Ansicht von der natürlichen Gleichheit und den allgemeinen Rechten aller Menschen im starken Widerspruche stand, kurz daß er sich persönlicher Vorurteile hier nicht erwehren konnte. Der latente Gegensatz zwischen Doktrin und Leben, den man so oft bei ihm beobachten kann, tritt hier am schroffsten zu Tage.

XXV.

Seiner ganzen Beschaffenheit gemäß, nach Natur und Geschichte, hatte der brandenburgisch-preußische Staat bisher den Charakter eines vorwiegend agrarischen Gemeinwesens getragen. Die weitfliegenden Pläne kühner Handelspolitik, die der Große Kurfürst an den Gewinn der pommerschen Küste geknüpft, hatte er bald aufgeben müssen. Die Bestrebungen Friedrich Wilhelms I. um die Hebung der Gewerbe, die auf manchem Gebiete wie in der Tuchfabrikation schon schöne Früchte gezeitigt hatten,

Abb. 105. Die Zelte im Tiergarten zu Berlin. Stich von D. Chodowiecki vom Jahre 1772.

waren doch nur erfolgverheißende Ansätze gewesen. Friedrich hatte von dem Augenblick seiner Thronbesteigung ab Handel und Industrie seines Landes das lebendigste Interesse zugewandt, wie die Gründung eines besonderen Departements dafür im Generaldirektorium bezeugte, sich aber, solange der erfahrene Minister von Marschall diese Abteilung leitete, persönlich im Hintergrund gehalten, bis er nach dessen Tode selbst die Führung übernahm. Wie es sein Programm dabei besagte, daß er bemüht sein werde, „alle Zweige des Handels zur Entfaltung zu bringen", so war er in der That fast überall anregend und schöpferisch vorgegangen.

Die großen Wasserstraßen in seinem Lande hatte er für den Handel wieder in ihre alten natürlichen Rechte eingesetzt, nachdem die Oder nahezu mit ihrer ganzen Stromlänge in preußisches Gebiet fiel. Wie er hier die alten Stapelrechtsstreitigkeiten zwischen den Städten Stettin, Frankfurt und Breslau, die den Verkehr auf dem Fluß ruiniert hatten, schlichtete und allen drei Handelsplätzen ein Wiederaufblühen ihrer Geschäfte bescherte, wie er durch den Bau des Plauenschen und Finow-Kanals eine neue wichtige Verbindung zwischen Elbe und Oder schuf, so hatte er Magdeburg gegen die Konkurrenz von Hamburg und Leipzig zu heben gesucht und wesentlich zu dem Zwecke einen Handelskrieg gegen Sachsen begonnen. Dem schlesischen Handel, dem die Loslösung der Provinz vom österreichischen Hinterlande schwere Wunden geschlagen, hatte er durch halb widerwillig auferlegte Kampfzölle gegen Österreich, das diese Waffe zuerst gebrauchte, neue Absatzgebiete zu erobern sich bemüht. Den überseeischen Verkehr zu beleben, den Stettiner Reeder an die Stelle des Hanseaten zu schieben, hatten seine Verhandlungen mit Frankreich über Herabsetzung des Tonnengeldes für die preußischen Schiffe in französischen Häfen bezweckt. Dieser erfreulich voranschreitenden Entwickelung, die auch die Woll-, Leinen- und Seidenindustrie des Landes erfaßte, hatte der siebenjährige Krieg Stillstand und vielfach entschiedenen Rückgang gebracht. Es galt nunmehr, nicht bloß die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen, sondern mit gesteigerter Umsicht, mit erhöhter Betriebsamkeit alle Hilfsquellen zugleich zu erschließen.

Erst die letzten Jahrzehnte in Fried-

richs Leben zeigen deshalb den Typus seiner Wirtschaftspolitik in unverfälschter Reinheit. Ohne jede Rücksicht auf ausländische, fremde Interessen, mit zeitweiliger Nichtachtung und auf Kosten manches einheimischen Produktionszweiges verfolgt sie das eine Ziel, Gewerbe und Industrie auf die höchste Stufe der Leistungsfähigkeit zu erheben, die nicht nur den Warenbedarf des Inlandes voll zu decken in der Lage ist, sondern auch auf dem auswärtigen Markte mit Erfolg den Wettbewerb aufnehmen kann. Preußen soll fortan alles, was seine Bewohner zur Notdurft, zur Bequemlichkeit und zur Zierde des Lebens brauchen, selber herstellen und liefern mit Ausnahme dessen, was ihm die Ungunst des Klimas versagt, es soll ferner den Überschuß seiner Fabrikate und Produkte mit möglichstem Vorteil im Auslande absetzen. Zu diesem Zwecke muß die Einfuhr fremder Industrieerzeugnisse gehemmt, wenn nicht gar gesperrt, die Ausfuhr der inländischen Rohstoffe untersagt, der ausländische Absatz der eigenen Fabrikate durch Exportprämien und Handelsverträge begünstigt und befördert werden. Es sind die Grundsätze und Maßnahmen der Merkantilsystems, nach denen Friedrich das wirtschaftliche Leben seines Staates regelt und leitet.

Lange genug ist Wert und Bedeutung dieses Systems verkannt und unterschätzt worden, bis die eindringenden und weitblickenden Forschungen G. Schmollers gelehrt haben, daß es nicht nach seinen anfechtbaren Theorieen von der Handelsbilanz, dem Wert des Bargeldes und seiner Zirkulation, der Bevölkerungsdichtigkeit u. s. w. beurteilt werden darf, sondern daß es im großen Zusammenhange der wirtschaftsgeschichtlichen Erscheinungen als untrennbares Glied einer geschlossenen Entwickelungsreihe aufgefaßt werden muß. Heute wissen wir, daß es seine volle historische Berechtigung hat als der Versuch, über die engen Grenzen der früheren lokalen und landschaftlichen Wirtschaftspolitik hinaus die breiten Interessen einer staatlichen und nationalen Volkswirtschaft geltend zu machen, die im Innern alle Verkehrsschranken niederzureißen, alle lebendigen Kräfte zu entfesseln, nach außen aber zum Schutz der heimischen Erzeugnisse sich schroff abzuschließen trachtete, daß es nur eine Phase war in dem Entstehungsprozeß der großen politischen und wirtschaftlichen Gemeinwesen, ein Bethätigungsfeld für die staatlichen Machttendenzen. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert tragen die merkantilistische Signatur. Nachdem Spanien, Frankreich, Holland und England längst auf diesem Wege vorangegangen und selbst die kleineren nordischen Staaten, wie Dänemark und Schweden, ihn mit Erfolg beschritten hatten, war für Deutschland, wenn es nicht unter der Überschwemmung mit englischen und französischen Waren, unter der Abhängigkeit vom holländischen Geldmarkt völlig ausgesogen werden und verarmen sollte, die gleiche rücksichtslose Geltendmachung seiner wirtschaftlichen Interessen das zeitgemäße unabwendbare Bedürfnis. Darüber war auch im achtzehnten Jahrhundert unter den Gebildeten Deutschlands niemand im Zweifel, und die staatswirtschaftlichen Schriftsteller jener Zeit haben das Vorgehen Preußens durchaus begriffen und gebilligt. Erst unter der verständnislosen Anklage der Physiokraten und nachdem eine neue Epoche mit ihren Ideen vom Weltbürgertum und der Handelsverbrüderung der Völker angebrochen war, konnte dies Verhältnis vollständig verdunkelt werden.

Wenn also Friedrich, auch hier nach dem Vorbild seines Vaters, nur die Gedanken seiner Zeit aufgegriffen und gestaltet hat, wenn man ihn nicht mit den bahnbrechenden Merkantilisten Cromwell und Colbert in Vergleich stellen darf, so gebührt ihm doch das Verdienst, daß er das Wirtschaftssystem seines Staates trotz der Ungunst seiner Lage und der unglücklichen Gestaltung seiner Grenzen mit vollendeter Meisterschaft bis in die kleinsten Einzelheiten ausgebaut und daß er außerordentliche finanzielle Erfolge damit erreicht hat. Die preußische Industrie verdankt ihm ihre erste Blüte. Welch außerordentliche Entwickelung sie nahm, beweist am schlagendsten ein Vergleich zwischen den Summen der Ein- und Ausfuhr, die von 17 und 22 Millionen Thalern im Jahr 1752 auf 53 und 51 Millionen im Jahr 1795 gestiegen waren. Es wird immer überaus merkwürdig bleiben, daß die auf die feinsten geistigen Genüsse gestimmte Natur Friedrichs wie in der rauhen Welt des Krieges so auch in der kalten Luft der Handelswerte und im

brutalen Gedränge egoistischer Wirtschaftsinteressen sich mit der gleichen souveränen Sicherheit zurechtfand.

Die Unterlage für die Pläne und Anordnungen seiner Gewerbepolitik gewährten die Handelsbilanzen, welche über die Ein- und Ausfuhr der einzelnen Provinzen deren Regierungs-Kollegien aufstellen mußten. Aus ihnen ersah er, wo und wie ein Eingreifen des Staates erforderlich schien, um daniederliegende Manufakturen zu heben, neue Fabriken zu gründen, Handwerker und

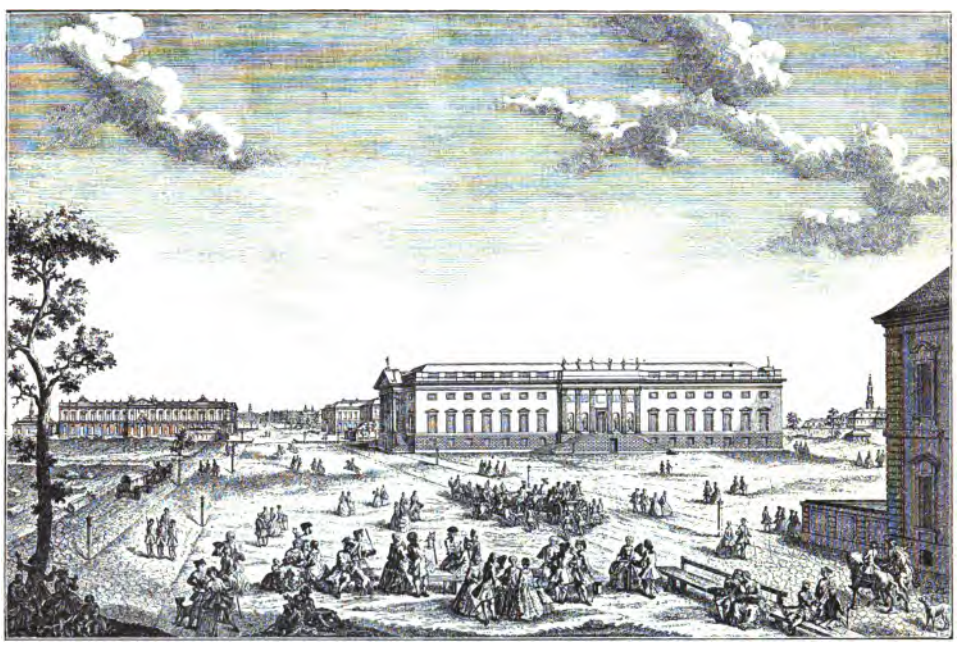


Abb. 106. Die Linden und das Opernhaus zu Berlin. Gezeichnet und gestochen von G. G. Fünck.

Gewerbetreibende anzusetzen. Bis zum unscheinbarsten Verbrauchsgegenstand herab wie z. B. den Schnürsenkeln der Frauenschuhe erstreckte sich dabei sein Blick. Jedes Unternehmen prüfte er nach allen Richtungen und Aussichten seiner wirtschaftlichen Lage, verfolgte er bis in alle technischen Details. Mit immer wachsamem Auge musterte er die Leistungen und Fortschritte der ausländischen Industrie und erwog, wie er sie für die heimischen Betriebe nutzbar machen konnte. Einen besonders kräftigen Aufschwung nahm dank seiner Fürsorge die Textilindustrie, die für die damalige Welt eine Bedeutung beanspruchen durfte, wie sie Kohlen und Eisen für unser Zeitalter haben. Die Leineweberei, den Hauptartikel des schlesischen Handels, dessen Ausfuhr nach Spanien und Amerika sowie nach dem Osten sich jährlich regelmäßig auf vier Millionen Thaler bezifferte, suchte er durch Verstärkung des Arbeitspersonals, durch Verbesserung des Herstellungsverfahrens, durch Einrichtung von Spinnschulen, durch staatliche Warenaufsicht konkurrenz- und exportfähig zu halten, ebenso die Tuch-industrie durch Ausfuhrverbote der Wolle, durch Einfuhrerschwerung der fremden Fabrikate, durch scharfe gewerbepolizeiliche Überwachung und staatlichen Markenschutz. Nicht überall erfreute er sich dabei einer so thatkräftigen und verständnisvollen Unterstützung, wie er sie beim Minister von Schlabrendorff in Schlesien fand, der sich in die handelspolitischen Ideen des Königs ganz eingelebt hatte.

Baute Friedrich hier schon vorhandene, eingesessene Gewerbszweige weiter aus, so rief er andrerseits neue Industrieen vielfach erst ins Leben, wie die Damast- und Baum-

wollwebereien, wie die Papiermühlen, Zuckersiedereien, die Porzellanfabrikation u. a. Dafür wurden zumeist Gewerbetreibende und Arbeiter aus dem Auslande herangezogen, die durch persönliche Privilegien wie Steuerfreiheit und Bürgerrecht, durch staatliche Zuschüsse zur Anlage ihrer Unternehmungen, durch Handelsvorteile wie Monopole, garantierten Absatz der Waren u. s. w. gewonnen wurden. Die Berliner Porzellanfabrik, eine Gründung des Großkaufmanns Gotzkowski, wurde nach dessen Bankerott vom Staat übernommen und so vortrefflich geführt, daß sie bald mit der älteren Schwester in Meißen in ernsthaften Wettbewerb treten konnte.

Abb. 107. Friedrich der Große. Stich von E. Mandel nach D. Chodowiecki.

Die glänzendste Schöpfung, die Krone dieses industriellen Aufschwungs im gewissen Sinne, war die in Berlin und Potsdam sich entwickelnde Seidenfabrikation. Auf ihrem Siegeszuge, den sie vom Osten nach Westen durch ganz Europa unternommen, war sie überall, in Byzanz, Italien, Frankreich, Holland und England als Begleiterin wirtschaftlicher Blüte, als Verkündigerin hochgestiegener Kultur aufgetreten. Daß sie nun auch auf dem kargen Boden Preußens gedieh, war ein Triumph der Fridericianischen Gewerbepolitik. Man hat sie wohl als ein künstliches, von königlicher Laune gepflegtes Gewächs bezeichnen wollen, aber die Thatsache, daß sie den inländischen Markt jahrzehntelang völlig beherrschen konnte, daß sie es wagen durfte, mit den Erzeugnissen von Lyon zu konkurrieren, bis völlig veränderte wirtschaftliche Verhältnisse und Ansichten ihr ein langsames Ende bereiteten, widerspricht deutlich genug dieser Annahme. Wenn bei Friedrichs Tode in der Kurmark an 3000 Webstühle gingen und die Jahresproduktion sich auf zwei Millionen Thaler belief, so war dies zum größten Teil seinem unablässigen, thatkräftigen Interesse zu danken, das sich in der Gewährung von reichlichen Zuschüssen, Einrichtung von staatlichen Magazinen, Heranziehung von Unternehmern und Arbeitern, Bewilligung von Ausfuhrvergütungen und Prämiengeldern wie überhaupt im eingehendsten Studium aller Produktions- und Handelsverhältnisse der Seide bekundete. Griff in der Mark überall seine Hand kontrollierend ein, auch in die Lohnkämpfe der Arbeiter, so ließ sie andrerseits der im Westen der Monarchie durch eine private Firma geschaffenen Seidenfabrikation in Krefeld vollste Freiheit. Denn dort im alten rheinischen Kulturgebiet war die schützende Anleitung nicht mehr erforderlich, welcher die im wirtschaftlich zurückgebliebenen Osten erst erwachsende Industrie noch dringend bedurfte. Vielleicht wird man grade auch hier in diesen erzieherischen Momenten die verdienstvollste Seite von Friedrichs Thätigkeit erblicken dürfen: daß sie den gewerblichen Unternehmungsgeist in Preußen überhaupt erst geweckt, daß sie die Arbeiterschaft in ihrer technischen Leistung gefördert und an Ordnung gewöhnt, daß sie den Sinn für gute, geschmackvolle Ware wachgerufen hat.

Freilich darf darüber die Kehrseite des Bildes nicht übersehen werden. Unter die Gewerbetreibenden wie unter die Ackerbaukolonisten mischten sich viele Unwürdige, an die jeder Pfennig aus Staatsgeldern verschwendet war. Zahlreiche brüchige Existenzen des Auslandes rissen die neugeschaffenen Unternehmungen mit in ihren Fall. Manche frisch aufstrebende Kraft wurde in ihrer freien Bewegung gelähmt. Peinlich genug waren die Mißgriffe der Verwaltung, die jedes zu reglementieren sich unterfing. Und was von allgemeinerer Bedeutung war, diese allumfassende Fürsorge des Staates für Handel und Gewerbe erwies sich überhaupt als eine zweischneidige Waffe, die im gleichen Schwunge hier Schutz und Segen brachte, dort tiefe Wunden schlug. Nicht immer wirkten die staatlichen Maga-

zine mit dem gleichen günstigen Erfolg wie die des Getreides, die in der That den Kornpreis auch in den Teuerungsjahren auf einer mäßigen, erschwinglichen Höhe hielten, bei der nach Friedrichs Wort „der Landmann wie die Armut bestehen konnte“. Die Verbote der Wollausfuhr begünstigten nicht selten die Industrie eben so sehr wie sie den Landwirt in der Schafzucht schädigten. Die hohen Zölle, die namentlich auch der Durchgangsverkehr zu tragen hatte, legten manchen heimischen Handelszweig lahm. Auf dem in steter Schwankung begriffenen, so überaus empfindlichen Gebiet der Werte und Preise mußte eine feste Ordnung haltende Hand naturgemäß öfters Verwirrung und Unheil anstiften.

Es ist charakteristisch für die Friedericianische Wirtschaftspolitik dieser Jahrzehnte, daß sie im Gegensatz zu früheren Zeiten die Industrie entschieden vor dem Handel bevorzugt, weil jene hundertmal mehr Arme in Bewegung setze als dieser. Fast möchte man glauben, daß sich ihr das Verständnis für die Lebensbedingungen des Handels überhaupt damit verengert habe. Gewiß hat sie durch den Abschluß von zahlreichen Handelsverträgen mit andern Staaten für einen glatten Absatz der den Bedarf des eigenen Landes übersteigenden heimischen Erzeugnisse zu sorgen gesucht; allein wie schon ihre hohen Transitzölle und Warensperren auf die Entfaltung des Verkehrs mit dem Auslande störend, ja verderblich wirken mußten, so waltete auch über den eignen Schöpfungen und Unternehmungen auf diesem Gebiete zumeist kein günstiger Stern. Es wurde besonders verhängnisvoll, daß nach dem Kriege eine europäische Handelskrise einsetzte und ein Gründungsschwindel in Preußen sich breit machte, deren Folgen sich lange Jahre hindurch bemerklich machten. Von den auf Betreiben und unter Mitwirkung des Königs eingerichteten Handelskompanieen und Finanzgesellschaften gingen manche ein, andere waren nur durch die Übernahme in staatliche Verwaltung zu halten, nur wenige wie die Emdener Heringsfischereigesellschaft erfreuten sich allmählich ihrer aufblühenden Geschäfte. Die von Friedrich geschaffene Berliner Bank erlebte eine Reihe von schwierigen Verwicklungen und Fehlschlägen, ehe sie unter der Leitung des Ministers von Hagen einen heilsamen Einfluß auf den Geldverkehr entfalten konnte.

Abb. 108. Friedrich der Große. Stich von Meno Haas nach Bock.

Abb. 109. Einwanderung der Franzosen in Berlin zur Errichtung der Regie im Jahre 1771. Stich nach D. Chodowiecki.

XXVI.

Alle Mißerfolge von Friedrichs Handelspolitik indes reichten an den Schaden nicht heran, den seine Einführung der französischen Regie und die damit verbundene Veränderung des preußischen Steuersystems anrichteten, nur daß die Einbuße hier weniger auf materiellem Gebiete lag, daß sie vielmehr des Königs Popularität traf.

Seit den Tagen des Großen Kurfürsten lieferte die Accise, im wesentlichen eine indirekte Abgabe, eine Verkehrs- und Verbrauchssteuer von Nahrungs- und Genußmitteln wie von Kaufmannswaren, welche die Städte zu tragen hatten, gegenüber dem Generalhufenschoß, der direkten Grundsteuer des platten Landes, den erheblicheren Teil des staatlichen Steuereinkommens. Es schien zweifellos, daß der Ertrag der Accise noch zu steigern sei, wenn die verwickelte und dabei doch primitive Form ihrer Erhebung verbessert, wenn namentlich der dabei in sehr bedeutendem Umfange getriebene Schmuggel eingedämmt wurde. Die Städte waren damals, wie einmal treffend der Vergleich gezogen worden ist, „Schutzzollinseln in einem Meere des ländlichen Freihandels“. Eine Zoll- und Steuerkontrolle an den Grenzlinien des Staates gab es noch nicht, sie wurde erst an den Thoren jeder Stadt gehandhabt. Hierin Wandel zu schaffen, lag längst in des Königs Absicht. Daß er grade hier mit seiner Reform einsetzte, bekundete aufs neue die Untrüglichkeit seines praktischen Blicks. Angesichts der außerordentlichen Anforderungen, welche die Aufrechterhaltung Preußens als Großmacht wie das Retablissement des Landes stellten, mit einem Steuerdeficit vor Augen, das sich zwei Jahre nach dem Hubertusburger Frieden wohl in Zusammenhang mit der Handelskrise eingestellt hatte, sah er sich gradezu gezwungen, eine Vermehrung der Staatseinnahmen allen Ernstes in Betracht zu ziehen. Es war begreiflich, wenn ihm dabei das Vorbild Frankreichs mit dem glatten sichern Ertrag seiner Steuern, die von Pachtgesellschaften eingetrieben wurden, und mit der vollendeten Technik seiner Steuererhebung besonders verlockend erschien, und es wurde entscheidend, daß er in dem Franzosen de la Haye de Launay eine geeignete, ihm sympathische Persönlichkeit für die Durchführung seiner Reformideen fand, einen klaren Kopf von großem Fleiß und organisatorischen Anlagen, eine schmiegsame und dabei unstreitig ehrenhafte Natur.

Mit einigen seiner Landsleute übernahm de Launay im Jahr 1766 die gesamte indirekte Steuerverwaltung des Staates, der er sehr bald einen geschlossenen einheitlichen Charakter, einen ausgeprägt zentralistischen Zug zu geben wußte. Es wird ihm immer als Verdienst angerechnet werden müssen, daß er über alle provinzialen und lokalen Schranken, über alle Vorrechte und Ausnahmen hinweg ein einheitliches Wirtschaftsgebiet zu schaffen versuchte, daß er mit der Grenzzollbewachung des Staates eine Einrichtung traf, die unbedingt notwendig war und nicht mehr entbehrt werden konnte. Allerdings kostspielig war seine Verwaltung mit ihrem

zahlreichen und in den leitenden Stellen glänzend bezahlten Beamtenpersonal, erheblich teurer als das bisherige Verfahren, und in der ersten Zeit erzielte sie diesem gegenüber nur einen sehr geringen Reinüberschuß, der sich später freilich so hob, daß sein Betrag im ganzen auf etwa 24 Millionen Thaler für die zwanzig Jahre des Bestehens der Regie geschätzt worden ist.

Dies finanzielle Ergebnis wurde durch eine Erhöhung der Verbrauchssteuern erzielt, die ursprünglich nicht in Friedrichs Absichten gelegen hatte. Sein leitender Gedanke bei der Steuerreform nach dem Kriege war mit einem Tropfen sozialistischen Öles getränkt, von der Fürsorge für die bedrückten Klassen der Bevölkerung getragen. Sie wollte er namentlich durch die Aufhebung der Getreidesteuer entlasten. Auch Bier, Branntwein und Fleisch sollten nur eine mäßige Abgabe zahlen, während der Wein und alle Luxusartikel scharf angefaßt werden sollten. In Wirklichkeit brachten die eingeführten Steuersätze dann doch eine Mehrbelastung der gesamten Bevölkerung, die sich davon wie durch die staatlichen Regale und Monopole des Tabak- und Kaffeehandels empfindlich betroffen fühlte. Ihr Unwille, der durch die schroffe Härte der Eintreibung, durch die ungewohnte Schärfe der Überwachung noch gesteigert wurde, richtete sich in erster Linie gegen die verhaßten Ausländer. Freilich ist ihre Zahl stark übertrieben worden, mehr wie ein Zehntel unter den Beamtenstellen der Accise und Zollverwaltung dürften die Franzosen kaum eingenommen haben; aber sie standen zumeist auf den leitenden Posten und an mancherlei Konflikten und Anstößen hatten sie es nicht fehlen lassen, trafen sie doch überall auf den passiven Widerstand der Beamtenschaft und die offene Erbitterung des Volks. Wenn der König auch auf diese Symptome wenig oder kein Gewicht legte, so fühlte doch auch er sich in den Erwartungen, die er auf die Regie gesetzt hatte, enttäuscht, durch ihren unsichern schwankenden Ertrag sowohl wie durch die Höhe ihrer Verwaltungskosten und durch die zahlreichen Steuerdefraudationen, die auch sie nicht zu hindern vermochte. Seine wachsende Mißstimmung, die seine letzten Regierungsjahre erfüllt, fand in verschiedenen Maßregeln, wie in der Beschränkung der Beamtenzahl und der Herabsetzung ihrer Gehälter, Ausdruck und entlud sich in jener fulminanten Kabinettsordre, die die Franzosen als „lauter solch Schurkenzeug" bezeichnete, „das man wegjagen könne, wenn man wolle". Die Wolke der Entfremdung indes, die sich zwischen dem König und seinem Volke gelagert hatte, wurde dadurch nicht zerstreut, da die verhaßte Einrichtung erst nach seinem Tode aufgehoben wurde.

Man hat in der Einführung der Regie wohl einen Bruch Friedrichs mit dem preußischen Beamtentum überhaupt erblicken wollen, dessen offene Unfähigkeitserklärung. Allerdings lag die Verwaltung des Staats nach dem Kriege in den Händen einer im wesentlichen anderen Generation, nachdem die Schar der Minister und Räte, die zum Teil noch aus der Schule Friedrich Wilhelms stammten und bis dahin die Geschäfte geführt hatten, sich allmählich aufgelöst hatte. Indes diese jüngeren Kräfte waren mindestens ebenso leistungsfähig als jene „vieulles perruques", wie sie Friedrich scherzend wohl benannte, dabei an weltmännischer Bildung ihnen weit überlegen. Mögen immerhin Einzelne sich hie und da nicht bewährt haben, wie im Departement des Handels Knyphausen, oder gradezu gescheitert sein, wie der Minister von Görne, ihnen standen zahlreiche andere gegenüber, Männer von ausgezeichneter Begabung und hervorragender Arbeitsenergie, wie die Minister von Finckenstein, von Hagen, von Hertzberg, von der Horst, von Heinitz, von Zedlitz, die Räte Brenckenhoff, Michaelis und Roden, die Präsidenten Domhardt, Schlabrendorff, um nur

Abb. 110. König Friedrich. Von Bourmeister.

einige zu nennen. Wie gründlich ihnen grade auch das Gebiet der indirekten Steuern vertraut war, zeigten die Beratungen der nach Einführung der Regie berufenen Tarif-Kommission, die einen hartnäckigen, freilich erfolglosen Kampf gegen de Launay führte. Die Gesamtheit der Beamten konnte demnach schwerlich ein Vorwurf treffen und Friedrich hat auch im Ernste niemals daran gedacht.

Daß aber trotzdem die Beziehungen sich empfindlich spannten und verschärften, kann nicht geleugnet werden. War der König schon vor dem Kriege für seine Untergebenen ein unnachsichtiger Vorgesetzter gewesen, seinem einmal geäußerten Grundsatz gemäß: „Ich will ein für allemal Faulheit und Negligence im Dienste des Staats nicht dulden", so spornte er jetzt seine Beamten in verzehrender Ungeduld zu unablässiger, vielfach überanstrengender Arbeit an. Nur zu oft entnahm er den Maßstab zu ihrer Beurteilung seiner außerordentlichen Leistungsfähigkeit, unterschätzte er die zu überwindenden Schwierigkeiten, nicht selten griff auch er fehl mit seinen Anordnungen und Maßnahmen, verlangte er das Unrichtige oder Unmögliche. Wo er aber Anlaß zur Unzufriedenheit hatte oder zu haben glaubte, da fuhr er ohne Rücksicht auf Rang und Würde, auf Verdienst und Erfolg jeden mit harten, schnöden Worten an, da rügte er in bittrer, oft verletzender Form. Der seltene Ausdruck seiner Anerkennung hielt den häufigen Ausbrüchen seiner Mißstimmung und seines Zornes nicht die Wage. Dem Generaldirektorium, das in maßvoller Eingabe seine Bedenken gegen des Königs Handelspolitik und Steuerreform geltend gemacht hatte, verwies er seine „impertinente Relation", indem er die Minister mit ihrer Ignoranz entschuldigte; „aber die Malice und Corruption des Concipienten muß exemplarisch bestraft werden, sonsten bringe ich die Canaillen niemahls in die Subordination". Wie der tüchtige Geheimrat Ursinus hier kassiert und auf die Festung geschickt wurde, so ergoß sich auch über die erprobtesten und fähigsten Beamten, wie Domhardt und Schlabrendorff, bei geringfügigem Anlaß die Schale der königlichen Ungnade. Sehr selten war es allerdings, daß ein Minister seines Amtes entsetzt wurde, und noch seltener, daß er freiwillig seinen Abschied nahm — es war ein Grundsatz Friedrichs, daß man Minister ebensowenig wie stolpernde Pferde wechseln solle —; aber unter dem lastenden Gefühl dieses Druckes gärte in der ohnedem karg besoldeten Beamtenschaft der Geist der Unzufriedenheit, wuchs die Sehnsucht nach dem Anbruch einer neuen Epoche.

Abb. 111. Silhouette König Friedrichs. Von Bourmeister.

Am ungebärdigsten, freilich auch am verständnislosesten bäumten sich gegen den harten staatlichen Zwang die nach freier Entfaltung ihrer Individualität dürstenden Seelen auf. Der Altmärker Winckelmann schüttelte mit Schaudern über den preußischen Despotismus den Staub seines Vaterlandes von den Füßen, um unter der Sonne Italiens die Welt der klassischen Bildwerke zu entdecken, und auch Lessing glaubte den Berliner Nicolai vor der Erfahrung warnen zu müssen, „welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste von Europa ist". Wenn Mirabeau bei der Kunde vom Tode Friedrichs die allgemeine stumpfe Gleichgültigkeit auffiel und wenn Goethe „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonnieren" hörte, so liegt hier der Schlüssel zum psychologischen Verständnis dieser Erscheinung.

Eben Mirabeau war es auch, der den

treffenden Vergleich zwischen dem Friedericianischen Staat und einer vollkommenen, künstlich verwickelten Maschine zog, die nur so lange tadellos arbeite, als die Hand sie leite, welche sie zusammengesetzt habe. In der That war die Zentralisation der Verwaltung damals aufs höchste gesteigert, „alle Einheit des Staates ruhte nur noch im Kabinett und im Kopfe des Königs". Es war kein Wunder, es war durchaus naturgemäß, daß dabei die Kraft selbständiger Entscheidung, freiwilliger Entschließung unter den Beamten wie den Offizieren verkümmerte, daß die mechanische Gewöhnung des Dienstes alle beherrschte, daß man nur noch in den Äußerlichkeiten das Wesen der Sache, das Geheimnis des Erfolges erblickte, daß auf allen Gebieten die Routine und der Formelkram den lebendigen Geist erstickten. Und wenn, wie Friedrich es einmal selbst sagt, in seinem Staate alles Nerv war, so mußte diese unausgesetzte, unerhörte Anspannung aller Kräfte schließlich in geistiger Erschöpfung, in allgemeiner Ermüdung enden. Der jähe Zusammenbruch Preußens in der Katastrophe von 1806 ist zum guten Teil auf diese Ursachen zurückzuführen. Aber auch seine glorreiche Wiedererhebung wurzelt, wie nicht vergessen werden darf, nicht zuletzt in den unberührt gebliebenen, grundlegenden Elementen staatlichen Sinnes und staatlicher Ordnung, die Friedrich und sein Vater geschaffen hatten. In der stillen, von Erfolg gekrönten Arbeit des preußischen Beamtentums an der Wiederaufrichtung des Staates, der Bildung des Zollvereins und der Einigung Deutschlands, in der ruhigen, unermüdlichen Friedensausbildung wie in dem glänzenden Siegeslauf des preußischen Heeres wurden nach fünfzig und hundert Jahren alle guten Geister wieder lebendig, die jene einst wachgerufen, gepflegt und gehütet hatten.

Doch allein ein Blick auf die Resultate bei Friedrichs Tode, wie sie sich in dem Ausbreiten des Staatsgebietes, dem Wachsen der Bevölkerung, dem Steigen des Staatseinkommens und in der Vergrößerung der Armee offenbarten, genügt schon zur Erkenntnis, daß neben jenen Schatten auch helles Licht glänzt, daß der ungeheuren Anstrengung auch großartige Erfolge beschieden waren. In den sechsundvierzig Jahren seit seinem Regierungsantritt hatte sich der preußische Staat von 2200 Quadratmeilen auf etwa 3400 erweitert, die Bevölkerung hatte sich von kaum $2^1/_2$ auf $5^1/_2$ Millionen vermehrt, das Heer war von einer Stärke von 80 000 Mann auf nahezu 200 000 Mann gebracht, und das jährliche Staatseinkommen hatte sich von 7 auf 23 Millionen Thaler gehoben, während im Staatsschatz 51 Millionen aufgehäuft waren. Es war ein blühendes Wachstum, eine kraftvolle Entwickelung, ein planmäßiger Fortschritt, die Preußen in der europäischen Staatenwelt eine einzigartige Stellung gaben, die ihm eine führende Rolle anzuweisen schienen.

XXVII.

Die politische Konstellation beherrschte Preußen trotzdem in jenen Jahrzehnten keineswegs. Dafür waren andere Momente ausschlaggebend denn seine gesteigerte innere Spannkraft. Abstoßung wie Anziehung der großen Mächte vollzogen sich auch nach dem siebenjährigen Kriege nach dem gleichen Gesetze, nur daß innerhalb desselben Preußen noch ein beschränkterer Spielraum gelassen war als vordem.

Hatte Friedrich früher bei seiner Stellung gegen Österreich mit Sicherheit darauf rechnen dürfen, daß er bei einer der beiden konkurrierenden Mächte, Frankreich oder England, Anlehnung finde, und hatte er einst im Vertrauen darauf seinen ersten großen politischen Wurf gethan, so versagte diese Deckung jetzt völlig. Noch standen Österreich und Preußen auch nach dem Frieden lange Jahre hindurch mit gezogenem Messer nebeneinander, wie Friedrich ihr Verhältnis einmal selbst bezeichnet. Frankreich aber hielt sich weiterhin an den Wiener Hof den Bestimmungen des Versailler Traktates gemäß gebunden und vermied mit Preußen jede diplomatische Fühlung, während sich für Friedrich nach den Erfahrungen, die er mit der Unbeständigkeit und Hinterhaltigkeit des Ministeriums Bute gemacht hatte, deren Stachel ihn bis zu seinem Tode schmerzte,

jeder Gedanke einer englischen Interessengemeinschaft fast von selber verbot. Vor den Augen von ganz Europa würde sie ihn seiner Meinung nach prostituiert haben. Zugleich aber legte ihm die Notwendigkeit, seinem erschöpften Lande wenigstens einige Jahre des Friedens und der Ruhe zur Wiederherstellung seiner Kräfte zu verschaffen, gebieterisch den Zwang auf, Preußen nicht in seiner gefahrvollen Isolierung zu belassen, es gegen die Rachegedanken des Wiener Hofes wirksam zu schützen. Dafür bot sich ihm nur ein Mittel: die enge Verbindung mit Rußland, der einzigen Macht, die, in Traditionen nicht verstrickt, sich freie Hand behalten hatte. Ohne Zaudern beschritt er die neue Bahn, die seine Politik in ganz andere Richtungen als bisher führen sollte.

Ein gedeihliches Zusammenwirken Preußens und Rußlands war undenkbar, wenn zwischen den beiden Mächten nicht über die Dinge, die gewissermaßen ihrem Leibe am nächsten lagen, Einverständnis herrschte. Die Behandlung der polnischen Frage war dies Gebiet, auf dem Friedrich fast zehn Jahre lang Schulter an Schulter mit der Kaiserin Katharina operierte.

Über die Ausschließung jedes auswärtigen Bewerbers von der polnischen Königskrone hatten sie sich nach dem Tode des sächsischen Kurfürsten August III., der noch im Jahre des Hubertusburger Friedens eintrat, ebenso rasch geeinigt wie über die Thronerhebung des Piasten Stanislaus Poniatowski. Mit feinstem Geschick hatte Friedrich bei diesen ersten annähernden Schritten es verstanden, obschon er der die Verständigung suchende, Rückhalt heischende Teil war, Rußland die entscheidenden Worte in den Mund zu legen. Heikler gestaltete sich das praktische Einvernehmen, nachdem sie auf Grund ihrer Allianz von 1764, die beiden Mächten ihren Besitzstand garantierte und im Falle eines Angriffs Hilfstruppen oder Subsidien zusicherte, an das schwierige Werk gingen, den anarchischen Zuständen Polens gegenüber eine gleichmäßig übereinstimmende, bald eingreifende, bald beobachtende Haltung einzunehmen.

Zwei Fragen waren es, die dabei im Vordergrunde standen: die rechtliche Stellung der Dissidenten, d. h. der nicht katholischen Polen, und die Reform der polnischen Verfassung. Im Kern ihrer Absichten trafen Rußland wie Preußen hierbei zusammen, einmal die Ohnmacht und Zerrissenheit Polens, soweit sie seinem unseligen Staatsrecht, vor allem dem unbegreiflichen Liberum veto jedes Landboten entsprang, zu verewigen und sodann den in ihrem Religionskultus und in ihren staatsbürgerlichen Rechten schwer gedrückten Dissidenten eine Besserung ihrer Lage zu verschaffen. Über das Tempo der Behandlung gingen indes die Ansichten beider Mächte weit auseinander. Während Rußland alle Ansprüche der Dissidenten energisch vertrat und mit schroffen Mitteln durchzusetzen suchte, wollte Friedrich sich hier mit dem Nächsterreichbaren, vor allem der freien Religionsübung, vorerst begnügen, sträubte sich aber um so eifriger gegen jeden unter russischer Konnivenz vorgenommenen Versuch, durch Verfassungsänderungen die Autorität des polnischen Königs zu heben. Dem rücksichtslosen Vorgehen seines Bundesgenossen gegenüber, der die gewaltthätigen Argumente liebte, geriet Friedrich nicht selten in eine peinliche Lage, und nicht immer wird man sein Verhalten, wie er meinte, als Gefälligkeit gegen Rußland, sondern eher als Schwäche charakterisieren dürfen. Er selber hatte zuweilen eine um so lebhaftere Empfindung davon, je höher er jederzeit die Unabhängigkeit seines Staates geschätzt hatte, und er klagte dann wohl mit einer gewissen Übertreibung, daß er des Jochs müde, daß er nicht länger Sklave bleiben wolle. Doch erschien ihm das Gewinnkonto der russischen Allianz, die Sicherung des Friedens, viel zu groß, als daß er um einiger lästigen Unbequemlichkeiten in Polen wegen es fallen gelassen hätte, zumal er sich nach anderen Richtungen hin seine diplomatische Freiheit wohl zu wahren wußte. Den russischen Plan z. B., einen großen nordischen Staatenbund zu gründen, behandelte er mit so ablehnender Kühle, daß er ein todgeborenes Projekt blieb.

Es war ein Kardinalsatz seiner Politik, daß er seinen Einfluß auf Rußland mit keiner anderen Macht teilen wollte. Nur dann schien ihm das ausschließliche Interesse Preußens Aussicht zu haben, voll zur Geltung zu gelangen, nur dann glaubte er den richtigen Ton für die russische Stimmung treffen zu können. Der erobernde Zug, welcher der Politik Katharinas eigentümlich war, entging ihm keineswegs und

Abb. 112. Katharina II. von Rußland. Kopie Chodowieckis (im Besitz des Direktor Wichern-Altona) nach einem Gemälde Titelbachs im Kgl. Schloß zu Berlin. 1772.

erfüllte ihn mit schwerer Sorge; aber andererseits traute er sich die Kraft zu, die gefährlichsten Übergriffe zu verhüten und dabei allezeit seinen eigenen Gewinn rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. So trug er kein Bedenken, sich Rußland gegenüber noch enger zu binden, als Österreich Miene machte, in die polnischen Händel einzugreifen, weil er gewiß war, daß der Wiener Hof vor Preußens strenger Erfüllung seiner russischen Bündnisverpflichtungen stracks zurückweichen werde, und

weil er sich damit ein Anrecht auf Entschädigung zu erwerben hoffte.

Sehr fatal war es dann freilich, als das von Friedrich längst Befürchtete eintrat, als die Gewaltthätigkeiten Rußlands einen Aufstand in Polen hervorriefen und eine durch seine Truppen bei dessen Niederwerfung begangene Grenzverletzung die Türkei ins Feld führte. Es schien unberechenbar, wie weit das nun einmal ausgebrochene Kriegsfeuer um sich greifen werde. Wenn Friedrich auch jetzt wieder eine intime Verständigung mit Rußland suchte, so geschah es nicht bloß, um mäßigend und versöhnend einwirken zu können, sondern zugleich in der offen gestandenen Absicht, für die Opfer und Gefahren Preußens eine entsprechende Vergütung auszubedingen. Unter der diplomatischen Maske des Lynarschen Projektes, das für die drei großen Ostmächte einen polnischen Landgewinn anregte, enthüllte er seine geheimsten Wünsche, allerdings zunächst nur in der Form eines leisen politischen Fühlers beim russischen Kabinett, der sofort zurückgezogen wurde, als er nicht gleich das vollste Verständnis fand. Statt dessen wurde die Garantie Rußlands für den erblichen Heimfall der fränkischen Markgrafschaften an Preußen schließlich der Preis, für den beide Mächte ihr Bündnis um zehn weitere Jahre verlängerten.

Vergebens bemühten sich Österreich wie Frankreich durch allerlei lockende Aussichten und luftige Pläne Preußen aus der russischen Allianz zu lösen. Nur immer wieder trat es dabei zu Tage, daß der Wiener Hof den Verlust Schlesiens nicht verschmerzt hatte, wenn er für den Wiedergewinn des geliebten Landes sich zu großen Zugeständnissen, freilich auf Kosten Dritter, bereit erklärte. So sehr auch Friedrich gerade dadurch in seiner Ansicht bestärkt werden mußte, daß er seinen Standpunkt richtig gewählt, sein System treffend orientiert habe, so wenig schien es ihm angezeigt, Österreichs Annäherung ganz von der Hand zu weisen. Sie ließ sich vielleicht für ein Einverständnis in den deutschen Fragen verwerten und jedenfalls war sie geeignet, die allgemeine scharfe politische Spannung zu mildern. Wie hoch und wie unausjätbar freilich die Saat des Mißtrauens emporgeschossen war, empfand Friedrich aufs deutlichste bei den persönlichen Zusammenkünften, die er zu Neiße und Neustadt mit den Leitern der österreichischen Politik, mit Kaiser Josef und Kaunitz, hatte. So sehr der junge Herrscher darauf brannte, den großen Staatsmann seines Jahrhunderts kennen zu lernen, den er heimlich bewunderte und dem nachzueifern sein glühendster Ehrgeiz war, und so wenig er sich der Überlegenheit des Genies entziehen konnte, im Hintergrunde jedes Gedankens witterte er doch immer den trügerischen Schelm. Und Kaunitz vollends hatte von der Höhe seiner ausgeklügelten politischen Theorieen herab nur ein mitleidig verächtliches Lächeln für die inkonsequenten und unklaren Ideen des Königs. Die grandiose Offenheit, mit der Friedrich alle schwebenden Fragen, auch das drohende Übergewicht Rußlands besprach, seine resolute, praktisch zugreifende Art waren ihnen unverständlich und unheimlich. Friedrich aber trug von jenen Begegnungen den beunruhigenden Eindruck nach Hause, daß Josefs Ehrgeiz sich nicht scheuen werde, dereinst ganz Europa in Brand zu stecken.

Abb. 113. Silhouette des Prinzen Heinrich. Von Bourmeister.

Die Gefahr eines allgemeinen Krieges rückten übrigens schon jetzt die glänzenden Erfolge der Russen im türkischen Feldzuge immer näher. Daß der Übermut seines Verbündeten Österreich in die Waffen rufe, daß er selber in die kriegerische Verwickelung verflochten werde und zwischen Hammer und Amboß gerate, wurde für Friedrich eine täglich drückendere Sorge. Es war ein heißer Boden, das Parkett des Petersburger Hofes, auf dem sein Bruder, der Prinz Heinrich, versuchen sollte, dem von allen Seiten sich

zuspitzenden Konflikt seine Schärfe zu nehmen. Hier wurde der Gedanke einer Teilung Polens wieder lebendig, er erschien als der einzig gangbare Ausweg aus heillosen Wirren. Diesmal kam die Anregung von russischer Seite und bei dem Prinzen fand sie empfänglichen Boden, nachdem Österreich durch die Besetzung einiger polnischen Grenzstriche, die es als alten ungarischen Besitz reklamierte, gewissermaßen praktisch den Anstoß gegeben hatte. Aber ehe diese Idee zu einem allseitig erwogenen Plan ausreifte, war noch manche kritische Wendung zu bestehen, noch manche verstiegene Forderung auf das rechte Maß zurückzuführen, mußte vor allem das russische Kabinett selbst sich erst allmählich mit der Überzeugung durchdringen, daß es allein in Polen den Siegespreis holen könne, den es ohne Gefahr eines allgemeinen Krieges der Pforte nicht entreißen durfte. Indes nachdem Friedrich einmal mit aller Schärfe sein Programm dahin formuliert hatte, daß Preußen für seine Unterstützung Rußlands und für die Befestigung der russischen Herrschaft in Polen als Gegenleistung und zur eigenen Sicherheit die Abrundung seiner Besitzungen an der Ostsee zu einem geschlossenen Landkomplex fordern müsse, fanden beide Mächte bald den Boden gegenseitiger Verständigung. Erst nach allerlei Winkelzügen und Absprüngen betrat ihn auch Österreich, das seine Entschädigung viel lieber an der Donau oder in Schlesien gesucht hätte. Freilich, beim eigentlichen Teilungsakt im Sommer 1772 wie bei der Absteckung der Grenzen wußte es trotz aller moralischen Bedenken Maria Theresias dafür zu sorgen, daß ihm mit Galizien der Löwenanteil zufiel.

Abb. 114.
Josef II. und Friedrich der Große kommen 1770 zu Mährisch-Neustadt zusammen.
Kalenderblatt von D. Chodowiecki.

Für Preußen schlug das gewonnene Gebiet an Weichsel und Netze die längst dringend notwendige Brücke zu dem abgesprengten alten Ordenslande. Immer wieder hatte Friedrich das unabweisliche Bedürfnis dieser Erwerbung betont, von seinen politischen Jugendträumen an bis zu den reifen, nur äußerlich als Chimären bezeichneten Zukunftsprogrammen seiner Testamente, jener unvergleichlichen staatsmännischen Offenbarungen, die durch eine unbegreifliche Laune des Bureaukratismus noch immer der Öffentlichkeit vorenthalten sind. Nicht die dort in Aussicht genommenen einzelnen Blätter der Artischocke, sondern die ganze Frucht fiel ihm jetzt auf einmal in den Schoß.

Den Teilungsakt selbst rechtlich beschönigen zu wollen, hat er niemals auch nur die Spur eines Versuches gemacht. Für ihn hatten die unumgängliche politische Notwendigkeit und der offenbare Vorteil seines Staates die zwingende Kraft von Rechtsargumenten. Und nahezu wie ein Hohn auf alle politische Ideologie und Sentimentalität klingt das fast erschreckend offene Bekenntnis in seinen Denkwürdigkeiten, daß er die Gelegenheit bei den Haaren ergriffen habe. Man mag übrigens Friedrichs Anteilnahme an der polnischen Teilung so hoch oder so gering einschätzen wie man will, man wird jedenfalls nicht vergessen dürfen, daß die Idee schon längst, seit einem vollen Jahrhundert, in der politischen Atmosphäre lag, daß ihr erst die moderne Nationalitätsbewegung und die gewaltsamen Ausbrüche der polnischen Volksseele einen Makel aufgedrückt haben, den sie in den Augen der Zeitgenossen keineswegs hatte. Es ist vielmehr bekannt, wie der Begriff der staatlichen Teilung in dem politischen Ideensystem des achtzehnten Jahrhunderts sich völlig eingebürgert hatte und wie ihn später auch die Revolution

nach dem Zusammenbruch des alten Europa aufgegriffen und verwertet hat. Wie er noch heute unter anderer Flagge lebendig ist, haben uns erst die jüngsten Ereignisse wieder gelehrt. Wenn übrigens der größte politische Denker jenes Jahrhunderts, wenn Montesquieu die Rechtfertigung jeder Eroberung in der Kraft gefunden hatte, das Eroberte zu bewahren und zu assimilieren, so haben die sichtbaren Erfolge der Arbeit, mit der Friedrich aus dem Stück Anarchie, wie er Westpreußen nannte, ein Kulturland schuf, seinem Vorgehen recht gegeben.

XXVIII.

War es durch die polnische Teilung gelungen, den Feuerbrand eines allgemeinen Krieges noch im Aufglimmen zu ersticken, so glühten die Funken doch unter der Asche weiter. Im Gegensatz zu Rußland, das eine Zeit lang die Idee einer Tripelallianz der Ostmächte verfolgte, war Österreich vielmehr darauf bedacht, Zwietracht zwischen den beiden alten Verbündeten zu säen. Immer schärfer und bedrohlicher trat der agressive Charakter seiner Politik hervor. Der ausschweifende Ehrgeiz Kaiser Josefs spähte mit fiebernder Ungeduld nach allen Seiten, wo er eine Gelegenheit zu glorreicher Bethätigung, zu Ruhm und Gewinn des Hauses Habsburg finden möchte, und griff alsbald rücksichtslos zu, wie es die Türkei durch den Verlust der Bukowina erfuhr. Friedrich hielt sich in vorsichtiger, mißtrauischer Beobachtung noch zurück, bereit jedem österreichischen Übergriff, der Preußens Interessen berühren würde, sofort entgegenzutreten, zugleich unablässig bestrebt, seine politische Stellung noch zu verstärken. Ihrer festen Anlehnung im Osten suchte er im Westen durch eine Annäherung an Frankreich allmählich ein Seitenstück zu geben.

Da rief ihn ein unerwartetes Ereignis gleichsam über Nacht auf den Plan: der unvermutet jähe Tod des Kurfürsten von Bayern. Das ganze Jahrhundert hindurch war es ein Lieblingsgedanke der österreichischen Politik gewesen, durch die Erwerbung Bayerns sich eine den deutschen Süden völlig beherrschende Position zu schaffen, und Kaiser Josef hatte seiner Verwirklichung durch geheim geführte Verhandlungen mit dem Kurfürsten von der Pfalz, dem bayerischen Thronerben, seit langem vorgearbeitet. Ohne Besinnen nutzte er jetzt die Gunst der Stunde aus. Während sich der pfälzische Vertreter am Wiener Hofe im Namen seines Herrn verpflichten mußte, daß Niederbayern und die Oberpfalz zum mindesten an Österreich fallen sollten, besetzte Josef mit seinen Truppen bereits die abgetretenen Landesteile, in übermütigster Zuversicht, daß „der König von Preußen, da er alle Thüren, an die er poche, verschlossen finde, geduldig stille sitzen und die ganze Sache zum Staunen aller Welt sehr ruhig verlaufen werde". Nur zu bald sollte er erfahren, wie er sich in der Rührigkeit und Energie seines greisen Gegners getäuscht hatte.

Allerdings politischen Sukkurs erhielt Friedrich zunächst nicht. Weder von Rußland, das längst wieder mit der Türkei auf gespanntem Fuße stand, noch von Frankreich, das eben im Begriff war, seine still gesammelte Kraft noch einmal in den Kampf gegen den alten Rivalen um die Seeherrschaft einzusetzen, die Erhebung der amerikanischen Kolonieen gegen England thatkräftig zu unterstützen. Aber der König war trotzdem entschlossen, in dieser Frage, die für die Entwickelung der deutschen Geschicke von einschneidendster Bedeutung war, bis zum Äußersten zu gehen. Lieber wolle er, wie er sagte, dem Frieden einen ewigen Krieg vorziehen, er werde diesen Gewaltsamkeiten entgegentreten, bis der Tod seine Augen schließe. Auf diplomatischem wie auf militärischem Gebiete setzte er sich mit überraschender Schnelligkeit in Kampfbereitschaft. Sein geheimer Emissär, der Graf Görz, wußte den Erben des gleichfalls kinderlosen pfälzischen Kurfürsten, den Herzog von Zweibrücken, dahin zu bestimmen, daß er gegen den bayerischen Handel beim Reichstage Protest einlegte. Und zugleich trat Friedrich auch für Ansprüche ein, welche Sachsen an die bayerische Erbschaft erhob, verwandte sich für den Nachbarstaat, den er seit nahezu vierzig Jahren mit unverhohlener Geringschätzung aus jeder politischen Machtgemeinschaft, der Preußen an-

Abb. 115. Kaiser Josef II.
Stich von C. G. Schultze nach Kymli.

gehörte, ausgeschlossen hatte. Zwei gewaltige Heerhaufen, der eine unter seinem Kommando, der andere unter des Prinzen Heinrich Führung, sollten von Schlesien und Sachsen aus den Krieg in Feindesland, nach Mähren und Böhmen tragen.

Indes in diesem Feldzug von 1778 führten nicht die Kanonen, sondern diplomatische Noten und Verhandlungen das Wort. Es wurde von sehr erheblichem Einfluß, daß die österreichische Politik nicht einheitlich geleitet war, daß Maria Theresia in einem für ihr Mutterherz sehr empfindlichen Widerspruch zu dem gewaltsamen, sich überstürzenden Vorgehen ihres Sohnes stand und einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen suchte, ehe große Waffenentscheidungen gefallen. Während Friedrich vor der überaus festen Stellung der Österreicher an der oberen Elbe lag, ohne sie bezwingen oder umgehen zu können, und während Prinz Heinrich, zaudernder und vorsichtiger denn je, sich scheute, durch einen kräftigen Vorstoß über die Iser gegen den zurückweichenden Laudon seinen glücklichen Einmarsch in Böhmen mit vollem Erfolge zu krönen, waren die Diplomaten emsig auf der Suche nach Zugeständnissen und Gegenleistungen, nach immer neuen Grenzstrichen, mittelst deren die strittige Frage gelöst werden sollte. Erst an Friedrichs entschiedener Weigerung, die preußischen Rechtsansprüche auf die fränkischen Markgrafschaften mit in des Handels Wagschale zu werfen, scheiterten die von Maria Theresia und Kaunitz inspirierten Konferenzen, zu Josefs großer Genugthuung, der stolz darauf war, dem König im Felde solange Widerpart gehalten zu haben, bis das eintretende schlechte Herbstwetter und der Mangel an Lebensmitteln die Preußen zum Rückzug aus Böhmen zwangen. Auch

Abb. 116. Karl Wilhelm Reichsgraf von Finckenstein. Stich von D. Berger.

ihrer Kriegsführung fehlte der alte energische Schwung. Der kühne Feldzugsplan Friedrichs war nicht zur Ausführung gekommen. Es schien, als sei auch bei ihm die Farbe der Entschließung von des friedlichen Gedankens Blässe angekränkelt worden.

Der bayerische Erbfolgekrieg endete wie begonnen: mit langwierigen, diplomatischen Verhandlungen, nachdem einmal Josefs Widerstand durch eine entschiedene, halb drohende Erklärung Katharinas gebrochen und Österreich selber Rußland wie Frankreich um ihre Intervention ersucht hatte. Der Friede von Teschen besiegelte dann seine Niederlage, da Bayern mit Ausnahme des Innviertels in seinem alten Umfange wiederhergestellt und die Erbfolge des Zweibrückers gesichert wurde. Trotz alledem sah Friedrich in diesem Schluß nur einen Waffenstillstand auf kurze Sicht. Josefs rastlose Thätigkeit und unruhige Wühlerei weissagten ihm, daß die Gefahr bald von anderer Seite wieder auftauchen werde.

Und in der That schon im Jahre des Teschener Friedens begann jene Wandlung der politischen Lage einzusetzen, die Preußen schließlich in völlige Isolierung führen sollte. Mit der eindringlichen Unterstützung, die Friedrich dem Antrag der Pforte auf ein Schutzbündnis zwischen Rußland, Preußen und der Türkei entgegenbrachte als der zuverlässigsten Bürgschaft für die Ruhe im Osten, verscherzte er sich für immer das sympathische Vertrauen Katharinas, deren temperamentvolle Seele sich eben damals mit dem berauschenden Gedanken einer Wiedererrichtung des griechischen Kaisertums auf den Trümmern der Türkenherrschaft ganz erfüllt hatte. So fein er sonst dem Stolz der Kaiserin und ihrem weiblichen Bedürfnis nach Anerkennung entgegenzukommen wußte, für die großartige, etwas phantastische Richtung ihrer Politik hatte er kein Verständnis. Er sah in erster Linie nur die zahlreichen kleinlichen Beithaten ihres Wesens, der geniale Grundzug blieb ihm verschleiert. Während so der Gegensatz der beiderseitigen politischen Tendenzen die alte formell noch zu Recht bestehende Bundesgenossenschaft langsam vom Kern her auflöste, verstand es Josef, zumal nachdem ihn der Tod Maria Theresias von jeder Fessel befreit hatte, sich in geschicktester Weise Katharina zu nähern.

Man hat mit Recht gesagt, daß diese beiden Naturen wie durch Wahlverwandtschaft zu einander gezogen wurden. Wenn auch diese ihre Verbindung zunächst nur den Keim zu jenen späteren gewaltigen Umwälzungen des europäischen Ostens legte und Katharina zu einer feindlichen Stellungnahme gegen Preußen sich noch nicht fortreißen ließ, für Friedrich war die Erkaltung seiner Beziehungen zu Rußland, war dessen wachsende Intimität mit Oesterreich doch eine Quelle bitterer Sorgen, peinigender Zweifel und ernster Befürchtungen, um so mehr als er über die Natur und Tragweite der neuen Allianz, die ihren Charakter absichtlich maskierte, lange im unklaren blieb. Um in diesem diplomatischen Dunkel keinerlei falschen, verhängnisvollen Schritt zu thun, legte er sich eine völlige Zurückhaltung auf, verschanzte er sich hinter einer politischen Unbeweglichkeit, über deren unbehagliche und peinliche Seiten ihn sein Lieblingswort: chi sta bene non muove schwerlich zu täuschen vermochte. Wenigstens als der kühne Griff Rußlands nach der Krim die orientalische Krise auszulösen drohte, über Rußlands Einverständnis mit Österreich kein Zweifel mehr obwalten konnte, entsagte er diesem Quietismus sogleich und suchte allerdings vergeblich durch eine Annäherung an Frankreich im großen Strom der europäischen Interessen wieder seinen Kurs zu gewinnen. Der friedliche Ausgleich jener

Verwickelung im Jahre 1784, bei dem alle Großmächte mit alleiniger Ausnahme von Preußen mitwirkten, machte es dann freilich der ganzen Welt offenbar, in welch überaus bedenkliche Lage Friedrich allmählich geraten war, wie er nicht nur seinen Verbündeten verloren, wie er mit all seinen Plänen gescheitert, wie er in seiner Vereinsamung bereits übersehen und mißachtet werden durfte. „Wir sind so isoliert," konnte er mit Recht klagen, „daß wir nicht einmal eine Macht finden können, die uns auch nur den Schatten einer Allianz darbietet."

Von allen Seiten verlassen oder gemieden sah Friedrich die letzte Zuflucht in einem Bunde der deutschen Fürsten, in dem sich Preußen an die Spitze stelle, um den umstürzenden Übergriffen des Kaisers im Reich entgegenzutreten, um in dieser Führerrolle wieder seinen Einfluß auf die europäische Politik zurückzugewinnen. Es war keineswegs ein völlig neuer Gedanke, den er aufnahm. Schon im bayerischen Erbfolgekrieg war er namentlich von Rußland ausgespielt worden. Er selber hatte einst vor vierzig Jahren, um den bayerischen Kaiser zu stützen, wie später im siebenjährigen Kriege ähnliche Tendenzen verfolgt. Daß er sie trotz seiner Geringschätzung der deutschen Kleinstaatsherrlichkeit wieder aufgriff, verriet deutlicher als alles andere seine Not.

Aber ganz anders wie damals fand er jetzt den Boden vorbereitet. Das schroffe rücksichtslose Vorgehen Josefs, der nicht nur in Österreich die Zügel staatlicher Einheit aufs schärfste anzog, der auch über die Grenzen seiner Lande hinaus seinen kaiserlichen Willen und seines Hauses Interesse mit durchschlagendem Nachdruck geltend machte, hatte alle Reichsstände Deutschlands in Unruhe und Aufregung versetzt. Selbst die Fürsten, die sich von jeher mit Stolz in der treuesten Gefolgschaft Österreichs gefielen, die hohen geistlichen Prälaten, hatte die allgemeine Stimmung der Unzufriedenheit mit dem revolutionären kaiserlichen Oberhaupt erfaßt. Der erzwungene Geschäftsstillstand auf der Fürstenbank am Regensburger Reichstag, die eingreifenden Verfügungen des Reichshofrates in Wien, das Wiederaufleben alter kaiserlicher Gerechtsame, die Besetzung zweier der größten geistlichen Stifter mit einem Mitglied des kaiserlichen Hauses, alles schien auf einen drohenden Umsturz der Reichsverfassung, auf das nahe Grab der reichsständischen Freiheit zu deuten. Schon war man im Kreise der kleinen deutschen Fürsten in aller Stille mit emsiger Geschäftigkeit am Werke, eine Vereinigung zum Schutz der gefährdeten Interessen zu schaffen — Baden, Weimar, Gotha, Dessau waren vor allem dabei thätig —; aber man glaubte Preußens dabei nicht zu bedürfen, dachte vielmehr daran, Frankreichs Patronat anzurufen.

Eine lebenskräftige Organisation wäre aus diesen Bestrebungen, denen bei allem guten Willen die schöpferische Macht fehlte, schwerlich hervorgegangen, wenn nicht Friedrich seinerseits sie aufgenommen und wenn nicht Josefs unruhiger Ehrgeiz den schon lose gewordenen Stein ins Rollen gebracht hätte. Er hatte bei der Gunst der diplomatischen Lage geglaubt, auf seine alten bayerischen Pläne wieder zurückgreifen zu können. In ihrem Gelingen sah er, wie er versicherte, das einzige Mittel, um die preußische Macht niederzuwerfen. Kur-

Abb. 117. Ewald Friedrich Graf von Hertzberg.
Stich von J. F. Bolt nach Schröder.

fürst Karl Theodor sollte diesmal sein ungeliebtes Bayernland gegen die österreichischen Niederlande vertauschen. Schon hatte der haltlose Fürst, von ihren reichen Einkünften und dem Glanz der burgundischen Königskrone geblendet, seine Bereitwilligkeit erklärt, schon hatte Rußland seine Zustimmung gegeben und bestand alle Hoffnung, auch Frankreich dafür zu gewinnen, da fuhr

Abb. 118. Allegorie auf die Gründung des Fürstenbundes.
Stich von Meno Haas nach B. Rode.

abermals der Hilferuf des Zweibrücker Herzogs an Friedrich wie ein Wetterstrahl in das schwere düstere Gewölk. Die langsam schleppenden Verhandlungen, welche bisher die preußischen Minister mit den deutschen Fürstenhöfen geführt hatten, kamen unter des Königs feurigem Antrieb jetzt auf einmal in rasches Tempo. Es gelang zunächst mit den beiden größten deutschen Nachbarstaaten, mit Hannover und Sachsen, eine Verständigung zu erzielen, der sich eine große Anzahl der Reichsfürsten anschloß. Vor dieser Union des Jahres 1785, diesem Bunde aller konservativen Reichsinteressen, der allen Ständen den Besitz ihrer Lande und Gerechtsame, allen Fürsten den Schutz ihrer Hausverfassungen verbürgte, der in den Geheimartikeln des Vertrages auch die gegenseitige bewaffnete Hilfeleistung sicherstellte, sah sich Josef trotz Rußlands Beistand abermals genötigt zurückzuweichen, wiederum auf seinen Lieblingsplan zu verzichten. Nur in Flugschriften tobte sich das Unwetter aus, aus dem Preußens Stern noch einmal glänzend und siegreich emporstrahlte.

Mit prophetischem Griffe hatte Friedrich in dieser seiner letzten großen Aktion seinem Staate die Bahnen gewiesen, auf denen dieser dereinst seine deutsche Mission erfüllen sollte. Er selber stand am Abend

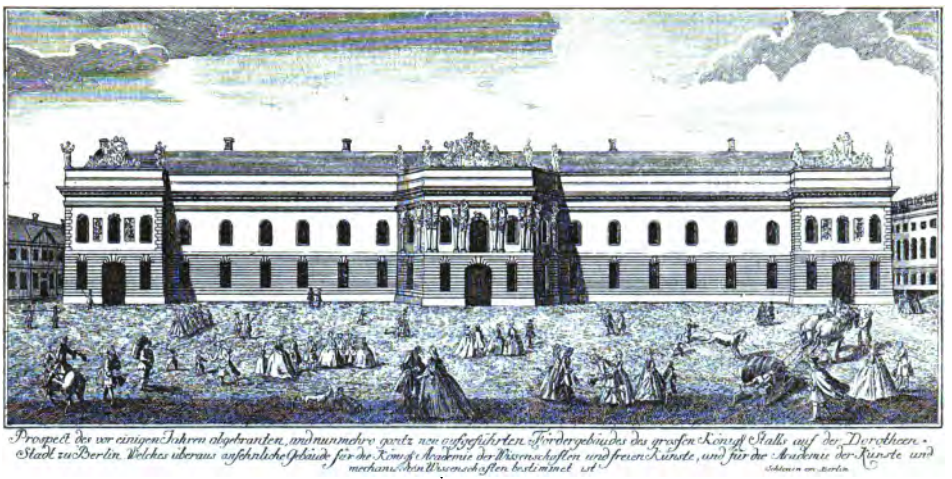


Abb. 119. Königl. Akademie der Wissenschaften und freien Künste. Stich von Schleuen.

seines Lebens noch einmal auf hoher gesicherter Warte. Seine maßvolle Besonnenheit hatte die drohenden Wolken ringsum am politischen Horizont zerstreut. „Preußen ist heute auf dem Kontinent der Angelpunkt für Krieg und Frieden“ schrieb Mirabeau einen Monat vor dem Tode des Königs. Daß dies allein seinem politischen Genius zu verdanken war, der, wie Ranke meint, in der modernen Staatengewalt kaum seinesgleichen gehabt hat, lehrten die Ereignisse der folgenden Jahre, die Preußen zwar in regster Beteiligung bei allen europäischen Streitfragen, zugleich aber auch im raschen Niedergange von seiner Machthöhe zeigten.

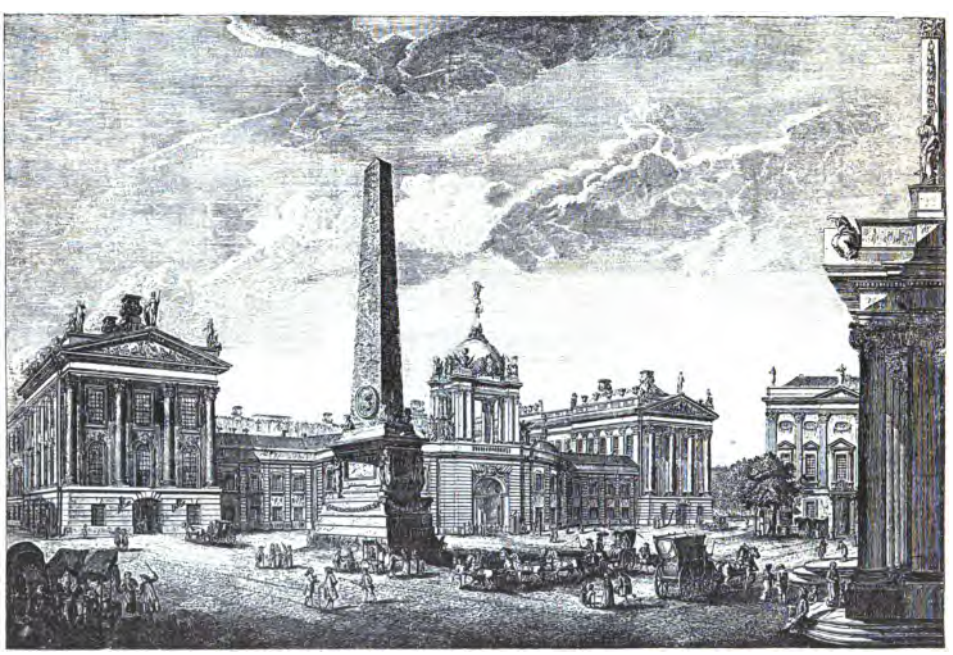


Abb. 120. Das Stadtschloß zu Potsdam, von Norden aus gesehen.
Stich von A. L. Krüger.

Auf keinem Gebiete übrigens hat die selbstherrliche Natur Friedrichs sich so bethätigt, wie gerade in der Politik, der eigensten Domäne seines Geistes. Nicht daß er sich um jedes Detail gekümmert hätte. Er ließ der konzipierenden und formulierenden Arbeit seiner Minister noch einen weiten Spielraum. Von seinen Gesandten im Ausland verlangte er immer nur das wahrhaft Interessante und Belehrende zu hören, während sie ihn mit allen Formalien, Nichtigkeiten und leerem Gerede verschonen sollten. Aber nicht nur die Hauptrichtung der preußischen Politik legte er jedesmal fest, nahezu jeder einzelne Zug und Gegenzug entsprang seinem Haupte. Auf seine Entschließungen hatte niemand Einfluß, sie waren immer souverän gefaßt und wurden selbständig ausgeführt. Noch einen Tag vor des Königs Tode bemerkt Graf Hertzberg: „Man scheitert fast immer, wenn man ihm Ideen vorschlagen will, die er nicht selbst hat.“ Daß seine Diplomaten einzuschwenken hatten wie die Unteroffiziere, verstand sich von selbst. Auch seine Minister und Gesandten mußten von ihm manches verdiente und unverdiente Wort bitteren Vorwurfs und scharfer Rüge hören, nur daß sich sein Verdacht hier noch rascher regte, seine Drohungen noch gefährlicher klangen, sein Hohn noch ätzender wirkte. Abgeschreckt hat diese Behandlung ebensowenig wie sonst im Militär- und Civildienst kaum einen fähigen Kopf. Fast durchweg lag die Vertretung Preußens im Auslande während der Friedricianischen Zeit in guten, bewährten Händen. Auch an der Spitze der diplomatischen Geschäfte standen am Ende in dem von Jugend her vertrauten, schmiegsamen Kavalier Finckenstein (Abb. 116) und dem rechthaberischen, stets zurückgesetzt sich fühlenden Gelehrten Hertzberg (Abb. 117) Kräfte, die sich an Zuverlässigkeit mit dem alten Podewils wohl messen konnten, an politischer Begabung ihn jedenfalls überragten.

XXIX.

Man weiß, wie es gerade der Staat Friedrichs des Großen gewesen ist, dem eine Fülle von Talenten aus allen deutschen Landesteilen zuströmte, wie eben die Männer, die später das gefallene Preußen wieder aufrichten sollten, Stein, Hardenberg, Gneisenau u. a. die Schule des preußischen Staats- und Heeresdienstes in den

Abb. 121. Das Stadtschloß zu Potsdam.

letzten Jahrzehnten des Königs aufsuchten. Und vielleicht tritt von all seinen Verdiensten aus jener Zeit keins so bedeutsam und folgenschwer hervor, wie die Kraft und die Kunst der Erziehung, die er nicht bloß an seinen Beamten und Offizieren, seinen Kolonisten und Handwerkern, die er an seinem ganzen Volke bewußt und unbewußt geübt hat.

Seine pädagogische Wirksamkeit ist viel verkannt und oft verspottet worden. Immer noch spukt die Anekdote von den preußischen Invaliden als Schullehrern, obschon es längst bekannt ist, daß nach Friedrichs Willen nur solche Veteranen ausgewählt werden sollten, die „lesen, rechnen und schreiben können und sich zu Schulmeistern auf dem Lande und sonsten gut schicken", und daß in Wirklichkeit nur eine verschwindende Anzahl nach vorgängiger Prüfung Anstellung gefunden hat. Und doch hat der König auch auf diesem Gebiete seine klar umgrenzten Ziele verfolgt, die Spuren seiner Arbeit unverwischbar gezogen.

So bemerkenswert schon die äußerliche Thatsache ist, daß er unmittelbar nach dem Hubertusburger Frieden das General-Landschul-Reglement erließ, das die bereits geltende allgemeine Schulpflicht einschärfte und die staatliche Schulaufsicht einführte, am bezeichnendsten ist doch die Erscheinung, daß überhaupt alle geistigen Interessen Friedrichs allmählich vor den pädagogischen zurücktraten. Ununterbrochen allerdings haben ihn die großen philosophischen Probleme beschäftigt; aber die allgemeinen theoretischen Fragen verloren bei seiner wachsenden Skepsis für ihn immer mehr an Bedeutung gegenüber der praktischen Moral und den Mitteln, mit denen der einzelne Mensch und das ganze Volk für sie herangezogen werden können. Die praktische Philosophie ist ein notwendiges Bedürfnis, die spekulative ein Luxus, sagt er einmal kurz und schlagend.

Abb. 122. Das Stadtschloß zu Potsdam.
An der Linde vor Friedrichs Zimmer pflegten die Bittsteller Aufstellung zu nehmen.

In seinem pädagogischen Jahrhundert nimmt Friedrich seine besondere eigentümliche Stellung ein: wie er einerseits das Naturevangelium Rousseaus rundweg ablehnt, so ist er andererseits doch nicht in den radikalen Ideenkreis der französischen Aufklärung gebannt, die von Wert und Leistung des Unterrichts übertriebene Vorstellungen hegt. Vom Standpunkt des praktischen Staatsmannes aus, der mit den Instinkten und Bedürfnissen der großen

Abb. 123. Pierre Louis von Maupertuis, Präsident der Berliner Akademie. Stich von J. Daullé.

Massen vertraut nur das Wohl des Vaterlandes als Leitstern kennt, zieht er die großen Richtungslinien für die Erziehung seines Volkes. Die Religion soll ihm erhalten, nur der Fanatismus unterdrückt werden, sie verbürgt zugleich die Pflege der Moral; mit der Moral aber ist nach seiner Meinung die pflichteifrige Fürsorge für das Gemeinwohl, die Liebe zum Vaterlande aufs engste verbunden. Und zu den gleichen Zielen leitet der Unterricht, der vor allem das klare, folgerichtige Denken, das sicher begründete Urteilen, mit einem Wort das „Raisonnement", wie man es damals nannte, ausbilden soll, denn alles, was aufklärt, erhebt auch die Seele, stärkt die moralische Empfindung. Auch die Arbeit auf den Höhen der Wissenschaft wandelt denselben Weg, und ebenso denkt sich Friedrich die Aufgabe seiner Akademie: „Durch Raison zur Moral und Toleranz."

Von dem Kern dieser geschlossenen pädagogischen Anschauung aus hat er in den Schriften und Briefen jener Zeit zahlreiche

Abb. 124. Staatsminister von Zedlitz.

Fragen der Erziehung und des Unterrichts auf allen Lehrstufen und in allen Wissensgebieten erörtert, manches Mal gewiß ohne gründliche Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse, wie z. B. seine Pauschal-Verurteilung des akademischen Lehrbetriebs zeigte, aber stets mit scharfem Auge für Wesen und Ziel der Bildung, mit wärmstem, treubesorgtem Herzen für das Geschick der Jugend und für die Zukunft seines Volkes. Seinem Minister von Zedlitz gebührt wesentlich das Verdienst, daß er die Gedanken des Königs auf dem Gebiete der Unterrichtsverwaltung verständniseifrig in die That umzusetzen wußte. Aus ihrem gemeinsamen Wirken ist dann zugleich unter dem befruchtenden Einfluß unserer Litteraturblüte auf dem norddeutschen Boden jene Saat der Aufklärung aufgegangen, deren Bedeutung für den Werdeprozeß des neuen Deutschlands nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Trotz des nüchtern praktischen Zuges, der so manche von Friedrichs pädagogischen Ansichten, Weisungen und Ratschlägen durchweht, liegt doch über dem Ganzen etwas von der Verklärung und der Wehmut auslösenden Stimmung des Abendsonnenglanzes: wenn er, der die Alten nur aus Übersetzungen kannte, aber aus ihrer niemals abgebrochenen Lektüre Kraft und Erhebung bis ans Ende schöpfte, den Unterricht in den klassischen Sprachen, das Verständnis der Antike nach ihrem Geist und nicht nach der toten Form, als ein Palladium der höheren Schulen gewahrt wissen

Abb. 125. Musikzimmer Friedrichs im Stadtschloß zu Potsdam.

Abb. 126. J. d'Alembert. Stich von Dupin d. J.

Friedrichs Schilderung traf im ganzen etwa auf die Zeit seiner Thronbesteigung zu. Wie sich innerhalb der vierzig Jahre seitdem um ihn die deutsche Geisteswelt gewandelt hatte, war ihm verborgen geblieben. Ob er ihren neuen kühnen Schöpfungen Verständnis entgegengebracht, Geschmack abgewonnen hätte, darf man mit Fug und Recht bezweifeln. Um eine unübersteigliche Kluft war seine Weltanschauung, sein Kulturideal, die in der Wirklichkeit wurzelten, die das diesseitige Dasein mit schimmerndem, heiterem Glanze erfüllen wollten, getrennt von ihren bis in die Tiefe wühlenden Leidenschaften, ihren in phantastische Höhen gesteigerten Stimmungen. Daß „die deutsche Muse schutzlos ungeehrt von Friedrichs Throne ging", war ihr sicherlich heilsamer als jedes königliche Mäcenatentum. Aber daß der geistesverwandte Lessing ihm fernblieb, obschon eine merkwürdige Verkettung des Geschickes ihn dicht in seine Nähe führte, daß der große Königsberger Weltweise, der bereits der menschlichen Erkenntnis neue Kontinente zu erschließen begonnen hatte, ihm nicht bekannt wurde, das gehört zu jenem Zug tragischer Größe, der über dem einsamen König von Sanssouci lagert.

wollte, wenn er schließlich in seiner berühmten Abhandlung über die deutsche Litteratur die Fülle seiner unrichtigen Kenntnisse und schiefen Urteile wett-machte durch die Sehergabe, mit der er die goldenen Tage des deutschen Geisteslebens hereinbrechen sah. Als er meinte, wie Moses nur von ferne das gelobte Land schauen zu dürfen, so ahnte er nicht, daß die deutsche Dichtung schon auf dessen Boden ihren triumphierenden Einzug gehalten, daß nach Geibels schönem Bilde

„Der junge Goethe mit seiner Rechten
Fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt."

Zum Greise geworden, fremd in der menschlichen Gesellschaft, war er, wie er selber klagt, schon aus dem langen Kriege heimgekehrt. Bis auf wenige Häupter war der Kreis seiner Freunde zusammengeschmolzen: den invaliden de la Motte Fouqué,

der in Brandenburg lebte, und den alten Lordmarschall von Schottland, seine „Ameise", der dicht bei Sanssouci sein Heim aufgeschlagen hatte. Die Genossen seiner Tafelrunde waren tot oder in die weite Welt verstreut. Der einzige aber, den er gern zu steter Gesellschaft herangezogen, als Präsidenten seiner Akademie gewonnen hätte, d'Alembert, der große Methodologe der Erfahrungswissenschaften, der Atlas der modernen positiven Philosophie, wie ihn Friedrich nannte, setzte den feinsten schmeichlerischen Umwerbungen des Königs die standhafte Zurückhaltung des seine Selbständigkeit liebenden Gelehrten entgegen. Nur in ihrem regelmäßigen, über zwei Decennien sich erstreckenden Briefwechsel, der alle damals im Fluß befindlichen Fragen der Wissenschaft und des geistigen Lebens berührte, von der Besetzung einzelner Stellen an der Berliner Akademie bis zu den tiefsten Problemen der Weltweisheit und der eben brennend gewordenen Stellungnahme zu den Jesuiten, kam die ruhig freundschaftliche Neigung zum Ausdruck, die beide Geister verband, auf Friedrichs Seite darin fast etwas wie wohlwollend väterliche Empfindung, bei d'Alembert ein zartes verständnisvolles Eingehen auf des Königs eigentümliche Gedankenrichtungen.

Als nach d'Alemberts Tode auch diese wärmende Flamme erloschen war, war es um Friedrich still, einsam und kalt geworden. Schon längst waren die holden, beschwichtigenden Töne der Musik verklungen, da der zahnlose Mund die Flöte nicht mehr zu meistern vermochte. Über den Niedergang der französischen Litteratur, das Abwelken der französischen Geistesblüte war er seit Decennien nicht mehr im Zweifel. Auch das Theater hatte für ihn alle Anziehungskraft verloren. Nur einzelne, gewöhnlich nicht mehr als drei oder vier Personen sah er noch bei Tisch, dabei wie früher oft stundenlang in lebendigster geistvoller Unterhaltung, die jetzt mit Vorliebe wirtschaftliche und finan-

Abb. 127. Paroleſaal in Sanssouci.

Abb. 128. Empfangzimmer in Sanssouci.

zielle Fragen, die Hauptsorgen des Königs streifte. Noch konnte er sich als der „alte Zauberer" bewähren, der im Gespräch auch das Kleinste zu adeln verstand. In seiner nächsten Umgebung erschien viel der junge italienische Marchese Luccheſini, an dessen Esprit er Gefallen gefunden hatte; sonst war es für Minister und Generäle eine hohe seltene Auszeichnung, nach Sanssouci geladen zu werden. Fremde, vor allem Franzosen und Engländer, strömten zahlreich bei, um dem König vorgestellt zu werden, unter ihnen fast noch in letzter Stunde der von wilden, wüsten Lebensstürmen umhergetriebene Mirabeau, der enthusiastische Bewunderer seiner Regentengröße und der überzeugte, leidenschaftliche Gegner seines Systems.

Im übrigen war Friedrich für die Außenwelt, außer bei seinen Reisen und militärischen Übungen, wenig mehr sichtbar. Anschaulich und ergreifend hat der alte Marwitz aus seinen Knabenerinnerungen geschildert, wie er den greisen Helden von der Maiparade vor den Thoren Berlins heimkehren sah: Plätze und Straßen gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern der Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen. Der König auf einem großen Schimmel, seinem Condé reitend, von Generälen, Adjutanten und Reitknechten gefolgt, durch Hutabnehmen mit seinen Nüancen ununterbrochen grüßend, neben und vor ihm tanzend und springend die ausgelassenen Gassenbuben. Als er dann verschwunden, dauerte es noch eine geraume Weile, bis jeder sich sammelte und seines Weges ging. „Und doch war nichts geschehen. Nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlechtgekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte."

Namenzug Friedrichs aus einem Schriftstück vom 18. April 1777.

Mit unverbrüchlicher Treue, mit eiserner Energie hat Friedrich seine Königspflicht erfüllt oder um ein Lessingsches Wort zu gebrauchen, „die glorreiche Sklaverei seiner Königswürde“ getragen bis ans Ende. Für ihn wurde in der That der Sterbetag der erste Rasttag seines Lebens. Je nach den Jahreszeiten und dem Aufenthaltsort, ob er den Winter über auf dem Potsdamer Stadtschloß weilte oder vom Frühling bis tief in den Herbst in Sanssouci, war sein Tagewerk fest geregelt: in frühester Morgenstunde noch im Bett begann es mit dem Lesen der eingegangenen Briefe, daran schloß sich ihre Erledigung und die Bearbeitung der Regierungsgeschäfte mit den Kabinettssekretären. Schlag auf Schlag folgten einander dabei seine kurzen, scharftreffenden Resolutionen. Militärische Angelegenheiten, Truppenbesichtigungen u. a. füllten zumeist die Vormittagsstunden, während der Nachmittag, außer einer kurzen Pause für die Unterzeichnung der auslaufenden Schreiben, der Muße, der Lektüre, der geselligen Zerstreuung gewidmet war. Eine Änderung, eine Unterbrechung gab es für diesen Stundenplan des täglichen Dienstes so wenig wie für die jährlichen Reise- und Revuenkalender. Eine Schonung der eigenen Person, eine Rücksichtnahme auf seine Gesundheit kannte der König nicht. Lange hatte es geschienen, als ob der Tod vor den grauen Haaren des Helden Respekt habe, wie das schöne sympathische Wort Kaiser Josefs lautete; aber auf dem schlesischen Herbstmanöver von 1785, wo er bereits schwach und fiebernd stundenlang ohne Schutz im strömenden Regen inmitten seiner Truppen aushielt, holte er sich den Keim zur letzten Krankheit. Auf einen Schlaganfall folgten die Symptome einer immer bedenklicher zunehmenden Wassersucht. In quälenden Schmerzen, die kein Arzt, auch nicht der aus Hannover berufene

Abb. 129. Schlafzimmer Friedrichs in Sanssouci.

berühmte Doktor Zimmermann zu heben vermochte, verstrichen die Monate. Mit ungebrochener Spannkraft erfüllte Friedrich trotzdem, soweit es seine körperlichen Kräfte gestatteten, seine Pflicht, zuletzt bestellte er die Kabinettssekretäre, die sonst um 6 Uhr bei ihm antraten, auf die vierte Morgenstunde. So erledigt er sein Tagewerk bis zum letzten Augenblick, bis ihn der Tod in der Nacht zum 17. August 1786 die wahre Betrübnis auf ihren Gesichtern zu lesen war". Draußen im Lande, vor allem außerhalb der Reihen der Armee, atmeten viele erleichtert auf, mit schwerem Druck hatte das eiserne strenge Regiment Friedrichs auf den Gemütern gelastet. Die Frage aber des einfachen Bäuerleins in Schwaben: Wer soll nun die Welt regieren? ist Millionen aus der Seele gesprochen. Eine Antwort fand sie nicht. Freilich der

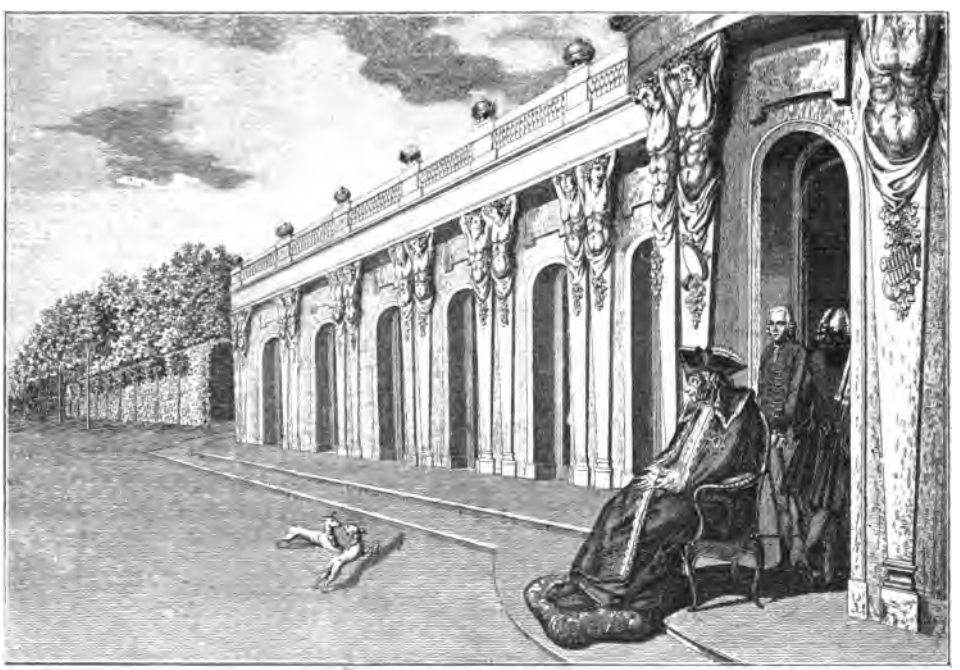


Abb. 130. Friedrich auf der Terrasse von Sanssouci, der untergehenden Sonne nachschauend. Stich von J. F. Jügel mit der Unterschrift: Bald werde ich dir näher kommen.

Feder aus der zitternden Hand löst, die Last von den wankenden Schultern nimmt.

Wie der Tote im Konzertsaal von Sanssouci auf seinem Feldbette liegt, einen kleinen Hut auf dem Kopfe, in einen alten blauen seidenen Mantel gehüllt, Füße und Beine in hohen Gichtstiefeln, da erinnert er seine alten Offiziere und Soldaten, wie mit Recht bemerkt wird, an die bangen Nächte des großen Krieges, da er im Felde eben so schlicht mitten unter ihnen ruhte. Die ergrauten Kriegsleute schämen sich ihrer Trauer und Thränen nicht, ebensowenig wie des Königs Diener, „deren Thronerbe, Friedrichs Neffe, Friedrich Wilhelm II. und sein Berater, der Graf Hertzberg, traten mit unbefangenstem Selbstvertrauen an die Erbschaft Friedrich des Großen heran. Die Arbeit des Riesen aufzunehmen und fortzuführen, schien ihnen einfach und leicht. Wenige Jahre aber genügten, um ihre Unfähigkeit zu offenbaren. Fortan wies die Geschichte Preußens neben schweren staatserschütternden Katastrophen eine fast ununterbrochene Reihe versäumter politischer Gelegenheiten auf, bis nach achtzig Jahren wieder ein überlegener Genius in Friedrichs Bahnen einlenkte.

XXX.

Das wundervolle Geschenk des Schicksals, das der deutschen Nation innerhalb der Spanne eines Jahrhunderts zwei führende politische Geister, zwei geborene Herrschernaturen bescherte, hat in der Anschauung der lebensvollen Wirklichkeit und im Vergleich einer immer mehr sich erschließenden Vergangenheit wieder das Verständnis für die Lebensbedingungen des großen konservativen Staatsmannes geöffnet, damit zugleich den Blick für Friedrichs eigenstes Wesen erweitert und geschärft. So reizvoll auch diese Parallele für einen modernen Plutarch wirkt, denn überraschend stark sind die Ähnlichkeiten in Friedrichs und Bismarcks Politik und Staatskunst, sie darf uns hier nicht abseits führen.

Des Unergründlichen genug bietet das geheimnisvolle Walten des Genius, aber in Friedrichs Natur birgt es besonders zahlreiche und tiefe Rätsel. Man hat in ihr die Taufrische der ursprünglichen, naiv schaffenden Schöpfungskraft des Genius vermissen, im Willen und der denkenden Überlegung, in Thatkraft und Reflexion die beiden bestimmenden Grundelemente ihrer Mischung finden wollen. Diese Beobachtung enthält zweifellos manches Richtige; aber so einfach ist des Rätsels Lösung nicht.

Die Widersprüche, die in jeder menschlichen Seele liegen, treten bei Friedrich in verwirrendster Fülle, in übergewaltigen Formen, in schneidendsten Kontrasten zu Tage. Bis in seine Handschrift, die mitten in ihren flüssig hingeworfenen, zierlich geformten Buchstaben die energisch sicheren Striche heraushebt, erstreckt sich der Widerspalt seines Wesens. „Eine Zusammensetzung aus allen Gegensätzen" so bezeichnete den König schon ein gleichzeitiger französischer Diplomat. Immer im Widerspruch mit sich selbst, so fand ihn bereits seine kritisch gesinnte Umgebung. Neben überschäumender Lebhaftigkeit, die sich, wie der getreue Eichel klagt, stets in Extremen bewegt, die sich dem ersten Eindruck fast widerstandslos gefangen gibt, die Einfälle des Augenblicks nicht zu unterdrücken vermag, die Ruhe berechneter Zurückhaltung, die Zucht scharfer Selbstbeherrschung. Neben feinster vibrierender Empfindsamkeit, die der Verlust eines teueren Lebens in Thränenströmen auslöst, die bei einer traurigen Erinnerung in finstere Melancholie ausklingt, die schon zittert, wenn ein Brief erbrochen wird, und erschrickt, wenn die Thüre sich öffnet, eine eisige Gefühlskälte, eine nervenlose Starrheit. Neben dem warmen Herzenserguß, dem Laute echter Zärtlichkeit der ätzende Spott und der schneidende Hohn, neben dem jähen Aufwallen heißer schwankender Gefühle das geschlossene Gleichgewicht einer gelassenen Seele. Leichtgläubig und resigniert, hingebend und mißtrauisch, sentimental und trocken, begeistert und nüchtern, frivol und ernst schlägt Friedrich alle Töne der Empfindung hart und dicht nacheinander an. Wie Aprilschauer jagen sich, ohne Übergänge wandeln sich seine Stimmungen.

Die furchtbare Schule der Gegensätze, in die seine Jugend genommen worden ist, hat seiner Natur unauslöschliche, widerspruchsvolle Züge eingebrannt. Sein Auge erfreut sich an heiteren Gestalten, hellen Farben, lichten Tönen; aber die Welt erscheint ihm düster, des Menschen Schicksal dunkel und traurig. Er glaubt an die siegende Kraft des freien Gedankens und verzweifelt doch an der Erweiterung der Grenzen menschlicher Erkenntnis, an der Aufklärung der Massen. Er ist ein Enthusiast des Denkens, aber nicht minder, wie schon Voltaire bemerkte, ein Enthusiast des Handelns. Er labt sich am holden Schein, an der eleganten Phrase, am graziösen Spiel der französischen Kultur und geht doch mit deutscher Gewissenhaftigkeit den Dingen auf den Grund. Im Gegensatz zu seinem Freunde d'Alembert beantwortet er die zwischen ihnen viel erörterte rücksichtslose Frage, ob es nützlich sein kann, das Volk zu täuschen, mit einem erbarmungslosen Ja. Unbedingte Wahrhaftigkeit ist ein durchschlagender Grundzug seines Wesens. Er bekennt sich zu ihr in alle Wege, er übt sie gegen sich und andere, er verlangt sie von seiner Umgebung. Nichts stößt ihn mehr ab, schmerzt ihn tiefer als

Falschheit. Unempfindlich gegen schmeichlerische Rede brennt er von Verlangen, sich ganz und rückhaltslos zu geben, wie er ist, glüht er von Ehrgeiz, durch sich allein zu gelten, als Mensch auch von Bedeutung zu sein.

Friedrich spricht einmal von den Fürsten, die Menschen sind, bevor sie Könige sind, und man hat bei ihm selber diese Vorharmonieen seines Innern übertönt der reine eherne Klang dieser imperativen Stimme. Das ist der souveräne Zug seiner Natur: die schrankenlose, leidenschaftliche Hingabe an den Staat, an seinen Staat, mit dessen Tendenzen und Interessen er sich ganz erfüllt, dessen erster Diener er nur sein will, dem er aber in unendlich höherem und edlerem Sinne als Ludwig XIV. sein

Abb. 131. Blick in das Schlafzimmer zu Sanssouci mit der Statue Friedrichs „in seinen letzten Tagen" (modern; von H. Magnussen).

wegnahme des Menschentums als originalsten Wesenszug finden wollen. Gründlicher kann man nicht irregehen, wenn man dem einheitlichen Kern seiner Natur, dem wahren Fundament seiner Größe nahekommen will. Vor und über dem Menschen steht bei ihm der König, mag er auch selber im Geiste seines Jahrhunderts zuweilen das Gegenteil bekennen. All das Abgründige, Zerklüftete in seinem Wesen umschließt mit eisernen Klammern das Bewußtsein seines Königtums und seiner Königspflicht. Alle Diseigenes Ich gleichsetzen darf und wirklich gleichstellt. Wie eine zeitlose Gottheit steht sein Staat über ihm; aber wie E. Marcks treffend bemerkt hat, „so hoch der Staat auch über dem sterblichen Einzelnen schwebt, so gewinnt er dennoch in Friedrich Fleisch und Blut, der Mann und die Sache sind in Wahrheit eins".

In wunderbarer Form weiß er seine großen königlichen Gaben in den Dienst seines Staates zu stellen, seine Kräfte ihm einzuhauchen: Seinen durchgreifenden stäh-

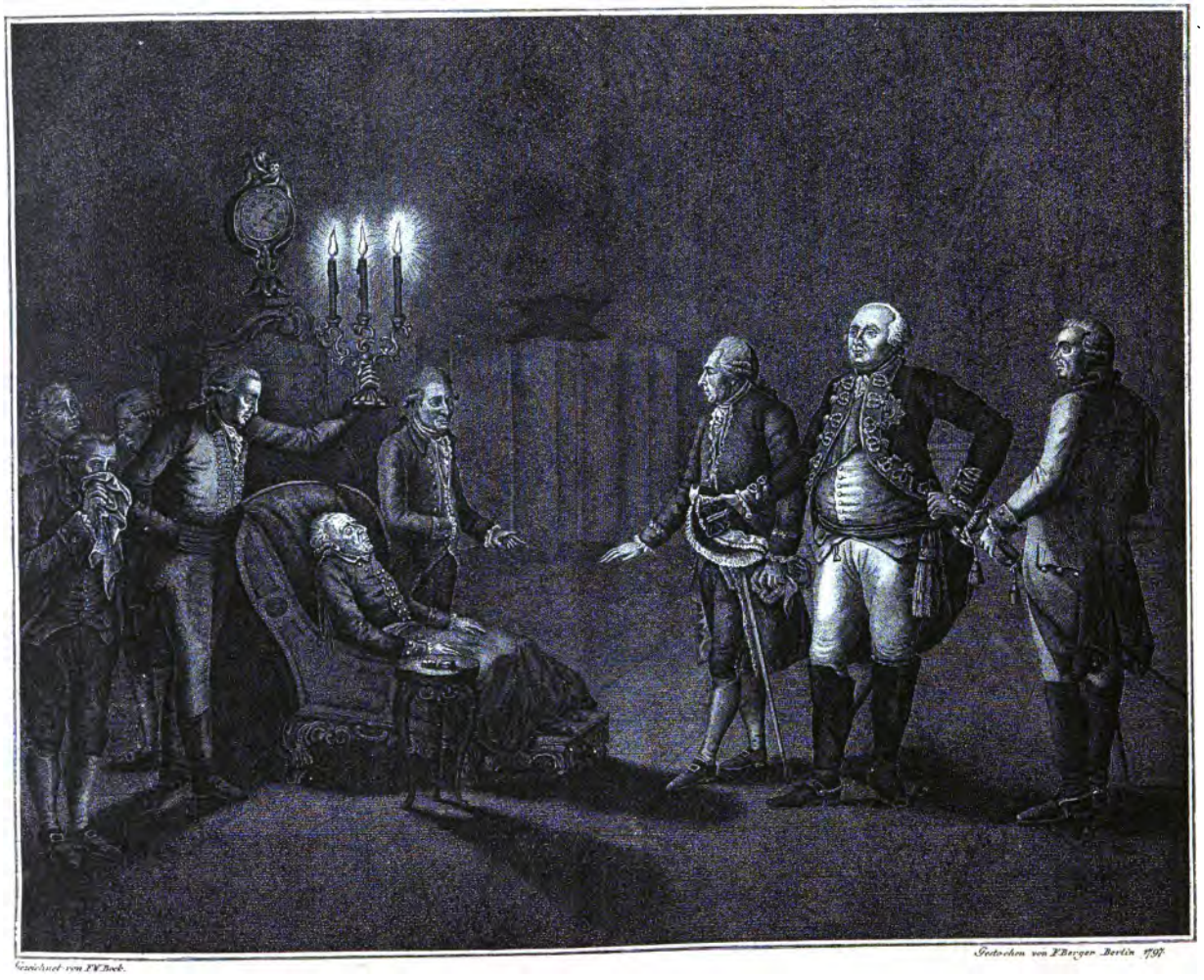


Abb. 132. Friedrichs des Einzigen Übergang in die Gefilde der Vollendung.
Stich von F. Berger nach F. W. Bock.

Abb. 133. Totenmaske Friedrichs des Großen.
(Im Hohenzollern-Museum.)

lernen Willen, der über eine Welt von Schwierigkeiten Herr wird, der sich mit dem Willen des Staates zur Macht verschmilzt und eins wird, seinen durchdringenden scharfen Verstand, der Menschen und Dinge bis ins Innerste durchschaut, vor dem das Getriebe der Regierungsmaschine bis zum kleinsten Rädchen offen liegt, seinen Glauben an das Schicksal, der ihm mit allen Helden der That gemeinsam ist, der ihn mit stolzer Sicherheit das Vaterland den schwersten Gefahren entgegenführen läßt. Und neben und über diesem allen schwebt ohne jede mystische Beithat das stete volle Bewußtsein seiner königlichen Verantwortung, das ihn das unscheinbarste Verwaltungsgeschäft des Tages ebenso sorgsam zu beachten zwingt wie die großen Entscheidungen des kritischen Moments, das die ungestümen feurigen Triebe seines Temperaments bändigt und ihn nicht wie Napoleon von dem Sturmwind seines Dämons regieren läßt. Aus ihm schöpft er, von den Gedanken der antiken Moralisten zugleich getragen und erhoben, jene unvergleichliche heroische Kraft der Seele, die ihm in den schlimmsten Tagen des Lebens, in den härtesten Krisen des Staates die vollendetste Ruhe gibt, die ihn über die feindliche Welt hinaus in eine Höhe trägt, wo ihm angesichts des Universums alles Menschliche unendlich klein zusammenschrumpft, tief unter ihm im wesenlosen Scheine liegt.

Ein feiner Beobachter hat finden wollen, daß Friedrichs loser Scherz und verwegener Spott, die sonst vor keiner Schranke Halt machten, die sich am Heiligsten vergreifen konnten, doch ein Sanktuarium gekannt hätten, auf dessen drei Altären der Ehrgeiz des Ruhmes, die Liebe zum Vaterland und das Gefühl der Freundschaft flammten. Hebt man bei dem ersten das Persönliche in die Sphäre des Sachlichen, setzt man den Ehrgeiz der Macht dafür ein, der den Staat beseelt, so wird man zustimmen dürfen.

Abb. 134. Allegorie auf den Tod Friedrichs.
Stich von D. Chodowiecki.
Im Göttinger Taschenkalender von 1792.

Abb. 135. Büste Friedrichs von Joh. Eckstein. 1786. (Im Hohenzollern-Museum.)

Die Wärme des Gefühls konzentriert sich bei Friedrich auf sehr wenige Punkte. Gewiß besitzt er einen lebhaften Familiensinn, der sich reger und herzlicher äußerte, als man im allgemeinen annimmt. Die Innigkeit der Beziehungen zu seiner Mutter und zu seinen Schwestern spricht ebenso deutlich wie die Rolle des alten Onkels, in der er sich in späteren Jahren seinen Neffen und Nichten gegenüber gern gefiel. Aber das beherrschende menschliche Gefühl in seinem Leben ist doch die Freundschaft, wie man es mit Recht hervorgehoben hat. Sie scheint ihm das höchste Gut, in dessen Besitz man vieles andere leicht entbehren kann. Von seinen Freunden will und wünscht er geliebt zu sein. Immer wieder kommt ihm jener berühmte Vers der Racineschen Phädra, der warnend vor seiner Seele steht, auf die Lippen: „Freundschaft, Freude großer Seelen, Freundschaft, welche die Könige, die erlauchten Undankbaren, zu ihrem Unglück niemals kennen lernen.“ Sicher ist er bei der Wahl seiner Freunde nicht dem blinden Zuge des Herzens allein gefolgt, aber noch weniger wird man ihm kluge Berechnung vorwerfen dürfen. War geistige Interessengemeinschaft wohl das stärkste verbindende Band, so zeigt doch sein schönes Wort über Winterfeld: „Er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch, er war mein Freund,“ daß er auch die Eigenschaften des Herzens und Gemütes zu schätzen wußte. Hat er freilich nur wenige unter den Genossen seiner Gesellschaft mit den Pfeilen seines Spottes verschont, so manchen damit von seiner Seite getrieben, heilig blieb ihm doch allezeit das Gefühl der Freundschaft selbst, das ihn uns als Menschen am nächsten bringt. Die Liebe zum Vaterland aber, der er im Schwung seiner Verse, im Lehrtone des Dialogs und hundertfach sonst in seinen Briefen und Schriften gehuldigt, die ihn zu dem weltbürgerlichen Zuge der Auf-

Abb. 136. Statuette von E. Bardou vom Jahre 1778.

klärung in Gegensatz stellt, sie ist für ihn nicht die „heroische Schwachheit“ Lessings, sie gehört zur Rüstung des großen Staatsmannes, zum geistigen Kronschatz des Königs ebenso wie die flammende Leidenschaft des Ruhmes, die seine Jugend durchglüht, der rastlos sinnende und wirkende Ehrgeiz der Macht, mit dem er auf der Höhe und im Niedergang seines Lebens das innerste Gesetz seines Staates vollstreckt.

Mit der Ruhe des philosophischen Denkers und der Umsicht des belesenen Geschichtskundigen hat er wiederholt die Vorzüge und Nachteile der einzelnen Staatsformen gegeneinander abgewogen. Wenn er sich immer wieder zum Schlusse für die Monarchie entschied, wenn er endlich den Angriffen der Encyklopädisten und Materialisten gegen die monarchischen Institutionen selber entgegentrat, den grauen chimärischen Gespenstern ihrer Theorieen die lebendige Wirklichkeit seiner Regierungserfahrungen gegenüberstellte, so gab er nicht nur seiner reiflichen Überzeugung Ausdruck, es sprach aus ihm die innere Stimme des geborenen Herrschers. Die kaum zu bewältigende Größe seiner Aufgabe hat er sich nie verhehlt, oft und schmerzlich genug hat er über die ungeheure Last geklagt, die er als einzelner tragen müsse; aber immer wieder triumphierte die Selbstherrlichkeit seiner königlichen Natur, die, wie einer seiner Vertrauten richtig beobachtet hat, allen Gebieten des Lebens, der Kunst wie der Wissenschaft, die Gesetze diktieren wollte. „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich handle, daß ich meine Pflicht thue und für das Vaterland kämpfe,“ mit diesen Worten hat er seinem Königtum für immer das charakteristische Gepräge gegeben.

Für das Zeitalter der Aufklärung ist Friedrich der königliche Repräsentant, für den aufgeklärten Absolutismus hat er den maßgebenden, vollendeten Typus geschaffen.

Daß die bewegenden Ideen seines Jahrhunderts mit ihm den Thron bestiegen, hier an weithin sichtbarer Stelle sich entfalten, sich bethätigen und bewähren durften, wurde von vorbildlicher Bedeutung. In Österreich, in den Klein- und Mittelstaaten des Reiches und weit über Deutschlands Grenzen hinaus bis zur Newa und zum Tajo machte sich der Geist des Fridericianischen Regimentes in segensreichster Weise fühlbar. Niemand wird heute mehr das ungerechte, unverständige Urteil Carlyles unterschreiben wollen, der im achtzehnten Jahrhundert wesentlich die Lüge und die Heuchelei herrschen sah und Friedrich in geraden Gegensatz dazu stellte. In Wahrheit ließ er sich von der alles fortreißenden Gedankenströmung seiner Zeit, welche der Menschheit die Aufklärung, den Fortschritt, das Glück bringen wollte, gern und willig tragen, mit planvoller Absicht leitete er sie zuerst in das Bett des staatlichen Lebens. An der beseligenden Stimmung, an den idyllischen Freuden, die seinem Jahrhundert eigentümlich sind, hat er freilich nur einen kargen Anteil gehabt, so sehr er auch dazu geschaffen war, sie zu genießen. Die Schwere seiner königlichen Pflichten, die Stürme seiner Regierung hielten ihn in zu starker Spannung und Unruhe.

Friedrichs überragende zeitgeschichtliche Stellung verknüpft sich aufs engste mit seiner abschließenden Bedeutung für eine Weltepoche. Er gehört zu jenen wenigen Großen der Geschichte, welche die Summe der Ideen und Strebungen ihrer Zeit zusammenfassen und die damit zugleich eine große historische Entwickelungsreihe beenden oder einleiten, wie Alexander der Große die hellenistische Zeit, Cäsar die römische Weltherrschaft, Karl der Große das mittelalterliche Imperium und Napoleon die Revolution. Das Zeitalter des Absolutismus, in dem durch drei Jahrhunderte hindurch die Ausbildung der zentralen Staatsgewalt und ihre Vereinigung in einer Hand sich in stetem stufenweisen Aufbau vollzieht, das in den Tagen Ludwigs XI. von Frankreich und Isabellas der Katholischen einsetzt, durch die Enge der Konfession und die Schranke des Hofes zur Weite des erleuchteten Despoten emporführt, findet im Regimente Friedrichs des Großen seinen krönenden Abschluß. Mit diesem Höhepunkt hat die Entwickelung ihre Kraft erschöpft, sie hat sich ausgegeben und ausgelebt. Nicht in der Steigerung der Machttendenzen des Staates, die heute noch umfassender, eindringlicher, bindender wirken, als vor hundertundfünfzig Jahren, wohl aber in der Form der Staatsleitung, an der die Unterthanen nunmehr ihren Anteil begehren und erhalten. Wenige Jahre nach Friedrichs Tode bricht die neue Epoche an. Die Mächte der Tiefe werden lebendig, die Massen des Volkes setzen sich in Bewegung,

Abb. 137. Denkmal Friedrichs des Großen zu Stettin. Von J. G. Schadow. 1793.

die souveräne Gewalt wird demokratisch. Angesichts der allgemeinen Verflachung, des nivellierenden Zuges, den die Entwickelung der Menschheit seitdem genommen, erscheint Friedrichs Gestalt noch gewaltiger und ragender. Über die Meeresfläche der modernen Massenherrschaft grüßt sie wie ein Leuchtturm vom jenseitigen Gestade.

Unermeßlich ist die Spannweite seiner Wirkung in der deutschen Geschichte. Was Friedrich für Preußen insbesondere bedeutet, ist oft gesagt und im Laufe dieser Darstellung anzudeuten wiederholt versucht worden. Das Beste und das Tiefste bleibt doch die „unzerstörbare innere Kraft, die unsterbliche Seele", die er seinem Staate trotz seiner künstlichen Schöpfung einzuhauchen gewußt hat.

„Keine Macht und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt"

Mit dem ungeheuren Gewicht, das Preußen auf die Gestaltung der deutschen Geschicke seit der Errichtung der brandenburgischen Markgrafschaft geübt hat, ist Friedrichs Arbeit aufs engste verbunden. Nur für seinen Staat gedacht und geleistet ist sie für das größere Vaterland, für die deutsche Nation von entscheidendem Einfluß geworden. Für ihren Drang nach Macht und Größe ist nichts bezeichnender, wie längst bemerkt worden ist, als daß dem ganz auf die Innerlichkeit gestellten, im Reich der Ideale heimischen Geiste des deutschen Volkes diese ihm in manchem so fremde, klare, scharfe Herrschergestalt innig

vertraut, zum Mittelpunkt der politischen Gedanken und Hoffnungen werden konnte. In allen bedeutsamen Augenblicken unserer neuesten Geschichte tritt sie führend und wegweisend voran, wird Friedrichs Andenken als eine tröstende, erhebende Macht heraufbeschworen, in der Stunde der Volkserhebung von 1813 wie in der Siegeswoche von 1866. Und wenn in den Zeiten der Stille der Schwabe Pfizer das Problem des deutschen Staates formulierte, seine Lösung suchte, so rief er des Königs Geist zu Hilfe:

„Adler Friedrichs des Großen, gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen mit der goldnen Schwinge zu."

Aber erst mußten sich die von den Hohenzollern gegossenen Formen des Staatswesens mit dem Geiste unserer klassischen Litteratur, unserer wissenschaftlichen Bildung erfüllen, mußten diese beiden größten Mächte unseres nationalen Lebens ihren Frieden und ihr Bündnis schließen, ehe wir wieder ein Volk werden konnten. Noch ein gewaltiger Bildner mußte über sie kommen, ehe aus jenen Formen das neue Deutsche Reich entstand. Wenn der Patriot wünscht, daß über dem jungen aufstrebenden Staate der Geist Friedrichs walte, so ist das nicht im Sinne des modernen Modephilosophen, die „Skepsis der verwegenen Männlichkeit" mit ihrem erobernden und zerstörenden Zuge, sondern es sind die aufbauenden und erhaltenden Eigenschaften des großen Königs: seine weitschauende Umsicht, seine kluge Wachsamkeit, seine maßvolle Besonnenheit, seine Standhaftigkeit und seine Pflichttreue bis zum letzten Atemzuge.

Abb. 138. Friedrich der Große.
Stich von D. Berger nach J. C. Frisch.

Inhalt.

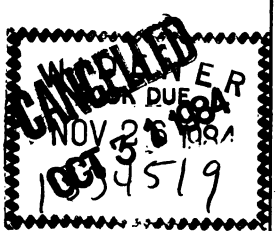
		Seite
I.	Friedrich im Urteil der Nachwelt	1
II.	Erste Jugenderziehung	6
III.	Konflikt mit dem Vater	12
IV.	Küstriner und Ruppiner Lehrjahre	17
V.	Rheinsberg	22
VI.	Voltaire und Friedrichs Philosophie	25
VII.	Politische Vorbereitung	28
VIII.	Thronbesteigung. Politische Versuche. Der Anspruch auf Schlesien	33
IX.	Erster schlesischer Krieg (1740—1742)	38
X.	Politisches Zwischenspiel	44
XI.	Zweiter schlesischer Krieg (1744—1745)	48
XII.	Sanssouci. Friedrichs künstlerische und litterarische Thätigkeit	52
XIII.	Verwaltungsarbeit des Königs	67
XIV.	Friedrich als Soldat	74
XV.	Zehn Friedensjahre preußischer Politik (1746—1756)	79
XVI.	Europas Bund gegen Preußen	84
XVII.	Friedrichs Losbruch im Sommer 1756	88
XVIII.	Die Besetzung Sachsens und ihre Folgen	92
XIX.	Friedrichs Offensive von 1757	97
XX.	Das Kriegsjahr 1758	105
XXI.	Das Kriegsjahr 1759	110
XXII.	Die drei letzten Kriegsjahre und der Hubertusburger Friede 1763	114
XXIII.	Friedrich als Feldherr und als Mensch im Kriege	122
XXIV.	Friedrichs Sorge für Kolonisation und Landwirtschaft	127
XXV.	Friedrichs Gewerbe- und Handelspolitik	132
XXVI.	Friedrichs Änderungen im Steuerwesen und seine Stellung zum Beamtentum	138
XXVII.	Preußen mit Rußland im Bunde. Die erste polnische Teilung 1772	141
XXVIII.	Friedrichs Widerstand gegen Kaiser Josefs Pläne (1778—1785)	146
XXIX.	Friedrichs erzieherische Wirksamkeit. Sein Alter und Tod	152
XXX.	Friedrichs Wesen und geschichtliche Stellung	161

PB-0002975-SB
725-2ST
5

H.28

PB-000297S-SB

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.



Ger 4275.114
Friedrich der Grosse,
Widener Library
003779443
3 2044 086 103 678